This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 34 20.23

THE SLAVIC COLLECTION

Harvard College Library

GIFT OF

Archibald Cary Coolidge, Ph.D.
(Class of 1887.)

Received ~~1 July, 1895.~~
5 Nov. 1898

23

Kaukasische Reisen und Studien.

Neue Beiträge

zur

Kenntnis des kaukasischen Landes.

Von

C. Hahn,
Professor am I. Gymnasium zu Tiflis.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1896.

Kaukasische

Reisen und Studien.

Neue Beiträge

zur

Kenntnis des kaukasischen Landes.

Von

C. Hahn,

Professor am I. Gymnasium zu Tiflis.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1896.

Slav 3420.23

839/37

NOV 5 1898
LIBRARY.

Dr A. C. Coolidge

Alle Rechte vorbehalten.

Ihrer Kaiserlichen Hoheit

der Frau Grofsherzogin

Anastasia Michailowna

von Mecklenburg-Schwerin,

Grofsfürstin von Rufsland

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfasser.

Kaiserliche Hoheit!

Die günstige Aufnahme, welche das kleine Buch „Aus dem Kaukasus“ von seiten der Kritik hat erfahren dürfen, giebt mir den Mut, schon jetzt eine Fortsetzung desselben erscheinen zu lassen. Der herrliche Kaukasus drängt sich demjenigen, der irgend welche Liebe zur Natur und einiges Interesse für das Leben der Völker und ihre Sprachen hat, gewissermafsen von selbst auf. Er will beschrieben sein. Nur wenige wollen das leider verstehen und doch wäre es so wünschenswert, dafs von recht vielen Seiten Bausteine herbeigetragen würden, aus denen ein tüchtiger und begabter Baumeister ein solides Gebäude der Geographie, Ethnographie und Linguistik des Kaukasus aufbauen könnte. Namentlich über den Kleinen Kaukasus ist noch sehr wenig gearbeitet worden und doch bietet auch dieser gleich dem Grofsen so viel bemerkenswertes. Sollte die

„Perle“ des Kleinen Kaukasus, Borschom z. B. nicht einer eingehenden Beschreibung würdig sein? Ich habe in diesem Buche versucht, mit meiner schwachen Feder dieser Aufgabe näher zu treten, bis ein gröfserer Meister dieselbe in mehr zufriedenstellender Weise löst. Einstweilen würde ich es als höchstes Glück betrachten, wenn Eure Kaiserliche Hoheit die Gnade hätten, diese meine Schilderungen als ein neues bescheidenes Blatt einzureihen in das Buch Höchst Ihrer Jugenderinnerungen.

Tiflis im März 1896.

C. Hahn.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Die Grofse Kabarda und die Berg-Tataren am Elbrus (Sommer 1891)	1
II.	Hochzeitsgebräuche bei den Kabardinern	38
III.	Eine Reise in das Quellengebiet des Kuban (Juni 1892) . .	52
IV.	Die bedeutendsten Gletscher des kaukasischen Gebirges . .	87
V.	Heilige Haine und Bäume bei den Völkern des Kaukasus .	118
VI.	Die Höhle Olissai-dona in Digorien	131
VII.	Zwei Wochen im nördlichen Daghestan (Sommer 1895) . .	139
VIII.	Einiges über die Kumyken	177
IX.	Eine Schülerfahrt von Tiflis nach Baku (Ende März 1892) .	209
X.	Die Sekte der Duchoboren in Transkaukasien	227
XI.	Kreuz- und Querzüge im Kleinen Kaukasus	240

I.

Die Grofse Kabarda und die Berg-Tataren am Elbrus. (Sommer 1891.)

I.

Längst schon hegte ich die Absicht, auch einmal dem nördlichen Kaukasus einen Besuch abzustatten. Als ich unschlüssig, wohin ich die Schritte lenken sollte, die Karte aufschlug, fiel mein Blick von ungefähr auf den Namen Baksan, was in der Übersetzung lautet: „Schau selbst!" Der herausfordernde Name zog mich an. Mein Plan stand fest, diesen Zufluſs des Terek mit eigenen Augen zu schauen und ihn bis zu seinem Ursprung, bis zu den Gletschern des Elbrus zu verfolgen. Einige Kollegen erklärten sich bereit, an dem Ausflug teilzunehmen, um so lieber, als sie viel Schönes von jenen Gegenden hatten erzählen hören. Die Dauer der Reise war auf etwa zwei Wochen festgesetzt. Die Marschroute lautete: Tiflis-Wladikawkas-Naltschik-Aul-Urusbiew-Gletscher-Asau und Terskol. Über den Rückweg sollte später Beschluſs gefaſst werden. Am 16./28. Juni früh morgens fuhren wir mit Postpferden aus Tiflis aus und waren anderen Tags abends in Wladikawkas. Die Nacht hatten wir in Mleti, einer Poststation am Fuſse des Passes,

zugebracht. Die grusinische Heerstrafse ist eine vortreffliche Chaussee, welche nach grofsen Mühen unter der Statthalterschaft des Fürsten Bariatinsky im Jahre 1863 fertiggestellt worden ist. Schwere Kämpfe mit der wilden Natur und unbändigen Bergvölkern mufsten geführt werden, um das grofse Werk zu ermöglichen, dessen Vollendung den Russen alle Ehre macht. Die Strafse führt im Thal der Aragwa (welches sie nur kurze Zeit bei Duschet verläfst) aufwärts, überschreitet bei Gudaur den grofsen Kaukasus in einer Höhe von 7977 Fufs und steigt dann in das Thal des Terek nach Wladikawkas hinab. Mit vorzüglichen Postpferden wird die 200 Werst betragende Entfernung in 20 bis 24 Stunden ohne Gefahr zurückgelegt; auf jeder Station sind im Durchschnitt 60 bis 70 Pferde, so dafs selbst bei starkem Verkehr die Reisenden selten liegen bleiben. Eine regelmäfsige Verbindung vermitteln zwei Eilwagen und zwei Omnibusse, welche alltäglich von den zwei Endpunkten abgelassen werden. Das gewöhnliche Publikum dagegen benützt Furgons, welche den Weg in fünf bis sechs Tagen zurücklegen.

Eine eingehende Beschreibung dieser interessanten Bergstrafse kann hier meine Aufgabe nicht sein. Ich erlaube mir nur einige kurze Bemerkungen. Wer den Kaukasus überhaupt näher kennt, dem wird die grusinische Heerstrafse weniger imponieren; es fehlt da vor allem an dem das landschaftliche Bild belebenden Vordergrund in Gestalt von saftigen Wiesen, grünenden Wäldern, anmutigen Dörfern; kahl und steil starren fast allenthalben die nackten Felsen zum Himmel empor. Selbst die reifsenden Bergströme beleben wenig die Landschaft, denn sie sind in felsige Ufer gebettet und tragen zu sehr den Charakter der Zerstörung an sich. Wer die begeisterten Schilderungen der russischen

Dichter und der Reisenden aller Nationen mit der Wirklichkeit vergleicht, der fühlt sich wohl nicht wenig enttäuscht. Wir sind freilich weit entfernt davon, der grusinischen Heerstraſse ihre groſsartig wilde Schönheit absprechen zu wollen, aber eines bleibt doch wahr, es ist eine kalte Schönheit, welche den Beschauer nicht erwärmt. Die berühmte, viel besungene Darial-Schlucht („das Thor der Alanen") ist groſsartig durch den Aufbau mächtiger Felsmassen, aber trostlos durch die Kahlheit der nackten Felswände; die leblosen Felsbrocken, durch Einwirkung des Wassers und unterirdischer Kräfte unordentlich im Engpasse durcheinander geworfen, haben alles Leben hier begraben und wo solches allenfalls in Gestalt von Blumen und Gesträuch wieder erscheint, wird es beständig durch die reiſsenden Fluten des schwellenden Stroms oder durch Stein- und Felsstürze wieder im Keime erstickt. Das Einzige, was hier noch einiges Leben zeigt, ist der unbändige Terek [1], welcher sich tobend durch die enge Pforte drängt. Er rollt in seinen Wassern gewaltige Steine fort; wo sie ihm aber zu groſs und zu mächtig sind, da bäumt er sich an ihnen auf und wälzt sich in mähnenartigen Gebilden über sie weg. Wenn ich den Touristen einige ansprechende Landschaften

[1] Der Terek (grusinisch Lomechi) heiſst in seinem Oberlauf ebenfalls Aragwa. Er entspringt den Gletschern der Truso-Schlucht, welche im Norden vom Kasbek, im Süden von der Hauptkette, im Westen von dem Grat begrenzt wird, der den Hauptkamm mit dem Nebenkamm verbindet. Der Fluſs biegt südlich um den Kasbek aus, wendet sich aber bei der Station Kobi nach Norden, durchbricht in der Darial-Schlucht einen Seitenkamm des Hauptgebirgs und tritt bei Wladikawkas (Terk-kale) in die Ebene. Seine Länge beträgt ca. 500 Werst, von welchen 90 auf das Gebirge kommen. Zwischen Kobi und Wladikawkas ist die Schnelligkeit des Falls im Mittel 10 Faden auf die Werst, in der Ebene verringert sich die Schnelligkeit seines Laufs mehr und mehr. Trotz seiner Wassermenge ist der Fluſs nicht schiffbar; seine Mündungen sind sehr seicht.

aufzeigen soll, so kann ich deren auf der langen Strecke kaum mehr als vier finden. Nummer eins: die Strecke Ananur-Passanaur mit hübschem Laubwald und frischen Alpenmatten. Besonders effektvoll hebt sich die altehrwürdige Kirche von Ananur mit ihren alten Befestigungen auf mäfsig hohem Hügel von dem dunkelgrünen Hintergrunde der bewaldeten Bergabhänge ab. Nummer zwei: der Pafs von Gudaur — ein ziemlich breites Plateau mit reicher Alpenflora. Die wohlriechende gelbblühende Azalea pontica bildet inmitten der bunten Alpenwiesen gröfsere und kleinere Buschpartien. Sie stand am 17./29. Juni gerade in voller Blüte. Vom Pafs haben wir eine schöne Aussicht auf die etwa 3000 Fufs tiefer gelegenen ossetischen Aule im Aragwa-Thal und auf die nahen Schneeberge. Drittens: der Ausblick vom Balkon der Station Kasbek: Im Vordergrund der Teker und der ossetische Aul Gergeti, dahinter auf der Spitze des Kwenem-Mta die uralte Kirche Zminda-Sameba (d. i. Kirche der heiligen Dreieinigkeit, der Sage nach von der Königin Tamara erbaut. Hieher sollen in kriegerischen Zeiten die Schätze der Kathedrale von Mzchet geflüchtet worden sein). — Dann im Hintergrunde die gewaltige Pyramide des Kasbek. Noch viertens: die Strecke von Balta nach Wladikawkas, wo Wald, Buschwerk, Gärten und muntere, klare Bächlein, aus malerischen Schluchten hervorkommend, das Auge des Wanderers erfreuen. Die aus Meran berichtete Katastrophe von Martell, welche ich neulich in der „Allgemeinen Zeitung“ gelesen, erinnert an eine ähnliche Katastrophe, welche sich vor bald 60 Jahren in der Darialschlucht ereignet hat. Zwischen den Stationen Kasbek und Lars steht hoch oben am Felsen auf dem rechten Ufer des Terekflusses eine Aufschrift, die besagt, dafs im Jahre 1832 der Absturz des Dewdoraki-

Gletschers diese Höhe erreicht habe. Im Laufe eines Jahrhunderts sind sechs solcher Abstürze erfolgt, unter welchen der genannte der bedeutendste war. Am 12. August 1832 morgens 5 Uhr kamen ungeheure Massen von Schnee, Eis und Steinen mit schrecklichem Getöse vom Gletscher herab und sperrten das Thal des Terek auf zwei Werst in einer Mächtigkeit von 50 Saschen. Der Inhalt der ganzen Masse wurde auf 1 600 000 Kubiksaschen berechnet. Der wilde Terek, welcher damals hoch angeschwollen war, wurde einige Stunden in seinem Laufe aufgehalten und bildete einen grofsen See, während man ihn in Wladikawkas durchwaten konnte. Zwei Jahre lang mufste der Verkehr zu Fufs oberhalb der Schnee- und Eismassen vermittelt werden. Als sich im zweiten Jahre in der Masse eine grofse Spalte bildete, wurden die Reisenden in Kisten sitzend an Seilen hinüber und herüber befördert. Da die goognostische Gestaltung der Gegend: loses Gestein, krystallinische Schiefer, trachytische Laven und Schlackenreste von den einstigen Eruptionen des Kasbek, Abstürze begünstigt, so ist eine Wiederholung der Katastrophe nicht ausgeschlossen und wird deshalb die Bewegung des Gletschers beständig beobachtet. Den eigentlichen Grund der Abrutschung will man in der jeweiligen Stauung des Wassers der aus dem Gletscher hervorkommenden Amilischka finden[1].

Die Sonne stand noch ziemlich hoch über dem Hori-

[1] Der Dewdoraki-Gletscher hat nach Vereinigung der drei Hauptarme bei einer Länge von zwei Werst eine Breite von 100 bis 170 Faden. Das Ende liegt zwischen 7500 und 7850′ über dem Meer. Die Dicke des Eises am unteren Ende beträgt 300, in den mittleren Partien 290—250′. Der Fall des Gletschers gleicht $10^1/_2{}^0$. Die Bewegung betrug 1863—66 3,9 Zoll pro Tag, 1866—67 4,5 Zoll (während z. B. das Mer de glace im Chamounixthal sich täglich zwischen 1,3 und 1,7′ bewegt). Der Dewdoraki ist in den 13 Jahren 1863—76 um 110 Faden vorgerückt, während alle anderen Gletscher des Kaukasus zurückgehen.

zont, als wir Wladikawkas erreichten. Die Stadt, bei den Bergbewohnern auch Kapkai und Terk-Kale genannt, steht auf der Stelle einer vor etwa 100 Jahren erbauten kleinen Festung, sieben Werst unterhalb der Stelle, wo der Terek aus den Bergen tritt. Zu beiden Seiten des Flusses gelegen, macht sie mit ihren zahlreichen Gärten und ihren durch die Straſsen ziehenden Alleen einen sehr freundlichen Eindruck. Wladikawkas zählt über 30 000 Einwohner, ist aber mehr Beamten- und Militärstadt denn ein Mittelpunkt des Handels. Die Oberverwaltung des Terekgebietes hat hier ihren Sitz. Herrlich ist der Ausblick auf die Ausläufer der Hauptkette, welche hinter einer reichlich bewaldeten Hügelreihe von mäſsiger Erhebung zu beträchtlicher Höhe fast senkrecht aufsteigen und in ihren Gipfeln (z. B. dem Tafelberg) 10 000′ und darüber erreichen. Die Stadt selbst liegt 2436′ über dem Meere (fast 1000′ höher, als Tiflis [1488′]), hat ein angenehmes, mäſsiges Klima — mittlere Jahrestemperatur 8,7; die niedrigste Durchschnittstemperatur im Februar —4°, die höchste im August + 20,3° — und ziemlich viel Regen, welche die Luft und das Pflanzenreich erfrischen (844 mm pro Jahr). Der Sommer ist verhältnismäſsig kühl, und es lieſse sich in der Stadt ganz gut leben, wenn sie nicht durch ihre Lage auserkoren wäre, der Zufluchtsort allen möglichen Gesindels aus den Bergen zu sein. In keiner Stadt des Kaukasus kommt so viel Mord und Raub vor, wie hier, und in den meisten Fällen haben die verrufenen Inguschen ihre Hand mit im Spiel. In Wladikawkas versahen wir uns mit den nötigen Papieren von seiten des Chefs des Terekgebietes und Hetmans des Terek-Kosakenheeres; sie wurden uns in liebenswürdigster Weise ausgestellt, um so mehr, als unser hoher Vorgesetzter, der Kurator des kaukasischen Lehrbezirkes, uns in vor-

sorglicher Weise sehr gute Empfehlungen mitgegeben hatte. Da in der Stadt auch ein Oberst Fürst Urusbiew wohnt, ein Angehöriger der bei den Bergtataren angesehensten Familie, so baten wir auch ihn um Briefe an seine Verwandten. Er stellte uns solche bereitwilligst aus, sagte uns aber, dafs dort oben ein „schlechtes Volk“ wohne. Zum Glück haben wir dasselbe aber nicht so schlimm gefunden, und hatten das vielleicht unsern guten Papieren zu verdanken.

Um nach Naltschik zu gelangen, benützten wir die Bahn bis zur Station Kotlerewskaja und legten die noch 47 Werst betragende Strecke mit Postpferden zurück. Sogleich hinter der genannten Station betreten wir die „grofse Kabarda“ [1]. Man nennt so ein ethnographisches (nicht administratives) Gebiet, welches im Westen sich bis zu den Ostabhängen des Elbrus und seiner nördlichen Ausläufer, sowie zu den Quellen der Malka und Kuma erstreckt, im Norden durch das Dschinal-Gebirge und die Malka bis zu deren Einflufs in den Terek begrenzt wird; im Osten reicht das Gebiet nicht ganz bis zum Terek, im Süden bis zu den sogenannten „schwarzen Bergen“ und dem kabardinischen Gebirge. Während die Kabarda im Westen und Süden gebirgig ist, bildet der nordöstliche und östliche Teil ebenes Steppenland. Durchflossen wird die grofse Kabarda vom Baksan und seinen Zuflüssen, Malka, Tschegem und Tscherek mit Urwan. Nach Norden, Nordosten und Osten ist das Land in einem grofsen Halbkreis von russischen Ansiede-

[1] Im Unterschied von der „kleinen Kabarda“, einem ebenfalls von Kabardinern bewohnten Landstrich auf dem rechten Ufer des Terek, im Westen und Norden vom Terek, im Osten von dessen Zufluſs Karp begrenzt, während sie im Süden bei den Bergen Samankul an Ossetien stöſst. In früherer Zeit reichte die kleine Kabarda bis zur Mündung der Sunscha und die kabardinischen Fürsten hatten die sich dort ansiedelnden Tschetschenzen (Inguschen) und Osseten von sich abhängig gemacht. Die kleine Kabarda macht etwa den 8. Teil der grofsen aus.

lungen umschlossen; im Westen sind die Karatschaier, im Süden die Bergtataren und Osseten Grenznachbarn. Der Hauptplatz der Nabarda ist Kaltschik, der Sitz des Kreischefs, dem auch die Bergtataren untergeordnet sind. Unser Weg führt zunächst durch die Steppe, welche hier am Fuſse der kaukasischen Berge weniger einförmig erscheint, als in Südruſsland. Die Steppe hat hier nicht nur im Frühjahrskleid, wo sie ein unabsehbares Meer von frischem Grün bildet, besät mit den mannigfaltigsten Blumen, sondern zu jeglicher Jahreszeit ihren eigentümlichen Reiz. Ackerland, Heuschläge, Weideplätze, Gebüsch und kleine Wäldchen wechseln mit einander ab. Der Horizont ist nur im Süden und Südwesten durch den Kaukasus begrenzt, nach den anderen Richtungen breitet sich eine unendliche Ebene aus. Wie Inseln ragen da und dort die Dörfer und Aule hervor mit ihren Pappeln und Obstbäumen, während in Nähe und Ferne sich regelmäſsig geformte Hügel verschiedener Gröſse auf dem ebenen Plan erheben. Es sind die sogenannten Kurgane, die man hier nach Hunderten zählen kann. Angepflanzt ist die Steppe wenig, sie ist wasserarm, könnte aber durch Wasserleitungen aus den zahlreichen Flüssen leicht bewässert werden. Nur an wenigen Stellen werden Gerste, Weizen, Hirse, Mais, Kartoffeln und Hanf angebaut; verwilderter Wein, welcher am Buschwerk hinaufrankt, legt Zeugnis dafür ab, daſs hier einst auch Weinbau getrieben worden. Auf groſsen Strecken erblicken wir die sogenannten „Bachtschi“ d. i. Melonenpflanzungen, welche hier trefflich gedeihen. Das hohe Gras der Steppe, das an sumpfigen Stellen hochaufgeschossene Schilfrohr und das Buschwerk bergen eine Menge von Wild, namentlich Fasanen, Hasen und Wildschweine. Dort finden aber auch die gefährlichen Abreken gute Schlupfwinkel, wenn sie es nicht vorziehen,

in den undurchdringlichen Wäldern und Schluchten der Berge ihre Zuflucht zu suchen. Die Abreken sind Räuber und deren haupfsächlichstes Handwerk — der Pferdediebstahl. Wenn der Bewohner jener Gegenden durch irgend ein Vergehen vor dem Gesetz verantwortlich geworden ist, so sucht er sich durch Flucht der Strafe zu entziehen und treibt sich in der Steppe herum, durch Raub seinen Unterhalt erwerbend. Daher müssen die in der Steppe Ansässigen wohl auf ihrer Hut sein. Die wenigen Kosakenposten reichen nicht aus, um mit dem Gesindel fertig zu werden. Wie gefährlich diese Abreken sind, geht unter anderm daraus hervor, dafs sie kurz vor unsrer Ankunft an der Malka einen Tabun von mehr als 100 Pferden weggetrieben hatten. Die Abreken sind gewandte Reiter, und die Kosaken haben einen schweren Stand gegen sie. Bei der Verfolgung bedient sich der Kosak einer einfachen List, er sprengt niemals von links, sondern stets von der rechten Seite gegen den Abreken an, weil dieser vom Pferde von rechts aus nicht schiefsen kann. Gerät der Abreke dem Kosaken in die Hände, so wird in der Regel kurzer Prozefs mit ihm gemacht. — Doch wir kehren auf einige Augenblicke zu den Kurganen zurück, welche unser volles Interesse in Anspruch nehmen. Sie sind die Grabdenkmäler eines Volkes, welches einst diese Steppen bewohnt hat[1]. Dieses Volk hat keine Denkmäler anderer Art hinterlassen, wir finden auf dem weiten Plan keine Ruinen oder andere Überbleibsel von menschlichen Ansiedelungen. Daher liegt die Vermutung nahe, dafs diese Kurgane von einem Nomadenvolk herrühren. Noch sind sie wenig erforscht, aber die wenigen, welche ausgegraben worden, haben reichliche

[1] Die Begräbnisstätten der Kabardiner selbst unterscheiden sich in nichts von den gewöhnlichen mohammedanischen.

Ausbeute ergeben. Man hat Gold und Goldmünzen (arabische), Spangen, Gemmen, Ohrgehänge und verschiedene andere Gegenstände, auch allerlei Figuren in denselben gefunden; auffallend sind einige löffelartig geformte Werkzeuge, deren Boden durchlöchert ist, so dafs sie an Theesiebe erinnern. Das vorherrschende Metall ist Bronze. Gar merkwürdig geformte Schädel bergen diese Grabstätten. Bei dem Kreischef von Naltschik, Hrn. V., welcher eine ziemlich reiche Sammlung dieser Gräberfunde besitzt, sah ich einige Schädel mit auffallend breitem Hinterhaupt, andere mit sehr spitzem Gesichtswinkel, welcher wohl durch künstliches Pressen des Schädels in der Kindheit hergestellt worden; ein Schädel zeigte oberhalb der Augenhöhlen sehr starke hornartige Auswüchse. Da noch wenige Kurgane geöffnet sind und die Ausgrabungen bis jetzt nicht systematisch betrieben wurden, so läfst sich ein endgültiges Urteil noch nicht darüber fällen, von welchem Volk und aus welcher Zeit diese Gräber stammen, ob wir es mit einem oder mehreren Völkern hier zu thun haben und auf welcher Stufe der Kultur dasselbe oder dieselben gestanden haben. Einige der Kurgane sind von habsüchtig rohen Händen ihres kostbaren Inhalts beraubt und wieder zugeworfen worden, andere dienten russischen Batterien zur Zeit des Kampfes mit den Bergvölkern als Standpunkt und wurden für diesen Zweck abgegraben. Die bis jetzt geöffneten Grabhügel weisen in ihrem Innern dreierlei Formen auf: entweder ist das eigentliche Totengemach aus grofsen Kieseln zusammengesetzt, oder aus steinernen Platten gefügt oder es stellt einen aus Balken und Brettern hergestellten Raum dar. Diese Totenkammern werden dann entsprechend der Bedeutung der Verstorbenen mit einer höheren oder niederen Erdschicht bedeckt. Sehr oft ist die Erde mit Steinen vermengt und

die Masse so fest geworden, daſs sie der Hacke des Archäologen kräftigen Widerstand leistet. Wie in einige dieser Kurgane altrussische Heiligenbilder verschleppt werden konnten, ist schwer zu erklären; möglich, daſs einige schon geöffnete Grabhügel später den Kosaken als Begräbnisstätten dienten, möglich auch, daſs sie als Kriegsbeute den Kämpfern mit ins Grab gelegt wurden. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich einer anderen Art von Grabmälern, welche jedenfalls einer späteren Zeit angehören. Beim Aul Ataschukin stehen deren drei, weiter oben, wo der Gondelenfluſs sich mit dem Baksan vereinigt, deren über ein Dutzend. Die seltenere Form stellt ein gemauertes Achteck von etwa 7 Fuſs Höhe dar, oben offen, auf den acht Ecken sind oben kugelförmige Kiesel von der Gröſse eines menschlichen Kopfes befestigt. In einer der acht Seiten bemerken wir eine kleine fensterartige Öffnung, durch welche ein Mensch bequem einsteigen kann. Die andere häufigere Art ist ebenfalls ein Achteck mit massivem steinernen Dachgewölbe, das Dach läuft spitz zu und bilden die Kanten Kreisausschnitte. Diese Mausoleen haben eine Thüröffnung von etwa 4 Fuſs Höhe, entweder viereckig oder oben mit einem Rundbogen versehen. Die arabischen Inschriften sind meines Wissens noch nicht entziffert. Auf unsere Frage, wem man diese Denkmäler zuschreibe, sagten die einen, daſs hier kabardinische Fürsten begraben seien, andere wollten wissen, daſs krym'sche Khane, welche einst mit den Kabardinern langwierige Kriege geführt, hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Das Volk, welches jetzt die Kabarda bewohnt und welches dem Land seinen Namen gegeben, sind die Kabardiner. Man zählt ihrer über 70000 Köpfe beiderlei Geschlechts. Es ist der einzige Zweig der Adyge, welcher seine

Besitzungen beibehalten hat, während die anderen tscherkessischen Stämme fast alle es vorzogen, in die Türkei auszuwandern. Nach Beendigung des kaukasischen Krieges auf der sogenannten „rechten Flanke“ hatte die russische Regierung den Tscherkessen[1] die Alternative gestellt, entweder in die Türkei auszuwandern oder aber in der Ebene sich anzusiedeln, wo ihnen im Falle von Unruhen leichter beizukommen wäre, als in den schwer zugänglichen Hochthälern. Die meisten zogen die Auswanderung vor, und man nimmt an, dafs über eine Million Köpfe den nördlichen Kaukasus verlassen haben. Nur spärliche Überreste sind nachgeblieben (an der Laba und am Selentschuk) und bilden inmitten der anderen Völker kleine Inseln, wie die Abadsechen (16000), Bscheduchen (12000), Besleneewzen (6000), Schapsugen (2500) etc. Allein die Kabardiner blieben in voller Zahl zurück. Es war das einst der kriegerischste und mächtigste Stamm der Adyge, dessen Gebiet und Machtvollkommenheit sich bis zur Mündung des Terek erstreckten. Sie waren es auch, welche mit den Russen zuerst diplomatische Beziehungen anknüpften, als diese anfingen, sich im Kaukasus festzusetzen. Zu jenen Zeiten waren die Kabardiner Christen und suchten bei den Zaren von Moskau gern Hülfe gegen die Türken und krym'schen Chane. Iwan der Grausame liefs ihnen Kirchen bauen (von denen übrigens sehr wenig Überreste vorhanden sind) und heiratete sogar die kabardinische Prinzessin Maria. Aber auch die Chane der Krym suchten die Kabardiner für sich zu gewinnen. Als einfachstes Mittel dazu diente ihnen der Islam. Bald sehen wir in den höheren, einflufsreichen Geschlechtern die Lehre Mohammeds verbreitet und von da

[1] Vgl. Weidenbaum, Führer durch den Kaukasus. (In russischer Sprache erschienen.) Tiflis 1888.

im Volke Fuſs fassen. Aber die russischen Fürsten waren klug genug, auch mit den mohammedanischen Kabardinern gute Beziehungen zu unterhalten. Katharina die Groſse z. B. beehrte das Volk mit verschiedenen Reskripten, wie solche kein anderes der kaukasischen Bergvölker erhalten hatte. Die Verfassung der Kabardiner war eine aristokratische. Die groſse Kabarda gehörte vier fürstlichen Häusern, von welchen die Ataschukin bis auf den heutigen Tag noch eine groſse Rolle spielen. Die Aristokratie (work), ebenso wie das gemeine Volk (pschitl) leisteten ihren Fürsten und Anführern (pschi) unbedingten Gehorsam. Dank der aristokratischen Verfassung erwuchs in der Kabarda ein besonderes System der Etikette in den Beziehungen zwischen den einzelnen Ständen und die Kabarda galt einst und gilt jetzt noch als das Land des guten Tons und der feinen Manieren[1]. Zu der Zeit, wo die Amalytschestwo, d. h. der Gebrauch, die Kinder zur Erziehung in fremde Familien abzugeben, bestand, schickten die anderen Tscherkessen und die Abchasen gern ihre Söhne hierher. Auch was das Kostüm, die Bewaffnung, den Reitcomment etc. anbelangt, galten die Kabardiner für die umliegenden Völker und sogar für die Kosaken als Vorbilder. Die kabardinische Aristokratie erhielt im Jahre 1867 einen schweren Schlag durch die Befreiung des niederen Volkes von der Leibeigenschaft der Fürsten, welche bald nach völliger Unterwerfung unter die russische Regierung erfolgte. Über Abstammung und ältere Geschichte des Volkes herrschen nur mündliche Überlieferungen, denen man aber zu viel Vertrauen nicht schenken darf. Diese wurden einst durch die Volkssänger Uoredhu (Geguako) im Gedächtnis des Volkes wach er-

[1] Sehr möglich, daſs man uns aus lauter Etikette in einigen Häusern die Aufnahme verweigerte, weil die Männer nicht zu Hause waren.

halten, aber seit langer Zeit sind sie verstummt. Ein Kabardiner aus edlem Geschlechte, Schora-Bekmursin-Nogmow, hat im Jahre 1861 eine Geschichte seines Volkes verfafst, welche von dem verstorbenen Geheimrat A. Bergé deutsch bearbeitet worden ist. Neuerdings hat Herr L. Lopatinsky, der Gehülfe des Kurators des kaukasischen Lehrbezirks, eine neue Sammlung von Sagen veranstaltet[1], in welchen der Narte Sosruko und der Dschigit Ademirkan, der dank seinem Zauberpferd seine Heldenthaten vollbringt, die Hauptrolle spielen. Lopatinsky hat auch die Sprache eingehender erforscht und eine kurze Grammatik derselben geschrieben. Uns interessiert einstweilen in den Sagen nur die Überlieferung, dafs die Kabardiner an ihre jetzigen Wohnsitze vom Ostufer des Schwarzen Meeres[2] und von der Mündung des Kuban unter Anführung des „Kabarda" gekommen seien. Aber um welche Zeit solches geschehen, dafür haben wir keinerlei Anhaltspunkte.

Nach dieser Abschweifung in das Gebiet der Sage und Geschichte kehren wir in die Wirklichkeit, zu unserer Marschroute zurück. Ehe wir nach Naltschik kamen, fuhren wir durch die deutsche Kolonie Alexandrowskaja. Die Umgebungen der Kolonie berühren das Auge angenehm durch den geordneten Acker- und Gartenbau. Doch macht die Kolonie selbst mit ihren kleinen unansehnlichen Häusern, deren Wände aus Lehm, mit Häcksel vermischt, hergestellt sind, und mit ihren Stroh- oder Schilfdächern einen ärmlichen Eindruck. Aus den Trachten der Männer und Frauen

[1] L. Lopatinsky, Kabardinische Sagen mit Urtext und Wörterbuch. Anhang: kurze Grammatik der kabardinischen Sprache (russisch), in der Sammlung von Materialien zur Beschreibung der kaukasischen Länder und Völker. Bd. XII, Tiflis 1891.

[2] Damit stimmt auch, wenn manche in den alten Kerketen am Schwarzen Meer die Urahnen der Tscherkessen finden wollen.

schliefse ich, dafs die Kolonisten gute Schwaben sind. Sie stehen bei den Kabardinern als arbeitsame und verständige Hauswirte in grofsem Ansehen, sollen aber die Absicht haben, nach dem Beispiele anderer Kolonien im Kreise Pjätigorsk nach Südamerika auszuwandern. In Naltschik selbst trafen wir neben der kabardinischen Bevölkerung auch russische Familien, welche sich hauptsächlich mit Handel beschäftigen; auch der Starschina ist Russe. Der Ort, der etwa 4000 Einwohner zählt, liegt sehr hübsch zu Füfsen der Berge am Flüfschen gleichen Namens, dessen Thal im Oberlauf viele landschaftliche Schönheiten bietet. Wegen seiner gesunden Lage wird Naltschik in neuerer Zeit namentlich Lungenkranken als Sommeraufenthalt anempfohlen; Kumys ist dort billig zu haben. Von Naltschik gings durch die Steppe an verschiedenen kabardinischen Aulen vorbei — auch der wasserreiche Tschegem mufste durchfahren werden — zur Station Baksan und von da ebenfalls mit Postpferden nach Gondelen. Einige Werst oberhalb Baksan treten zu beiden Seiten des Flusses in ziemlicher Entfernung von seinem tiefeingeschnittenen Bette Hügelreihen auf. Die Thalsohle ist vorderhand noch einige Werst breit, verengert sich aber aufwärts immer mehr, während die Hügelreihen in ansehnliche Felsenwände sich verwandeln, deren auffallend geformte Zacken zur Bildung mancher Volkssagen Veranlassung gegeben haben.

Wir hatten bis dahin mit den Kabardinern eigentliche Bekanntschaft noch nicht gemacht; ein starker Gewitterregen zwang uns, vor eintretender Dunkelheit in dem grofsen Aul Ataschukin ein Unterkommen zu suchen. So leicht ging das nicht. Die Leute, welche wir nach dem Starschina fragten oder um Aufnahme baten, stellten sich, als ob sie uns nicht verständen, oder verstanden uns wirklich nicht.

Wie Geächtete standen wir mit unsern Pferden im strömenden Regen und heillosen Schmutz. Endlich half uns ein russischer Knabe, der in einem Kaufladen diente, aus der Not. Er brachte uns den Ortsvorsteher. Nachdem wir auf Grund unserer Papiere verschiedene Drohungen und nebenbei eine ganze Blumenlese von kräftigen Redensarten — die sich vielleicht ins Kabardinische nicht übersetzen lassen, aber doch verstanden wurden — hatten laut werden lassen, wies dieser uns endlich am entgegengesetzten Ende des Auls ein Zimmer an. Es war gut, dafs wir reichliche Vorräte mitgenommen hatten, denn Efsbares war für kein Geld aufzutreiben; aber eine Theemaschine fand sich wenigstens vor. Für die armen Pferde wurde auch erst nach energischer Forderung etwas Heu herbeigebracht, dann wurden sie auf die Weide getrieben und eine Wache bei denselben aufgestellt (gegen die Abreken), für welche wir nachher die Kleinigkeit von drei (!) Rubel zu bezahlen hatten. Unverschämtes Volk! Der Aufdringlichkeit der Männer, welche sich in unser ohnehin enges Zimmer hereindrängten, wufsten wir uns nicht zu erwehren. Als wir aber zum frugalen Imbifs Schinken und Wurst aufschnitten, wurde die Luft plötzlich rein; vor dem Schweinefleisch konzentrierten sich die Herren Kabardiner eilig rückwärts, nicht ohne dabei noch kräftig auszuspucken. Man liefs uns weiterhin in Ruhe.

In schroffem Gegensatz zu dem höchst unliebenswürdigen Benehmen dieser Kabardiner von Ataschukin stand freilich die gastfreie Aufnahme, welche wir Tags darauf bei dem jungen kabardinischen Fürsten Nawrusow auf dessen Landgut fanden. Der junge Mann, welcher die Realschule von Wladikawkas besucht hatte und in einem von uns seinen früheren Lehrer wieder erkannte, gab sich die gröfste Mühe,

uns den Aufenthalt recht angenehm zu machen, bewirtete uns mit Thee und gutem Abendbrot und stellte uns sogar reinliches Bettzeug zur Verfügung. Die Nawrusows sind eine alte Fürstenfamilie, der Vater des jungen Mannes war russischer General gewesen und stand bei seinem Volke in gröfstem Ansehen, das nach seinem Tode auf den Sohn übergegangen ist. Dieser ist ein hochgewachsener, hübscher junger Mann, brünett, mit regelmäfsigen, intelligenten Gesichtszügen, kräftiger, aber edel geformter Nase, und kann als Typus des Kabardiners gelten. Bei den Kabardinern wiegen überhaupt schwarzes Haar und dunkle Augen vor, selten sieht man bei Kindern helle Haare. Die Männer haben oft bei dunkelschwarzem Haupthaar dunkelroten Bart, der aber nicht gefärbt ist. Die Frauen und Mädchen, welche uns zu Gesicht kamen, waren alle sehr schlank und zierlich gebaut, von mittlerem Wuchs; sie hatten fast alle sehr hübsche, feine Gesichter und feurige, dunkle Augen. Sie haben, wie alle Töchter Evas, grofsen Hang zum Putz. Während die jungen Mädchen oftmals weite rote Beinkleider ganz ohne Rock tragen, haben die älteren Mädchen und Frauen lange, die Füfse bedeckende enge Röcke von verschiedener Farbe, die Kanten mit Gold- oder Silberlitzen besetzt. Die Taille umschliefst ein breiter goldener oder silberner Gürtel, oftmals mit Edelsteinen verziert. Auf der Brust fehlt bei keinem Kleide der herzförmige Einsatz mit querlaufenden glänzenden Litzen und blanken Knöpfen an der Brustnaht. Die bis zum Handgelenk eng anliegenden Ärmel erhalten von hier aus einen bis zur Erde herabhängenden, nach vorn offenen, wohl mehr als ellenbreiten Ansatz, der mit goldgestickten Arabesken geziert ist; das Futter besteht aus weifsem, rotem oder gelbem Atlas oder aus Seide. Den Kopfputz bildet entweder ein weifses

Spitzentuch, dessen Enden um den Hals geschlungen werden, oder aber ein weifses Barett mit Silberlitzen oder Silbertroddeln, über welche dann das Spitzentuch so geschlagen wird, dafs die vordere Hälfte frei bleibt. Das Gesicht wird überhaupt niemals bedeckt. Die Tracht der Männer unterscheidet sich wenig von der bei den übrigen Kaukasiern gebräuchlichen; sie tragen die lange Tscherkefska und lieben Waffenschmuck über alles. Als Kopfbedeckung dient eine Schafmütze oder aber auch der bei den benachbarten Osseten übliche weifse oder schwarze Filzhut mit breiter Krempe, welche in der Regel herabgeschlagen ist, und rundem oder spitzig zulaufendem Kopf.

Die Religion der Kabardiner ist der Islam, welchen sie seit dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit dem Christentum vertauscht haben. Sie sind eifrige Sunniten, und nicht vergeblich rufen die Muezzin täglich fünfmal die Gläubigen zum Gebet (nemas). Mir scheint, dafs der Kabardiner vor lauter Beten nicht zum Arbeiten kommt. Bei allen Medscheds sind Schulen. Obgleich die Mollas sehr oft dem Volkswitz als Zielscheibe dienen und sie in heiteren Anekdoten eine zweifelhafte Rolle spielen, obgleich hier die Begegnung mit dem Molla ebenso, wie in Rufsland die Begegnung mit dem Popen, als böses Omen gilt, geniefsen sie doch bedeutendes Ansehen[1]. Man erzählt, dafs in neuerer Zeit eine fanatische Bewegung durch das Volk gehe. Ein Beispiel davon haben wir mit eigenen Augen gesehen. Als wir einem erwachsenen Kabardiner etwas Tabak schenkten und er zu rauchen anfing, kam sein etwa zwölfjähriger Bruder wütend auf ihn zugestürzt, bearbeitete ihn mit

[1] Sie wohnen bei den Medscheds und erhalten von jeder Familie jährlich 1 Rubel, lassen sich aber für besondere Amtsverrichtungen sehr teuer bezahlen.

Fäusten und suchte ihm die Papiros aus dem Munde zu reifsen, indem er fortwährend rief, dafs der Molla das Rauchen streng verboten habe. Und wirklich wurde der Tabak, den wir anboten, selten angenommen. Nicht weniger streng sind die Kabardiner in der Enthaltung von Wein, sie erlauben sich nur Schnaps (arka)[1] und Bier (ssyre), und auch das selten. Der Starschina in Ataschukin, dem wir etwas Cognac in den Thee gegossen hatten, wies solchen mit Widerwillen zurück. Die Kabardiner sind, trotzdem dafs sie wenig zu arbeiten scheinen, ziemlich wohlhabend. Ihr Hauptreichtum besteht in Schaf- und Viehherden, namentlich aber in Pferden. Besitzer von Tabuns von 100 und mehr Pferden sind keine Seltenheit. Das kabardinische Pferd ist durch seine Schönheit und Ausdauer berühmt. Es hat arabisches Blut in sich, ist hoch und kräftig gebaut. Der Preis variiert zwischen 60 und 300 Rubel und darüber. Das kabardinische Pferd ist in den Volkssagen verherrlicht. Wer ein Rofs vom Stamme der Atlp besitzt, kennt keinerlei Hindernisse; es setzt über Berg und Thal, über Seen und Meere, kein Fels und keine Mauer sind ihm zu hoch; schneller als der Vogel durchschneidet es die Luft. — Der verhältnismäfsige Wohlstand erlaubt es dem Volk, kräftige Nahrung zu sich zu nehmen. Die Hauptnahrung ist Fleisch. Gekochtes Rind- und Schaffleisch wird in der Regel mit einer Sauce aus saurer Milch oder Schmand mit zerriebenem Knoblauch aufgegeben. Man nennt diese Sauce Tusluk. Nach dem Fleisch wird die Suppe mit der „Pasta“ aufgetragen. Das ist ein trockener festgepreifster Brei aus Weizenkörnern ohne Salz, welcher wie Brot aufgeschnitten wird. Brot irgend welcher Art giebt es in der Kabarda

[1] Bei den Osseten raki — vergl. Arac.

nicht. Ein erfrischendes, dabei nahrhaftes Getränk ist der „Airan", fette, saure Milch in ziemlich flüssigem Zustande, welche in Schalen aus Birkenholz gereicht wird. Bei besonders festlichen Gelegenheiten werden kleine Kuchen bereitet: Quarkkäse wird mit Honig vermengt in Teig eingeschlagen und gekocht. Ärmlicher als das tägliche Brot des Kabardiners ist sein Heim, ein Lehmhaus mit kleinen Fensterchen und Strohdach. Der Lehm wird mit Häcksel vermengt zu einer Art Ziegel geformt, welche aber nicht gebrannt, sondern nur an der Luft etwas getrocknet werden[1]. Die Häuser sind klein und niedrig. Einen eigentümlichen Anblick gewähren die breiten birnförmigen Schornsteine (die breite Basis nach unten), welche so hoch wie die Dächer in diese eingelassen sind. Jedes Haus hat einen kleinen Hof. Auffallend ist der Mangel von Bäumen und Gärten. Das Innere des Hauses und der Hof zeichnen sich nicht durch Reinlichkeit aus. Obgleich der Koran Vielweiberei gestattet, herrscht in der Kabarda Monogamie vor. Auf unser Befragen nach dem Grund dieser Erscheinung gab uns ein Kabardiner zur Antwort, dafs es zu teuer sei, mehrere Frauen zu haben, fügte aber noch die vielsagenden Worte bei: „Man bekommt zudem genug, wenn eine Frau zankt, mit zweien wäre es schon nicht auszuhalten." Es scheinen sich also auch in jenen Gegenden die „Hausdrachen" eingebürgert zu haben und scheinen selbst in der Jugend recht giftig zu sein. Denn das junge Mädchen heiratet in der Regel sehr früh, schon mit 12 Jahren. Den Eltern wird ein bedeutender „Kalym" (bis zu 600 Rubel) bezahlt, darunter unbedingt 30 bis 40 Rubel in Silber-

[1] Oftmals bildet die Wände der Häuser Flechtwerk, beiderseits mit Lehm beworfen und getüncht.

münzen. Ratenweise Abzahlung ist gestattet. Die Ehen sind meist reich gesegnet; die jungen Frauen altern sehr rasch. Die Kabardiner leben gesellig; man sieht sie täglich in grofsen Haufen zusammenstehen und lebhaft disputieren. Tanz, Musik und Gesang sind beliebte Volksbelustigungen. In keinem Hause soll die Ziehharmonika fehlen, sie ist die stetige Begleiterin des Kabardiners, wenn er sich einen frohen Tag macht. Die Gesänge sind langgezogen; in der Regel singt der Vorsänger eine Zeile, worauf der Chor einfällt. Tänze werden von jungen Burschen und Mädchen getrennt aufgeführt, sie haben mit denen anderer kaukasischer Völker Ähnlichkeit. Obgleich die Kabarda längst mit Rufsland in Berührung gekommen und auch schon geraume Zeit unter russischer Herrschaft steht, so trifft man doch sehr selten Leute, welche russisch verstehen: den kabardinischen Starschini sind darum überall russische Schreiber und Dolmetscher beigegeben. In den Schulen lernen die Kinder kabardinisch und arabisch. Wo kabardinische Kinder russische Schulen besuchen, wird es ihnen ungemein schwer, sich die russische Sprache zu eigen zu machen; das ist auch der Grund, warum sie bei entschiedener Befähigung in allen Gegenständen schwache Fortschritte machen. Die kabardinische Sprache wird mit dem Namen „obertscherkessisch“ bezeichnet und gehört zu denjenigen, von denen man nicht weifs, wo man sie hinthun soll oder zu den sogenannten „isolierten Sprachen“ und „keiner der Philologen kann diese Sprache verstehen“. Sehr schön klingt sie nicht und hat viele für unser Ohr befremdende, für unsere Zunge unaussprechliche Laute. Das Alphabet zählt 56 Buchstaben. Viele Wörter sind aus dem Arabischen und Tatarischen, andere aus dem Persischen und Griechi-

schen, manche neuere Ausdrücke aus dem Russischen entlehnt[1].

II.

Kurz vor dem Einfluſs des Gondelen-Flusses treten die Felsen, welche die Thalsohle des Baksan einrahmen, näher an den Fluſs heran. Der Fahrweg hört auf und der Reisende sieht sich gezwungen, entweder zu reiten oder zu Fuſs zu gehen. Wir zogen letzteres vor und durchwanderten die Strecke von dem in einem Nebenthal gelegenen Aul Gondelen bis zum Aul Urusbiew in $2^1/_2$ Tagen, nachdem wir mit groſser Mühe in Gondelen die nötigen Pferde für unser Gepäck aufgebracht hatten. Der Starschina war abwesend; nur der Energie des dortigen Schreibers hatten wir es zu verdanken, daſs wir endlich nach 5—6 Stunden unangenehmen Wartens aufbrechen konnten. Der Baksan, den wir nun stets in nächster Nähe hatten, ist ein ungemein wilder, wasserreicher Fluſs, der ohne Brücken absolut nicht zu passieren ist. Glücklicherweise waren diese alle in gutem Zustande. Das schmutzig-weiſse Wasser eilt im tiefeingerissenen Bette von 25—30 Fuſs Breite mit ungeheurer Geschwindigkeit der Ebene zu; die mittlere Schnelligkeit gleicht nach unseren (freilich primitiven) Messungen 5 Fuſs

[1] Aus dem Arabischen z. B. der Gruſs selamun halekum, dann melayk (Engel), nemas (Gebet), seman (Zeit), iman und dineh (Glaube), dunej (Welt) etc. — aus dem Griechichen z. B. mel (μῆλον) Schafbock, delchu (ἀδελφός) Bruder, nce (ψυχή) Seele etc. — Die Benennungen der Verwandten sind diese: Vater hade, Mutter hane, Frau phys, Sohn koa, Tochter pchy, Schwester schynchu etc. Einige Zahlwörter: eins ssy, zwei thu, drei sshy, vier ply, fünf tchu, sechs chy etc., zwanzig tos, dreiſsig tosre etc. Einige andere Wörter: Wasser psy, Milch schsche, Schnaps arka, Brot shako, Haus hune, Pferd schy, Sonne dyha, Mond mase. Als Kuriosum sei erwähnt, daſs das kabardinische Wort für „Manier“ sehr an das französische chic erinnert.

in der Sekunde. Der Fall ist ein ziemlich bedeutender. Wie langgedehnter Donner tönt das Tosen des Stromes im engen Thale, und das Rollen mächtiger Steine auf dem Grunde erhöht noch das unheimliche Geräusch der dämonischen Kräfte. Der Terek ist gegen diesen gewaltigen Bergstrom ein Kind, und ist es wohl zu verwundern, dafs man dem vereinigten Strome den Namen Terek gegeben hat. Er müfste Baksan heifsen. Es ist das ein neuer Zusatz zum geographischen Sündenregister. Von allen kaukasischen Bergströmen, welche ich mit Augen geschaut, kann ich dem Baksan nur den wilden Zcheni-Zchale an die Seite stellen. Von mächtigen Gletschern genährt, entfaltet der Baksan schon da, wo er seiner Wiege entspringt, eine grofse Wassermenge, und der Hirtenknabe würde vergeblich versuchen, ihn mit den Armen aufzufangen. In seinen reifsenden Wassern birgt er neben anderen Fischen die schmackhafte Lachsforelle und die muntere Fischotter. Gewaltige Felsen steigen an seinen Ufern fast senkrecht zu beträchtlicher Höhe an. Die vorwiegenden Gesteinsarten sind Kalk und Sandstein, weiter oben Granit. Bald stolzen Burgruinen, bald erhabenen Domen, bald trotzigen Basteien und mächtigen Festungsmauern vergleichbar, bauen sich die kahlen, schroffen Felsen auf; hier in grotesken Zacken, dort in mehr oder weniger regelmäfsigen geraden Linien zeichnen sich ihre Umrisse am blauen Himmelsgewölbe ab. Stellenweise, wo das Gestein fester ist, lassen sich deutlich an den hohen Wänden Gletscherschliffe bemerken. Das Gestein ist meist locker und zu Höhlenbildung geneigt. Mächtige Felsstürze, allenthalben im Thale auftretend, legen Zeugnis davon ab, wie wenig diese Steinmassen dem Zahn der Zeit und den Einflüssen der Witterung zu trotzen vermögen; stellenweise hängen abgerissene Blöcke nur noch lose mit

den Felsen verbunden, an den steilen Abhängen, und der Wanderer beschleunigt seine Schritte, es scheint, als wollten sie eben jetzt herabstürzen und ihn erdrücken. Gröfsere und kleinere Höhlen zählt man zu Dutzenden. Manche derselben dienen den Bären, welche hier häufig vorkommen, als Wohnung, andere werden als Ställe benutzt. Nahe bei dem Landhaus Nawrusows besuchten wir eine solche Höhle, in welcher 10000 Schafe Raum haben; sie hat bei einer Tiefe von 110 Schritt eine Breite von 6—10 Schritt und eine Höhe von 20—30 Fufs. Da und dort tragen die Felsen hoch oben spärliche Gruppen von Fichten, nur selten steigt der Wald bis zum Flufs herab. Wo das Thal sich etwas erweitert, erblicken wir sorgfältig gehegte Felder und Äcker. Auch die Kartoffel wird hier in einer Höhe von ca. 5000 Fufs über dem Meere angebaut. Grofsen Schaden richten die unzähligen Zieselmäuse an, welche durch ihre munteren Spiele und ihre schrillen Warnungspfiffe die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In den Felsen nistet eine Masse von schwarzen Krähen mit rotem Schnabel und roten Füfsen.

Da, wo die Baksanschlucht sich verengert, beginnt das Gebiet der Urusbiewer, eines Zweiges der Bergtataren, welche in einigen wenigen Aulen (im ganzen 400 Höfen) das Thal des oberen Baksan und die Schluchten seiner Zuflüsse bewohnen. Sie nennen sich selbst Tau-lu, d. i. Bergleute, und zerfallen in mehrere Gesellschaften: die Urusbiewer am Baksan, die Tschegemer am Tschegem, die Chulamer und Bisinger am Urwan und die Balkaren am Tscherek[1]. Wir verweilten fast eine Woche inmitten dieser

[1] Die Bergtataren sind von ihren ursprünglichen Wohnsitzen in der Steppe durch die Kabardiner in die Berge gedrängt und auf solche Weise von allen Stammesverwandten, den Nogaizen, getrennt worden, von welchen wir noch kleine Niederlassungen am Selentschuk und an der Kuma vor-

Bergtataren und können im allgemeinen nur Gutes von denselben sagen; jedenfalls waren sie viel zuvorkommender und gastfreundlicher als die Kabardiner. Möglich ist freilich, dafs wir diese Liebenswürdigkeit unseren Empfehlungen an die einflufsreiche Familie der Fürsten Urusbiew zu verdanken hatten. Im ersten Aul Korchuschan (auch Gurchudschan) (4550′ über dem Meer), wo wir nächtigten, war der Starschina sehr zuvorkommend; freilich strotzte das Innere der uns zum Nachtlager angewiesenen Herberge von Schmutz, aber es war sein bestes Zimmer, wenn man einen stallähnlichen Raum ohne Fenster mit diesem Namen bezeichnen kann. Schaffelle, Filzteppiche, alte Kleider, schmutzige Wolle und mit Schaffett gefüllte Schläuche, in chaotischem Durcheinander in den Ecken und an den Wänden aufgespeichert, erfüllten unsere Seelen mit bangen Ahnungen für die Nacht. Welchen Anfällen der verschiedensten Arten von Infanterie und Kavallerie wir dann in der Nacht ausgesetzt waren und was für Schätze wir andern Tages in unseren Kleidern mitgenommen, davon will ich lieber schweigen, um das Zartgefühl etwaiger Leserinnen nicht zu verletzen. Vom Marsche ermüdet, waren wir für jene Angriffe völlig passive Objekte, und wir merkten die ganze Bescherung erst später. Der Abschied von Korchuschan ist uns darum auch nicht sehr schwer geworden und jeder von uns trug an seinem Leibe mehr souvenirs de Korchuschan, als ihm lieb war. Von dem Aul, der inmitten üppigen Wiesengrundes am Bergabhange an einem wilden Gebirgsbach gelegen ist, geniefsen wir den schönen Ausblick auf die Schneegipfel des Dschuguturli-Tschad, dem jener Bach entspringt. Hinter Korchuschan passieren wir auf einer

finden. Die Sprache der Tau-lu ist ein von der gewöhnlichen tatarischen Sprache wenig abweichender Dialekt.

kleinen Ebene neben dem Baksan jungen Fichtenwald, die Lichtungen sind mit einem kriechenden Wachholder bedeckt, welcher fast regelmäfsige Rondels bildet, in deren Mitte üppige Berberitzenstauden hoch emporschiefsen. Wiesen, Felder, Ackerland, kleine Wäldchen und Buschwerk begleiten den Pfad, auf dem wir, stellenweise bis an die Knöchel in feinem Quarzsande versinkend, wandeln. Die weifsen Körnchen funkeln im Sonnenschein wie echte Diamanten. Oftmals führt der Weg an grofsartigen Felsstürzen vorüber. Der von rechts in den Baksan fallende Tutusu hat an seiner Mündung ein ungeheueres, wohl haushohes Gewirr von gewaltigen Kieseln und Steinen auf einer mehr als eine Quadratwerst haltenden Fläche aufgehäuft. Die Seitenthäler lassen uns einen Einblick thun in bewaldete Schluchten. Ein Gewitterregen überrascht uns, aber nirgends ein Haus oder eine Hütte, die uns Zuflucht gewährte; wir eilen darum weiter, um Urusbiew zu erreichen. Es ist von Korchuschan 25 Werst entfernt. Endlich erblicken wir es von weitem. Nach einer halben Stunde gelangen wir zur Brücke über den Baksan, welche uns in den vom schäumenden Gebirgsbach Kyrtschyk durchflossenen grofsen Aul (ca. 60 Höfe) führt. Er liegt 5136′ über dem Meer. Dort wohnt Nawrus Urusbiew, bei welchem Reisende stets gastfreundliches Unterkommen finden. Zwar war der Hausherr verreist, aber dennoch wies man uns seine Gastzimmer an. Wir glaubten uns in ein Landhaus in der Nähe einer grofsen Stadt versetzt, so hübsch und sauber war alles eingerichtet. Die Wände sind mit Photographien aus den Umgebungen geschmückt, in der Ecke steht ein schwer beladener Bücherständer. Vor dem Haus ist ein Blumen- und Gemüsegarten. Hier haben viele berühmte Reisende ihr Absteigequartier genommen, auch der

bekannte Kenner des Kaukasus, Herr Douglas Freshfield, hat hier zum öfteren gewohnt. Der Ort ist für die interessanten Ausflüge in die östlichen Umgebungen des Elbrus ein vortreffliches Hauptquartier.

Der Aufenthalt in Korchuschan und Urusbiew ermöglichte es uns, mit den Tau-lu nähere Bekanntschaft zu machen. Die Häuser der Bergtataren unterscheiden sich wesentlich von denen der Kabardiner. Sie sind aus dicken Balken und grofsen Kieseln gebaut und haben in der Regel eine kleine Veranda. Das flache Dach stellt eine Art Tenne dar. Das Innere der Wohnung, in der sich an einer Wand eine Feuerstelle mit Schornstein befindet, aus dem eine Kette zur Befestigung des Kessels herabhängt, ist dunkel und unsauber. In Kleidung und Nahrung, in Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die Tataren wenig von den Kabardinern. Die Frauen bedecken teilweise das Gesicht und sind überhaupt viel scheuer als in der Kabarda; man sieht auch hier viele hübsche Gesichter. Bei den Männern wird man vergebens nach einem ausgesprochenen Gesichtstypus forschen, einige erinnern an die Semiten, bei anderen legen die etwas schräge geschlitzten Augenöffnungen und vorstehenden Backenknochen den Gedanken an mongolische Abstammung nahe. Barthaar und Nägel werden hier nicht gefärbt wie bei den Tataren von Transkaukasien. Im allgemeinen haben die Bergtataren ein viel offeneres und angenehmeres Gesicht und fröhlicheren Sinn, als die Kabardiner, scheinen auch viel rechtlicher und zuverlässiger zu sein, als ihre Namensverwandten auf der anderen Seite des Kaukasus, welche sich durch ihre diebischen und räuberischen Neigungen auszeichnen. Der Bergtatare hat etwas Nobles an sich, ist ein gewandter Jäger und Reiter. Der Verkehr mit ihnen ist auch deshalb erleichtert, weil viele

derselben die russische Sprache wenigstens so weit kennen, dafs man sich mit ihnen verständigen kann. Wenn sie etwas geldgierig erscheinen, so läfst sich das leicht dadurch erklären, dafs reiche Ausländer, welche diese Gegend bereisten, sie mit hohen Preisen verwöhnt haben. Für Pferde, für welche wir drei Rubel (auf drei Tage) bezahlten, haben Engländer und Franzosen das Fünf- und Sechsfache geben müssen, weil sie nicht zu handeln verstanden. Vom Balkon des Hauses Urusbiew haben wir einen hübschen Blick in das enge, mit kräftigem Fichtenwald bewachsene Thal des Adyr-Su, nach Westen und Osten stellt sich uns das hier verbreiterte, wenig anziehende Thal des Baksan dar. Hinter uns steigen steile, ärmlich bewachsene Berge auf, aus denen der Kyrtschyk hervorbricht. Drei Werst oberhalb des Auls bildet dieser in einer engen Schlucht einen etwa 150 Fufs hohen Wasserfall, den wir noch am gleichen Tage besuchten.

Anderen Morgens ritten wir zu den Gletschern des Elbrus; bergan, bergab geht der Weg an kleinen Aulen vorbei, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer des Baksan. Die rechtsseitigen, nach Norden gerichteten Abhänge sind bewaldet, mancher Sturzbach kommt von den Schneekuppen in feinen silbernen Streifen über die Alpenwiesen und durch die Tannen und Birkenhaine herab. Ihre Wasser sind so weifs wie der Schnee, der sie nährt. Links tauchen beschneite Gipfel auf. Hier hat einst eine grausige Katastrophe stattgefunden; ein mächtiges Stück des Berges ist in das Thal herabgestürzt und hat gewaltige Blöcke weit über das Thal hinüber auf die gegenüberliegenden Abhänge gewälzt. Wir mochten etwa 15 Werst zurückgelegt haben, als uns ein Fichtenwald aufnahm. Hier machten wir Halt. In der Nähe befindet sich eine Brücke

über den Baksan. Aus einer bewaldeten, romantischen Thalschlucht kommt der Adil hervor; die hohen Gipfel der Fichten werden überragt durch den majestätischen Uschba[1], welcher sich hier in weniger grotesken Formen vom Horizonte abhebt, als vom swanetischen Latpari-Passe aus. In seiner Nähe liegen die schwierigen Pässe Jusengi und Gulsky. Das Bild dieser Alpenlandschaft ist zu schön, die Beleuchtung ganz vorzüglich, wir holen den photographischen Apparat hervor und fixieren den Anblick. Dann geht's weiter im Fichtenwald, in welchem der Sturm so manchen Riesen gefällt hat. Bald taucht der mächtige Gebirgsstock des Dongus-orun auf. In der Mitte ein gewaltiger Zuckerhut, auf der linken Flanke eine regelmäfsige, breite Kuppe; blendend weifs erglänzt das Gebirge im frischen Schneegewand; die schmalen Gletscher steigen tief herab. Der Weg wird immer schwieriger. Granitblöcke und Kiesel von allen Gröfsen, mächtige vom Sturm gefällte Baumstämme, welche im Sturze die Nachbarn mit sich gerissen, bedecken den Boden, Bäume, welche das Wetter nur gebeugt, hängen gefahrdrohend über unserm Haupt, so dafs wir uns bis zum Sattel niederbücken müssen. Mühsam steuern wir unsere Pferde durch diesen Wirrwarr, alle paar Schritte müssen sie über Stämme klettern; endlich kommen wir in die Nähe des Asau-Gletschers; wir steigen ab und führen die Pferde am Zügel über die abscheulichen alten Moränen. Endlich hört der Wald auf, wir betreten eine Alpenwiese und erblicken links unten, nur einige hundert Schritte von uns das Ende des Gletschers, eine wohl an 100 Fufs hohe Eiskaskade, der der Asau (Baksan) entspringt. Hier ist das

[1] Der bekannte Kenner der kaukasischen Alpen, Herr Merzbacher, bezweifelt, dafs der Uschba von hier aus zu sehen ist, ich kann mich nur auf die Aussagen unserer Führer berufen.

Ziel unserer heutigen Reise. Bald lodert ein mächtiger Scheiterhaufen auf; die Führer schlachten das mitgebrachte Schaf, dessen Kopf nach Osten richtend. Nach frugalem Abendbrot legen wir uns auf dem vom starken Tau befeuchteten Grase, in unsere Burken gehüllt, zur Ruhe; eine kühle, sternenhelle Nacht senkte ihre Fittige auf uns nieder.

III.

Nach erquickendem Schlafe weckten uns die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Ein herrlicher Tag brach an. Mit frischen Kräften machten wir uns mit Alpenstöcken versehen auf den Weg zu einem der gröfsten Wunder der Natur, zum Gletscher Asau. Wir steigen mehrere hundert Fufs hoch einen steilen, mit spärlicher Alpenflora[1] bedeckten Abhang hinan, klettern über alte und neue Moränen und stehen endlich auf der wohl 60 Fufs hohen Moräne auf dem linken Ufer des Gletschers. Unter uns liegt der majestätische Eisstrom. Es ist, als hätte ein mächtiges Zauberwort dem Strom, der mit furchtbarer Gewalt und in ungeheurer Mächtigkeit von den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln herabgestürzt, plötzlich geboten; „Stehe stille, bleibe wo du bist, ewig erstarrt und leblos!“ Und der Strom gehorchte; sein Ende erstarrte zur steilen Kaskade und seine Oberfläche hatte nicht einmal Zeit, sich zu glätten, auch die mächtigen Wellenberge sind in Eis verwandelt. Anstatt seine Wasser verheerend und verwüstend mit einemmal zu Thal zu senden und darnach ein kümmerliches Dasein zu fristen, dient der erstarrte Bergstrom nun als beständiger, nachhaltiger Wasserbehälter, langsam und allmählich sein Wasser abgebend und ersetzt den Abgang beständig wieder

[1] Leider war der seltene, hier vorkommende Crocus Charojani schon abgeblüht.

durch die von den Firnfeldern gespendete Nahrung. Das ist eine wunderbare Einrichtung des Schöpfers im Wasserhaushalte der Natur. Sollten wir den Gletscher betreten? Nichts Gutes verheifsend gähnen uns die Spalten am Rande und in der Mitte entgegen. Aber es ist klares Wetter, wir können sie sehen und umgehen oder überspringen. Attempto! Wir wagen es. Ein steiler Abhang trennt uns noch von der weifslich schmutzigen Eismasse. Er ist mit Schutt, Sand und kleinen Steinen bedeckt. Aber der Fufs sinkt nicht ein, er gleitet aus, denn unter dünner Schichte ist krystallklares grünes Eis verborgen. Es ist ein gewaltiger Eiswall. Mit Hülfe des Alpenstocks gelangen wir langsam, ohne Unfall hinab und stehen nun auf der rauhen Oberfläche des Gletschers. Sie hat das Ansehen, als wären hier Schneehaufen zusammengeschaufelt worden und festgefroren, stellenweise ist die Fläche durch Auftauen und darüberhinrieselndes Wasser geglättet, so namentlich drüben auf dem rechten Ufer. Das Eis ist rauh und porös, kleinere und gröfsere Bächlein, die nur fliefsen, so lange die Sonne scheint, haben Rinnsale gebildet, das klare Eiswasser gleitet mit grofser Geschwindigkeit in denselben hin. Der Gletscher steigt mäfsig an, so dafs der Aufstieg ohne Mühe erfolgen kann. Eine Spalte thut sich vor uns auf, hier können wir so recht in das Herz des Gletschers hineinschauen. Dort hat das glasartige Eismeer grüne Farbe. In der Spalte ragen gezackte, dünne Eiswände empor und teilen dieselbe in kleinere Spalten. Wir suchen eine Stelle, wo der Rifs sich verengert und schreiten hinüber. Bald lenkt eine runde, cisternenartige Öffnung im Eise unsere Aufmerksamkeit auf sich, ein murmelnder Gletscherbach stürzt in dieselbe hinab. Sein Wasser zerstäubt im jähen Fall und spiegelt die Farben des Regenbogens wieder. Als ob es da

unten kochte, steigen Dämpfe empor. Wir stehen einer vor sogenannten Gletschermühle. Wir werfen einen Stein hinab und zählen acht, ehe sein Auffallen gehört wird. Der Stein muſs sich aber unterwegs aufgehalten haben, denn die Mächtigkeit des Gletschers beträgt nach Messungen nicht mehr als 60 bis 80 Fuſs. Jetzt sind wir an einer Längenspalte angelangt, welche weniger breit ist, als die Querspalten, und ein Bächlein in sich aufnimmt. Je höher wir steigen, desto reiner wird das Eis. Von Zeit zu Zeit wird es quer von eigentümlichen, schmalen, grünlichen Bändern durchzogen. Dort drüben lagert auf schlankem Fuſse ein grofser Stein, einige Fuſs hoch über dem Eise. Es ist ein Gletschertisch, der Stein ist nach Süden geneigt; wo die Sonne ankommen kann, taut das Eis allmählich weg, nur was im Schatten steht, leistet ihr Widerstand. Die kleineren Steine haben sich alle ins Eis eingesenkt, sie erwärmen sich leichter als dieses. — Was sind das für kleine Schuttkegel, welche in Gruppen zusammenstehen und eine Höhe von drei bis zu zehn Fuſs erreichen? Unter einer dünnen Schicht von Sand bergen sie Eis; der Schuttmantel hat das Eis vor Schmelzen bewahrt, während die schuttfreie Fläche rings herum vom Sonnenbrand eingesunken ist. Der Gletscher taut jetzt auf seiner ganzen Oberfläche, die Sonne brennt heifs; aber sobald unser Fuſs einen Augenblick verweilt, wird es uns kalt. Wir haben uns im Steigen erhitzt und müssen in beständiger Bewegung bleiben, um uns nicht zu erkälten. Die Luft ist ungemein trocken, denn das Eis saugt alle Feuchtigkeit in der Luft wie ein Schwamm auf. Wir werden vom Durst geplagt, den das Wasser der Gletscherbäche nicht zu löschen vermag. Von Leben ist wenig zu bemerken in der Gletscherwelt. Einige Schmetterlinge haben sich dahin verirrt und sind in der Nacht fest-

gefroren. Da liegen die Reste eines kleinen Vogels, den ein Raubvogel aufgezehrt hat. Die wenigen Überreste sind noch ganz frisch, denn auf dem Gletscher giebt es keine Verwesung. In einem kleinen Tümpel finden wir den sogenannten Gletscherfloh, welcher sich in schwarzen Massen auf dem Wasser herumtreibt. Aufs Trockene gebracht, fängt er an zu hüpfen. Weiter oben bemerken wir auf dem rechten Ufer des Gletschers, wo Felsen aufsteigen, eine etwa 10—15 Fufs hohe, am Felsen festgedrückte Sand- oder Schlammschicht mit kleinen Kieseln vermischt; um so viel ist der Gletscher in jüngster Zeit „gefallen“ und hat seinen Schleifapparat zurückgelassen. Wir mochten wohl drei Werst weit auf dem Gletscher aufwärts gegangen sein und beschlossen, da zu rasten, wo er sich in zwei Arme teilt. Der rechte Arm umschlingt die Pyramide des Choti-Tau, während der linke direkt vom Elbrus herabkommt. Dieser selbst ist von hier aus nicht zu sehen. Hier oben werden Stücke von vulkanischen Schlacken, Schwefel (welcher leicht brennt) immer häufiger und geben Zeugnis, dafs der Elbrus ein feuerspeiender Berg gewesen. — Wir entschliefsen uns jetzt, zurückzukehren, da wir heute noch zum Terskol reiten wollen. Nach $1^1/_2$ Stunden sind wir wieder am Ende des Gletschers. Er ist in den letzten Jahren bedeutend zurückgegangen; die Fichten, die einst aus dem Eise hervorragten, sind jetzt mehrere hundert Schritte davon entfernt; ein mächtiger Schuttwall hat sich vor ihnen aufgeworfen.

Bei Sonnenuntergang gelangten wir zum Terskol, einem wasserreichen Gebirgsbach, welcher dem Terskolgletscher entspringt und mit dem Asau sich vereinigend, den Baksan bildet; auf seinem rechten Ufer stehen hohe, gezackte, fast kahle Basaltfelsen an, Ausläufer des Elbrus, während das linke Ufer in saftigen Alpenmatten allmählich zu hoch-

ragenden Felspartien ansteigt. Die Flora ist die gewöhnliche: die blaue niedrige Gentiane, die grofsblumige Betonie, der für die kaukasischen Alpenwiesen so charakteristische Germer mit seinen tiefdurchfurchten herzförmigen Blättern; alpine Geranien mit grofsen Lilablumen, einige abgeblühte Daphne und Rhododendron u. dergl. In kurzer Entfernung vom Gletscher am Fufse einer ehemaligen Endmoräne steht eine Fichtengruppe. Hier machen wir Halt. Ein prächtiges Panorama entzückt unser Auge. Vor uns wieder der Dongusorun und der Tscheget-Kara hinter hochstämmigem Fichtenwald aufsteigend, neben uns der schäumende Bach am Fufse hochaufstrebender Felswände brandend, links die grünen Alpenwiesen zu den schneeigen Gipfeln hinaufsteigend und, wenn wir uns umwenden, türmt sich, fast mit der Hand zu erreichen, die mächtige Eiskaskade des Terskol senkrecht auf. Sie ist von steilen Felsen eingefafst, auf welchen ein schwieriger Pfad auf den Gletscher hinaufführt. Dort bildet er ein grofses Plateau, dem der Elbrus entsteigt. Die breite Kuppe desselben, mit frischem Schnee bedeckt, ist klar und deutlich zu sehen, kein Wölkchen, kein Nebel verwischt die scharfen Umrisse. Am Fufse des gewaltigen Riesen, der nach allen Seiten hin mit seinen ausgedehnten Firnfeldern Gletscher ersten Ranges nährt, legen wir uns zur Ruhe. Um diese Zeit kehrte ein Turjäger, welcher uns begleitet hatte, leider mit leeren Händen zurück. Er hatte tagsüber mit seinem Fernrohr zum öfteren nach den Turen ausgeschaut, hatte einige bemerkt und war ihnen nachgeschlichen, aber sie liefsen ihn heute nicht zum Schufs kommen.

Um den Elbrus, bei den Eingebornen Mingi-tau, auch Oschchamacho genannt, windet sich ein bunter Kranz von Volkssagen. Er galt bis vor kurzer Zeit noch für unersteig-

bar. Hoch oben auf demselben ist eine Quelle, die Lebenswasser spendet; wer aus derselben trinkt, wird nimmermehr sterben. Leider konnte sie bis jetzt niemand auffinden. Wo soll auch in der Region des ewigen Eises und Schnees fliefsendes Wasser kerkommen? Auch mit der Arche Noahs wird der Elbrus in Verbindung gebracht. Sie soll zuerst an diesem Berge stille gestanden sein. Aber der Elbrus wies sie stolz von sich und die Arche schwamm weiter zum Ararat und hat durch ihr Landen auf demselben den Namen des Berges für alle Zeiten verherrlicht. Als man vor nicht langer Zeit mitten auf dem Terskolgletscher im Eise ein dickes eichenes Brett mit Nägeln fand, waren viele überzeugt, dafs dieses Stück von der Arche Noah verloren gegangen sei.

Am andern Morgen vor Sonnenaufgang erglänzten die Schneeberge im rosigen Schein. Aber nur kurze Zeit; bald zogen Nebel auf und der Elbrus hüllte sein erhabenes Haupt in dunkle Wolken, welche nichts Gutes verhiefsen. Da ein Gewitter zu erwarten war, mufsten wir leider von der Besichtigung des Terskol Abstand nehmen. Die Pferde wurden darum gesattelt und wir ritten nach Urusbiew zurück, wo wir gerade noch rechtzeitig vor Ausbruch eines schweren Gewitters anlangten. Das in der Folge eintretende Regenwetter zerstörte unsere schönen Pläne. Wir wollten über den Balyk-Baschi, einen Ausläufer des Elbrus nach Nordost, von wo sich ein prächtiger Ausblick auf den ganzen mächtigen Gebirgsstock und seine Gletscher bietet, zu den Quellen der Malka und von da nach Kislowodsk reiten, um die berühmten Bäder am Fünfgebirge (Pjätigorsk, Kislowodsk, Schelesnowodsk, Essentuki) wenigstens flüchtig in Augenschein zu nehmen. So mufsten wir mit wenigem zufrieden sein und waren im Herzen aufrichtig dankbar, dafs uns

das Wetter wenigstens im Hochgebirge günstig gewesen. Auf dem gleichen Wege, den wir gekommen, kehrten wir zurück, diesesmal nicht per pedes apostolorum, sondern zu Pferde. Am zweiten Tag waren wir abends bei der Eisenbahnstation Soldatskaja. Noch muſs ich eines vorzüglichen Nachtlagers und der auſserordentlich gastfreundlichen Aufnahme dankbar gedenken, welche wir bei dem Fürsten Hamsat Urusbiew, einem Junggesellen, fanden. Er hat sich beim Austritt des Baksan in die Ebene in schöner Lage am Fluſs nach schweizerischem Muster eine Käserei angelegt, welche jährlich circa 200 Pud guten Schweizerkäse liefert. Der Käse findet (12 Rbl. pro Pud = 16,4 kg.) guten Absatz in Wladikawkas und Pjätigorsk. Auch treffliche Butter wird hier bereitet. Trotzdem, daſs wir an diesem Tage 50 Werst in strömendem Regen geritten und recht müde waren, wirkte die freundliche Herberge neubelebend auf uns ein. Es fand sich eine Geige im Hause und als einer von der Gesellschaft Tänze aufzuspielen begann, fingen wir an zu tanzen:

Menuett, Galopp und Walzer,
Wer weiſs, wie das geschah etc.

Es war der erste Ball in Hamsats Hause, leider ohne Damen, welche einige von uns mit mehr oder weniger Grazie ersetzten. Nach herrlicher Nachtruhe verabschiedeten wir uns von unserem liebenswürdigen Wirte. Zunächst war uns der Himmel hold, die Sonne, welche bei klarem Wetter hier in der Steppe unbarmherzig brennt, verbarg sich hinter Wolken. Aber am Nachmittag spielte uns Jupiter Pluvius, auf der letzten Strecke, die wir im offenen Wagen zurücklegten, noch übel mit. Drei schwere Gewitter zogen in Zeit von zwei Stunden über uns hin und durchnäſsten uns gründlich. Die ganze Steppe schwamm im Wasser, und

als wir an die Malka kamen, war die Brücke zwar noch da, aber tiefes Wasser bedeckte die Anfahrt zu derselben, und auf der andern Seite standen die Lichtungen des Waldes, welche die Richtung des Weges anzeigten, wohl 1/2 Werst weit unter Wasser. Dennoch wagten die Kutscher die Überfahrt. Das Wasser reichte den Pferden bis an die Brust und der Boden des Wagens füllte sich mit Wasser an. Doch brachten die braven Pferde die wandelnden Aquarien noch zeitig zur Bahn. Eine halbe Stunde später entführte der Zug die aus der Sintflut glücklich gerettete Reisegesellschaft nach Wladikawkas.

II.

Hochzeitsgebräuche bei den Kabardinern.

Auf meiner Reise durch die Kabarda mufste ich die Wahrnehmung machen, dafs dieser Stamm der Adyge oder Tscherkessen im Gegensatz zu den meisten kaukasischen Völkern dem Fremden gegenüber sehr abstofsend und ungastfreundlich sich benimmt, so dafs es diesem sehr schwer, ja fast unmöglich wird, mit den Sitten und Gebräuchen des Volkes näher bekannt zu werden. Mit um so grösserem Interesse begrüfste ich deshalb den Aufsatz eines geborenen Kabardiners im vierten Hefte der Ethnographischen Rundschau vom Jahre 1892, herausgegeben in Moskau, in welchem derselbe die Hochzeitsgebräuche seines Volkes ziemlich ausführlich beschreibt. Der Artikel folgt hier im Auszuge.

Die Kabardiner haben meistens nur eine Frau, es ist das ein durch das Herkommen geheiligter Brauch; nur wenige Kabardiner, welche früher in der Türkei gelebt, verletzen manchmal die allgemeine Sitte und halten sich mehrere Frauen.

Die Wahl der Braut ist jedermann freigestellt. Gewöhnlich hält der junge Mann selbst um die Braut an,

wobei er in der Person seines Vaters oder eines älteren Verwandten sich einen Gewährsmann wählt. Dieser erscheint im Hause der Braut und kündet hier den Zweck seines Kommens an. Sogleich werden drei Männer zur Braut geschickt, einer als Gewährsmann der Braut, die zwei andern, um die Antwort der Braut zu bezeugen. Zurückgekehrt, kündet der Gewährsmann an, dafs das junge Mädchen sein Jawort gegeben. Jetzt wird der Mulla geholt und ihm der Wunsch der jungen Leute mitgeteilt. Dann wird über den Kalym, d. h. das Brautgeld, verhandelt, welches in der Regel in zwei Kühen, einem Pferd und zwei Ochsen besteht. Dieser Kalym ist eine Art Pfand für die Braut, welche im Falle der Scheidung denselben als Eigentum erhält. Nachdem dieses Geschäft abgemacht ist, steht der Mulla auf, vereinigt die Hände der beiden Gewährsmänner so, dafs die Daumen nach oben zu liegen kommen, hält diese mit einer Hand fest und spricht dreimal folgende Worte: „Willst du, gemäfs dem Befehle Gottes, dafs sich das Geschlecht der Menschen mehre, und nach dem von dem Propheten Mohammed aufgestellten Gesetz, dafs die Tochter des N. den Knecht Gottes N. N. heirate?“ Der Gewährsmann der Braut antwortet mit „Ja“, worauf der Mulla dem Gewährsmann des Bräutigams eine ähnliche Frage vorlegt. Nach dreimaliger Wiederholung der Fragen und deren Bejahung ruft der Mulla alle Anwesenden als Zeugen des Vertrags auf und liest einige Verse aus dem Koran, wobei er die innere Handfläche nach oben hält, welchem Beispiele die Anwesenden folgen. Bei dem Worte „Amen“ fahren alle mit den Händen über das Gesicht. Damit endigt das „nakech“, d. i. die Freiung, nach welcher die Braut das Eigentum des Bräutigams wird. Zum Schlufs wird ein Schaf geopfert und von den Anwesenden verzehrt.

Dann wird noch die Zeit bestimmt, wann der Kalym ausbezahlt werden und der Bräutigam die Braut abholen soll.

Nach etwa zwei Monaten holen einige Abgesandte des Vaters der Braut den Kalym ab und einige Zeit später beginnen im Hause des Bräutigams die Vorbereitungen zur Hochzeit: die Frauen brauen die Busa (eine Art Bier), bereiten verschiedenes Gebäck und Süfsigkeiten etc. Am Vorabende des Tages, an dem die Braut abgeholt werden soll, reiten die Männer durch den Aul und laden auf den Abend zum Schmause ein. Bei diesem Schmause legen die Gäste Geld zusammen zur Miete eines Wagens für die Braut, zum Ankauf des Brautschleiers u. dergl.. Am nächsten Tage rüstet man sich, die Braut einzuholen. Es wird ein Anführer aus den alten Männern gewählt, dann setzen sich die jungen Leute in voller Bewaffnung zu Pferd und machen sich, nachdem sie noch einen Trunk gethan, auf den Weg. Im Wagen sitzt ein junges Mädchen, die Brautjungfer, welche der Braut in allen Dingen behülflich sein mufs. Der Bräutigam bleibt zurück und begiebt sich in das Haus eines seiner Kameraden, wo er mit der gröfsten Freundlichkeit aufgenommen wird.

Im Aul der Braut angekommen, fährt der Wagen vor ihrem Hause vor. Der Vater der Braut geht den Gästen entgegen. Die Brautjungfer wird in die Weiberabteilung des Hauses geführt, ihr Gefolge quartiert sich in den anderen Gemächern und bei Bekannten ein und wird reichlich bewirtet. Abends finden Tänze mit den jungen Mädchen des Dorfes statt. Um Mitternacht legt sich alles zur Ruhe.

In dieser Nacht verabschiedet sich die Braut von ihren Verwandten und Bekannten. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück beginnt das Trinkgelage. Etwa um 10 Uhr besteigen alle die Pferde und der Wagen fährt vor. Ein aus-

erwählter Bursche begiebt sich in das Zimmer der Braut, welche dort sitzt, ganz in einen langen Schleier verhüllt. Er tritt auf sie zu und faſst sie bei der Hand, sie steht mit Hülfe einer Frau auf, der Bursche schenkt dieser Frau einiges Geld und verläſst das Zimmer. Dann wird der Koffer der Braut in den Wagen gebracht; in demselben sind allerlei Geschenke, wie mit Gold und Silber gestickte Tabaksbeutel, Überzüge, Bänder, Schuhwerk und weibliche Kleider verpackt. Der Anzug der Braut unterscheidet sich von dem gewöhnlichen durch ein hohes mit Silber- und Goldlitzen benähtes Barett, durch rote leichte Schuhe, welche in schemelartigen türkischen Holzschuhen stecken, so daſs die Braut ohne Hülfe nicht aufstehen kann. Die Haare werden in einen Zopf zusammengeflochten, von welchem ein weiſses, ebenfalls geflochtenes Band bis zur Erde herabreicht. Im übrigen ist das Kostüm das gewöhnliche, nur aus etwas kostbarerem Stoff genäht. Dazu ist die Figur noch in einen langen seidenen Shawl von Kopf bis zu Fuſs eingehüllt. Sind ihre sieben Sachen eingepackt, so wird die Braut von zwei Frauen zum Wagen geführt und hineingesetzt. Neben ihr nimmt die oben erwähnte Brautjungfer Platz, dann setzt sich der Zug in Bewegung; die jungen Leute des Auls geben das Geleite. Vor dem Aul hält der Zug. Die Reiter steigen von den Pferden, es wird ein Imbiſs und die Busa (Bier) herumgereicht. So thut man sich etwa eine Stunde lang gütlich. Dann nimmt man Abschied und besteigt wiederum die Pferde. Die jungen Männer des Auls suchen beim Abschied den Gästen die Mützen vom Kopfe zu nehmen und damit zu entwischen. So entsteht ein förmliches Wettrennen und mancher muſs seine Mütze im Stich lassen. Unterdessen fährt der Wagen mit einer kleinen Eskorte weiter.

Bei der Einfahrt in den Aul des Bräutigams wird ein Hochzeitslied angestimmt und es beginnt wiederum ein Wettrennen um die Mützen, welche jetzt zu Boden geworfen werden und als Ziel für Flinten- und Pistolenschüsse dienen. Vor dem Haus des Bräutigams hält der Wagen und die Braut wird wiederum von zwei Frauen in die weibliche Hälfte geführt; während dieser Zeit dröhnt der Hof von Gewehrschüssen wieder. Die Braut wird auf eine „Tachte", eine lange, breite Bank, mit einem Teppich bedeckt, gestellt, und ein auserwähltes Mädchen nimmt ihr den Schleier ab, welchen dieses zum Lohn für seine Mühe erhält.

Unterdessen werden die Reiter draufsen mit Bier bewirtet. Schon hat sich auch die Dorfjugend versammelt und, mit langen Stangen bewaffnet, einen Platz besetzt, wo die Reiter schwer ankommen können. Diese greifen mit ihren Peitschen an und das Fufsvolk sucht sie mit den Stangen aus dem Sattel zu heben. So wird etwa eine Stunde lang gekämpft. An der Thüre des Hauses stehen ebenfalls einige junge Männer mit Stangen, um die Reiter abzuhalten, deren Hauptziel darin besteht, irgendwie in das Haus einzureiten; sie setzen über die Umzäunung oder zerstören sie, und dem und jenem Reiter gelingt es, in das Haus einzubrechen. Dort wird er mit Bier bewirtet. Dann reitet er wieder heraus und erklärt, dafs das Ziel erreicht sei. Damit endigt der Kampf, die Reiter steigen ab, das Fufsvolk wirft die Stangen weg, und nun eilt die ganze Jugend auf den Hof, wo der Tanz mit den jungen Mädchen beginnt. Um Mittag kommen alle ins Haus, um den Eltern des Bräutigams zu gratulieren. Alle werden bewirtet. Am Abend beginnen von neuem Tänze und dauern bis Mitternacht. Dasselbe wird mehrere Tage hintereinander wiederholt.

Während dieser ganzen Zeit hat sich der Bräutigam

im Hause eines Kameraden versteckt, dort wird er mehr geehrt als der Sohn des Hauses, das ganze Haus steht zu seiner Verfügung und die Hauswirte sind gewissermafsen seine Eltern. Er nennt sich selbst für diese Zeit „kan", d. i. Pflegekind. Dieser Brauch wird sehr heilig gehalten. Aus diesem Hause wird dem Bräutigam ein „schazo-kot", d. i. Geleitsmann ernannt, in der Regel in Person eines gleichaltrigen Sohnes oder nahen Verwandten; seine Pflicht ist es, dem „Kan" in allem behülflich zu sein, ihn bei Zeiten schlafen zu legen und zu wecken, sowie den Aufenthalt des Bräutigams geheim zu halten, damit dieser nicht zufällig mit einem der älteren Männer zusammenstofse, vor welchen sich der Bräutigam bis zur „Versöhnung" verstecken mufs. Hat der Geleitsmann den Bräutigam schlafen gelegt, so mufs er die ganze Nacht auf dem Hofe wachen und darf sich nicht weit vom Schlafzimmer entfernen; den Tag über hat er die Pflicht, den Bräutigam zu unterhalten. Dieser Geleitsmann ist dann für die junge Frau eine Art Bruder, vor welchem sie sich in keinerlei Weise geniert. Den Tag über reitet der Bräutigam mit seinem Geleitsmann auf den Fermen und Sennhütten umher, wo er auf die leiseste Andeutung seines Freundes allerlei Geschenke erhält, z. B. ein Schaf, ein Kalb oder sogar einen Stier oder ein Pferd. Diese Geschenke heifsen kabardinisch „schaga", was so viel bedeutet, als „zum Braten". Wenn der Bräutigam einige Schafe zusammengebracht hat, so schickt er eines nach Haus, die andern seinen Verwandten und behält nur eines für seine Wirte. Abends kommen die Kameraden zum Bräutigam und beglückwünschen ihn. Mit Bier, Gesang und Gesprächen wird die Zeit verkürzt. Nachdem um Mitternacht die Gäste sich zerstreut, führt der Geleitsmann den Bräutigam in dessen Haus. Sobald er erfahren, dafs

bei der Braut sich aufser der Brautschwester niemand befinde, führt er den Bräutigam ins Brautgemach, welches die Brautschwester alsbald verläfst. Der Geleitsmann begiebt sich dann auch auf den Hof, um dort Wache zu halten. Mit Anbruch des Tages weckt er den Bräutigam, welcher beim Weggehen das der Braut weggenommene Korsett mitnimmt und seinem Geleitsmann übergiebt. Bei der jungen Frau tritt wieder die Brautschwester ein.

Die ersten drei Nächte ist der junge Mann verpflichtet, die Braut auszukleiden. Er mufs von der stehenden Braut zuerst den Shawl abnehmen, dann das Barett und den Kopfputz, sowie die Oberkleider; hernach setzt er sie auf eine Bank und zieht ihr die Schuhe aus. Das Wichtigste ist, dafs das Korsett unversehrt abgenommen wird. Dieses Korsett tragen alle jungen Mädchen bis zu ihrer Verheiratung, es wird in der Regel aus rotem Saffian genäht und liegt sehr eng an. Vorn sind zwei Saffianträger angenäht, welche über die Schultern geworfen und dort durch Haken mit dem hinterseitigen Teil des Korsetts in Verbindung gebracht werden. Es geschieht das, damit das Korsett nicht nach unten rutsche. Die Vorderseite wird mit einer Schnur zugenestelt, deren Ende sorgfältig versteckt ist. Manche Mädchen verstecken, wenn sie heiraten, dieses Ende absichtlich so weit, dafs es nur schwer gefunden werden kann; und doch kann das Korsett nicht abgenommen werden, ehe dasselbe gefunden wird. Geschnitten und gerissen darf nicht werden, denn der Geleitsmann des Bräutigams schenkt das Korsett nach der Brautnacht seiner Schwester oder einer Bekannten, und wenn die Schnur in irgend einer Weise die Spuren einer Verletzung zeigt, so braucht der Bräutigam für Spott nicht zu sorgen. Die junge Frau darf in den

ersten drei Nächten kein Wort mit dem Manne sprechen. In der vierten Nacht wälzt sich der junge Mann angekleidet auf seinem Bette, als dächte er nicht daran, sich schlafen zu legen. Jetzt hat die junge Frau die Pflicht, ihn auszukleiden; in dieser Nacht darf sie auch zum erstenmale mit dem Manne sprechen. —

Nach einer Woche findet das sogenannte „uneische", d. i. die Einführung der jungen Frau ins Haus statt. Bis dahin hat sie in ihrer Hälfte gewohnt, jetzt wird sie in die Wohnstube des Hauswirts und der Hauswirtin eingeführt. Zu dieser Feierlichkeit versammelt sich die Dorfjugend; es wird ein Schaf geschlachtet und das Fell auf die Schwelle gelegt, über welche die junge Frau schreiten mufs. Unter grofsem Geschrei, Schiefsen und Gesang wird diese von zwei Frauen geführt, sie ist in einen Shawl gehüllt und geht auf einer Art Stelzen, weshalb sie sehr hoch erscheint. Von Zeit zu Zeit hält der Zug still und die Mädchen führen einen Tanz auf. Wenn die junge Frau ins Haus kommt, wird sie an die Wand gestellt und die Hülle fortgenommen. Dann legt ihr eine der Frauen mit dem Finger etwas Süfses in den Mund, damit das Haus und das neue Leben, welches sie jetzt beginnt, ihr süfs erscheinen. Diese Süfsigkeit heifst „urzetl" und besteht aus einer Mischung von Schaffett oder Butter mit Honig. Hierauf wird das Gefäfs mit der Süfsigkeit den Dorfjungen abgegeben, welche sich bei dieser Gelegenheit natürlich raufen und die Schüssel zerbrechen.

In dem Hause, wo die junge Frau steht, befindet sich um diese Zeit kein einziger Mann, deshalb wird für die älteren Frauen eine grofse Schale mit Bier aufgegeben. Nachdem sie diese ausgetrunken, stimmen die Frauen, um die Neuvermählte zu ergötzen, Lieder an; einige von ihnen

fangen an, zu tanzen. Bald ertönt auf dem Hof der Hochzeitsgesang: O — Ridale, und man führt die junge Frau aus dem Hause heraus. Dabei wirft ein junger Bursch, welcher auf dem Dache steht, Konfekt, Nüsse und allerlei Backwerk unter das Volk, welches sich um die hingeworfenen Herrlichkeiten balgt. Unterdessen ist die Neuvermählte in ihre Wohnung eingetreten und alles schweigt. Jetzt beginnt das Schmausen, Trinken und Tanzen erst recht und dauert bis zum späten Abend fort.

Wieder vergehen einige Tage und dann erst erfolgt die „Versöhnung“ des jungen Ehemanns mit seinen Hausgenossen; gewöhnlich am Abend. Zu dieser Feier versammeln sich im Hause die jungen Mädchen und unterhalten sich mit Tänzen. Die jungen Leute dagegen begeben sich nach einem Trinkgelage in dasjenige Haus, wo der junge Ehemann sich versteckt hat. Nach einer Ansprache an die Hauswirte und der Danksagung für die freundliche Aufnahme des „Pflegesohns“ nehmen die Kameraden diesen mit sich. Der „Pflegesohn“ läfst als Zeichen seiner Dankbarkeit einen Ochsen oder ein Pferd zurück. Unter Gesang und Flintenschüssen wird der junge Ehemann in sein Haus geleitet. Dort hat man unterdessen einige Schafe geschlachtet und eine Menge Bier zubereitet; ein Teil des letzteren wird in eine grofse Schale und einen Krug abgegossen und mit Honig versüfst, aufserdem wird ein besonderer Imbifs auf die Seite gestellt. Letzteres ist für den jungen Hausherrn bestimmt. An den Wänden des Zimmers haben sich die älteren Männer aufgestellt; in einem Winkel stehen die jungen Mädchen, in einem andern die Eltern des jungen Manns und ein auserwählter Greis, eine Schale Bier in der Hand haltend. Der Neuvermählte hat mit seinen Kameraden vor der Hausthüre sich aufgestellt. Jetzt ruft der Greis

mit lauter Stimme: „Lieber Sohn, du hast uns das gegeben, was wir bisher vermifsten. Du glaubtest ein Unrecht begangen zu haben und hast dich vor uns versteckt. Aber dem ist nicht so. Du hast uns vielmehr eine grofse Freude bereitet, so empfange denn zum Lohne diesen Trank! Komm, versöhne dich und trinke ihn aus!“ Alle stehen in gespannter Erwartung. Jetzt tritt der junge Mann ein, nimmt aus der Hand des Alten das Bier und übergiebt es seinem Geleitsmann, verläfst aber sogleich wieder das Zimmer, um auf dem Hofe mit seinen Kameraden sich an dem nachgetragenen Bier und dem Imbifs zu laben. Hierauf geht er schlafen, während seine Kameraden bis zum frühen Morgen das Gelage fortsetzen.

Der nächste Tag beginnt wieder mit einem Trinkgelage. Etwa um 10 Uhr morgens werden an eine Arba zwei Stiere eingespannt und man fährt im Dorfe herum, um Hühner einzusammeln. Junge Leute, mit Stöcken bewaffnet, begleiten den Wagen. Jede Familie, vor deren Haus derselbe anhält, ist verpflichtet, ein Huhn oder anderes Geflügel zu schenken. Zum Abend kehrt der Wagen mit Hühnern beladen zurück. Diese Hühner werden gekocht und gebraten, und am nächsten Tag versammeln sich die jungen Mädchen, die Frauen und alten Weiber zum weiblichen Hochzeitsmahl. Die Mädchen führen den jungen Ehemann wiederum vor seine Mutter, welche ihm eine Schale mit Bier reicht, worauf er sich auf eine Bank niedersetzt. Damit ist die eigentliche Versöhnung vollzogen.

Aber noch nimmt die Feier und das Trinken kein Ende. Nach zwei Tagen findet im Hause des Neuvermählten das sogenannte „schinak-gagerös“, d. i. das Drehen einer hölzernen Schüssel mit einer Handhabe statt. Dazu versammeln sich die jungen Leute des Dorfs und bilden kleine

Kreise, in deren Mitte je eine mit Bier angefüllte Schale mit einer Handhabe gestellt wird. Dann beginnt man, die Schale zu drehen, und derjenige, bei welchem die Handhabe stehen bleibt, mufs die Schale austrinken, worauf sie wieder angefüllt wird und das Spiel von neuem beginnt. Erst, wenn der ganze Biervorrat erschöpft ist, geht man nach Hause.

Am Abend kommen die Greise des Auls zu den jungen Eheleuten; in einem Winkel sitzen einige junge Mädchen, an der Thüre stehen einige junge Männer, um die Alten zu bedienen. Im Zimmer sitzt auch der Pschinato, d. i. der Geiger, mit seinem zweisaitigen Instrument. Wiederum bewirtet die junge Frau die Gäste mit Bier. Dann beginnt der Geiger sein Spiel; ein junger Bursche tritt auf und tanzt, worauf er sich ehrerbietig einem der Alten nähert, seine Mütze abnimmt und denselben zum Tanze auffordert. Dieser folgt der Aufforderung und ladet seinerseits einen anderen Alten ein, den Tanz fortzusetzen. Nachdem alle getanzt, werden auch der Wirt und die Wirtin aufgefordert, diese aber suchen sich durch eine oder zwei Schalen Bier, welche sie austrinken, loszukaufen.

An diesem Tage spielt der „Geguako", der fahrende Sänger, eine grofse Rolle. Solche fahrende Sänger hatten in der alten Kabarda einst grofse Bedeutung. Sie waren eine Art Troubadours und dichteten allerlei Heldengedichte. Von Ort zu Ort wandernd, waren sie bei allen Festen gern gesehene Gäste. Den Gesang begleiteten sie mit der zweisaitigen kabardinischen Geige. Sie waren beim Volk sehr geehrt und genossen für ihre Gesänge grofse Freiheit. In der Gegenwart sind die „Geguako" die einzigen Kenner der historischen Heldengesänge der Kabardiner, sowie die Gelegenheitsdichter bei Hochzeiten und anderen Festlich-

keiten, auch dichten sie allerlei humoristische und satirische Gedichte auf einzelne Personen.

Auch hier dichtet der „Geguako", wenn ihm die Schale mit Bier gereicht wird, eine Menge von Glückwünschen, welche die Anwesenden mit „Amen" beantworten. Bald läfst er seiner Phantasie freien Lauf und erlaubt sich eine Menge von Scherzen von nicht immer sehr anständigem Inhalt, notabene, wenn keine Frauen zugegen, vor Mädchen dagegen geniert er sich in keinerlei Weise. Ich versuche zum Schlufs einige dieser Glückwünsche in möglichst wörtlicher Übersetzung wiederzugeben.

1.

Gebe Gott, dafs diese kleine Schwiegertochter
Mit glücklichem Fufse ihr Haus verlasse und ins neue eintrete,
Möge sie uns Glück bringen und ihr Haus und das Dorf bereichern;
Gebe Gott, dafs die Hergebrachte mit dem sie Bringenden
Sich vereinige, wie das Haar mit dem Honig;
Schicke es Gott, dafs sie Knaben gebäre,
Die da lange leben;
Dafs, was sie näht, sich niemals auftrenne;
Dafs sie lustig sei, wie die Ziege,
Sanft wie das Schaf, fruchtbar wie das Huhn,
Freigebig wie die Erde, und dafs ihr Herz
Vor Liebe brenne, wie ein Feuer;
Das schicke uns Gott!

2.

Dem, den wir jetzt beglückwünschen,
Wünschen wir Ruhm,
Seinen Kindern langes Leben
Und dafs sie seien brave Verteidiger des Vaterlands,
Dafs man ihren Ruhm besinge 9000 Jahre lang.

3.

(Zur Schale mit Bier gefüllt):

Das ist das Gold des tchagalet (Gott des Ackerbaues);
Mit dem Pflug ist es erworben
Und dem Schweifse unserer Stiere;
Mit diesem Gold wünschen wir Glück,
Aber andre füttern damit die Pferde.

4.

Wenn der Frühling kommt
Und die Krähe kräht
Und die Vögel ihre Nester bauen
Und die Ackersleute hinausgehen
Und auf dem Felde sich zerstreuen,
Dann gebe Gott der Erde seinen Segen
Und lasse die Hirse gedeihen!
Schenke uns reichlich Regen und eine solche Ernte,
Daſs die Halme dem Reiter
Bis an die hochgeschnallten Bügel reichen
Und dem Fuſsgänger höher als die erhobene Hand,
Mit Ähren so schwer
Wie die Armschienen des Panzers;
Daſs das Korn schwer in der Scheune liege,
Daſs es die Ecken der Scheune auseinanderdrücke,
Daſs von einer Garbe ein ganzer Kasten sich mit Körnern fülle,
Daſs unter der Schwere des Korns die Arben brechen:
Das gieb uns Gott!

5.

Gott schicke dem jungen Paar
Zehn Fuhren Salz alle Jahr
Und achtzig Fuhren Hirse.
Dem jungen Paar und dem ganzen Dorf
Verleihe Gott, in Fülle zu leben,
Daſs in jedem Hause neun Kasten stehen
So voll, daſs die Körner über den Rand fallen
Und daſs das, was herausfällt,
Ausreiche, um Bier zu bereiten.

6.

Die Abhänge der Berge
Sollen ihre Tabune (Pferdeherden) bedecken,
Die Thäler voll sein von ihren Herden;
Was sich von der Herde verirrt,
Mag dem Wanderer zur Speise dienen,
Und auch für uns möge immer ein Braten sich finden.
Gott gebe euch also zu leben!

7.

Sie mögen groſse Herden haben der Fettschwänze,
Schwarzer und grauer Schafe mit dicker Wolle!
Mögen die Schafe nur weibliche Tiere gebären
Und jedesmal Zwillinge,

Mögen viele Hundert vor Fett hinter der Herde zurückbleiben,
Damit man sie schlachte für solche festliche Tage,
Damit es für tausend Jahre zum „kur man“ (Opfer) reiche:
Schicke ihnen das, Gott!

8.

Den Neidern dieses Hauses
Gebe Gott, in schlechten Kleidern zu gehen
Mit unbedecktem Haupte.
Das Feld soll ihnen nichts tragen
Und sie selbst sollen häfslich sein;
Unter ihren Hütten sollen Frösche hausen,
Ihre Kinder sollen Bettler sein.
Mögen sie austrocknen wie eine Rofshaut,
Mögen ihnen die Augen auslaufen
Wie einem blinden Pferde;
Mögen sie im Sommer ohne Milch sein
Und im Winter ohne Pelz,
Und nach dem Tode in der Hölle!

Nach solchen und ähnlichen Glückwünschen rufen die Anwesenden jedesmal „Amen!“ und die Schale mit Bier geht im Kreise herum, bis sich die Gäste entfernen. Dann öffnen die Wirte in Gegenwart einiger verwandter Frauen den Koffer der Braut und verteilen die mitgebrachten Geschenke.

III.

Eine Reise in das Quellengebiet des Kuban (Juni 1892).

I.

Die im Vergleich zur Breite unverhältnismäfsig ausgestreckte Längenachse des kaukasischen Gebirges bringt es mit sich, dafs die Reiseziele in den Bergen in der Regel weit von den grofsen Mittelpunkten des Verkehrs entfernt sind. Der Reisende, welcher eine Tour ins Hochgebirge ausführen will, hat daher meist grofse Strecken mit der Bahn oder Post zurückzulegen, wenn er nicht allzu viel Zeit verlieren will, um dem eigentlichen Ziel näher zu kommen. Dafür aber wird er für die Kosten, welche ihm die Annäherung an sein Objekt verursacht und für das Rütteln und Schütteln auf den Post- und Bahnfahrzeugen stets reichlich belohnt, denn jede Reise in den Kaukasus thut ihm neue Wunder auf. Man mag im Kaukasus noch soviel gereist sein, wie man will, jede neue Tour bietet des Neuen und Interessanten immer noch sehr viel, dafür bürgt die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der kaukasischen Landschaften und ihrer Bewohner. Der Kaukasus ist dem Kaleidoskop zu vergleichen, welches bei jeder kleinen Wendung dem Auge neue farbenreiche Bilder darbietet.

Die Marschroute, welche ich mir mit meinen drei Gefährten für diesen Sommer festgesetzt hatte, war Tiflis-Wladikawkas, dann per Bahn nach Newinnomyſskaja, den Kuban und die Teberda hinauf zum Kluchorpaſs; von dort den Klytsch und Kodor hinunter bis Olginskaja (bei Suchum) in Abchasien, von wo aus wir Sugdidi erreichen und mit der Eisenbahn nach Tiflis zurückkehren wollten. Der Plan war herrlich ausgedacht, aber die Natur der Hochgebirgswelt ist unberechenbar und legt dem Reisenden oft unerwartet Schwierigkeiten in den Weg, an welchen seine schönen Dispositionen scheitern. So ging es auch uns. Wir muſsten am Kluchorpaſs umkehren, entschädigten uns aber dafür durch eine Tour ins Herz von Karatschai, nach Utschkulan und auf den Kukurtli-Gletscher, der den Kukurtli-kol zum Chursuk, einem der Hauptquellflüsse des Kuban, sendet. Diese Tour bot um so gröſseres Interesse, als besagtes Gebiet noch sehr wenig von Europäern besucht worden.

Der Kuban[1], welcher dem Kubangebiet den Namen giebt, nimmt in seinem Oberlauf, wollen wir sagen bis unterhalb Batalpaschinsk, wo er in die Ebene tritt und schon bedeutende Neigung verrät, seinen bis dahin hauptsächlich nach Norden gerichteten Lauf nach Nordwesten zu lenken, unser volles Interesse in Anspruch durch das bunte Gemenge der Völker, welche seine Ufer bewohnen, sowie durch die Schätze, welche die gütige Mutter Natur in freigebigster Weise hier fast allenthalben ausgestreut hat. Mitten in das von den Kubankosaken bewohnte Gebiet ist

[1] Kuban ist im Russischen weiblichen Geschlechts; es widerspricht aber meinem Gefühl, „die Kuban“ zu schreiben. Das Wort bedeutet „Fluſs“. Als Kuriosum sei erwähnt, daſs ein kaukasischer Forscher allen Ernstes in dem Namen ein deutsches Wort erblicken wollte, zusammengesetzt aus Kuh und Bahn.

bei Batalpaschinsk[1] ein ca. 150 Quadratwerst enthaltendes, vom „Kleinen Selentschuk" durchflossenes Oblongum zwischen dem Kuban und dem „Grofsen Selentschuk" eingesprengt, wo in kleineren Partien West-Adyge und Kabardiner (Kabartai), Bergtataren, Nogaier, Abasiner[2], Deutsche und Juden wohnen. Weiter oben haben wir noch kleine Parzellen von Osseten und Griechen; von Chumara aber südlich bis zu dem Fufse des Hauptkammes und dem demselben vorgelagerten mächtigen Gebirgsstock des Elbrus liegt das Gebiet von Karatschai, im Osten von der Teberda, im Westen von der „Grofsen Kabarda" und den Vorbergen des Elbrus begrenzt. So bietet der Kuban ein in ethnographischer Beziehung ungemein interessantes Terrain; auch für den Archäologen eröffnet sich durch die Unzahl von Kurganen und die Ruinen einstiger menschlicher Wohnstätten ein ergiebiges Feld der Forschung. Was andererseits die Naturschätze anlangt, so weisen wir hin auf die ungeheueren Massen von Glaubersalz, welche in zwei grofsen Seen 10—12 Werst östlich von Batalpaschinsk aufgespeichert sind und gegenwärtig leider nicht exploitiert werden, auf den feuerfesten Thon, welcher an verschiedenen Stellen gefunden wird, auf den brennbaren Kalk, auf die weitausgedehnten Steinkohlenlager, auf die Blei- und Silber-, Kupfer- und Manganerze, welche in den über dem Thal sich erhebenden Felsen enthalten sind, während die prächtigen Thalabhänge und Schluchten ungeheuren Holzreichtum bergen und dem Jäger reichliche Beute an allerlei Grofs- und Kleinwild versprechen,

---

[1] Batalpaschinsk liegt etwa in der Mitte der östlichen Langseite des Oblongums.

[2] Zu den Tscherkessen zählen die West-Adyge und Kabardiner, zu den Asega (abchasischer Stamm) die Abasiner (auch Baschog oder Alti-Kissen genannt), zum türkischen Stamm die Nogaier.

die saftiggrünen Wiesen den Pferde-, Vieh- und Schafherden reichliches Futter gewähren und die Flüsse und Bäche mit ihren schmackhaften Forellen den Anwohnern ein wichtiges Nahrungsmittel abgeben.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen treten wir die Reise von der Eisenbahnstation Newinnomyſskaja (800 Fuſs über dem Meer) an. In der unbegrenzten Ebene steigen nach Süden, wohin wir uns wenden, kleine Hügelketten an, bedekt mit Fruchtfeldern und futterreichen Wiesen. Die groſse Stanitza gleichen Namens, in einiger Entfernung von der Station am Kuban liegend, bleibt rechts. Nachdem wir die Hügelkette überstiegen, breitet sich wieder eine fruchtbare weite Ebene vor uns aus, auf welcher zahlreiche Herden weiden. Besondere Aufmerksamkeit schenken wir den Herden der Merinoschafe, die hier allgemein gehalten werden. Sie haben Schmutzfarbe, als wären sie mit Ruſs beschmiert, stehen sehr hoch im Preis und werden, weniger wegen des Fleisches und Fettes, als wegen ihrer feinen Wolle geschätzt (ein Schaf giebt 10 und mehr Pfund Wolle; das Pud wird für 12—15 Rubel verkauft). Eine Menge von Grabhügeln verschiedener Gröſse unterbricht die Einförmigkeit der Ebene. Nach 2½stündiger Fahrt sind wir in der Stanitza Bjelomedschetskaja, welche ihren Namen wohl einer weiſsen, weithin sichtbaren Moschee verdankt, welche einstmals hier gestanden haben mag. Über die Stanitzen des Kubanheeres soll hier bemerkt werden, daſs sie meist jüngeren Ursprungs sind. Die ersten Ansiedelungen donischer Kosaken im Kubangebiet gehen zurück auf das Ende des vorigen Jahrhunderts und sind jetzt gerade hundert Jahre alt. Die Geschichte der Ansiedelungen und Übersiedelungen der Kubankosaken ist sehr lang und verwickelt und steht naturgemäſs im engsten Zusammenhang

mit dem Fortschritt der russischen Waffen im Kampfe mit den Bergvölkern. Die letzteren mufsten sich, nachdem ihnen durch die Eroberung Anapas durch die Russen im Jahre 1828 der von den Türken gebotene Rückhalt genommen war, bald den Feldherren des Zaren unterwerfen. — Die Stanitzen stellen, ursprünglich für Verteidigungszwecke angelegt, meist ein regelmäfsiges Viereck dar, das einst mit einem Graben und Wall umgeben war, von welchem Kanonen drohend in das Land hinaus schauten. Das äufsere Ansehen ist gröfstenteils ein recht ärmliches, elende, aus ungebrannten Ziegeln gebaute Hütten mit Strohdach, nur selten bessere, mit Eisenblech bedeckte Holzhäuser. Die einzelnen Gehöfte sind durch Flechtwerk abgesondert[1]; Strafsen und Höfe sehr schmutzig gehalten, was in Verbindung mit den in der Nähe fast aller Stanitzen befindlichen stehenden Wassern, oftmals von der Ausdehnung eines kleinen Sees, der Gesundheit von Menschen und Tieren nicht zuträglich sein kann. Aus diesem Grunde ist es nicht zu verwundern, dafs epidemische Krankheiten hier oftmals einkehren und viele Opfer fordern. Die Bewohner treiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht und erfreuen sich ziemlichen Wohlstandes, obgleich die Erfüllung der Militärpflicht — sie werden vom 18. Lebensjahre an auf 20 Jahre mit Pausen von je drei Jahren und Dienstzeit von je vier Jahren einberufen und sind verpflichtet, Pferde und Bewaffnung auf eigene Kosten zu stellen — eine grofse Schädigung für die geordnete Wirtschaft ist[2]. Auf den

[1] Bäume und Gärten sieht man selten. Wo in der Nähe der Stanitzen früher Wald vorhanden war, haben ihn die Kosaken mit Eifer ausgehauen.

[2] Man hat berechnet, dafs der Militärdienst jedes männliche Mitglied der Kosakenfamilie lebenslänglich mit wenigstens 15 Rubel jährlich belastet. Für Kriegszeiten stellt sich diese Summe natürlich viel höher.

Stanitzen sieht man vielfach mit Dampf betriebene landwirtschaftliche Maschinen, auch sind Heupressen allenthalben im Gebrauch.

Nachdem wir bei Bjelomedschetskaja über den schon stattlichen Kuban gefahren, der hier den träg fliefsenden „Kleinen Selentschuk“ aufnimmt, winkt uns aus weiter Ferne nach Südosten hin der breite Kolofs des Elbrus mit seinen zwei Gipfeln entgegen. Die beiden Gipfel haben Ähnlichkeit mit Brüsten. Und wenn es wahr ist, was einige behaupten, dafs der Name Elbrus — „Brust“ bedeute, so liegt in dieser Benennung ungemein viel Poesie. Uns kommt eine Stelle aus dem ersten Teil des Goethe'schen Faust in den Sinn. An jenen Gipfeln hängt gewissermafsen wie an der Mutterbrust das umliegende Land und saugt von da in Gestalt der Gletschermilch und des lebenspendenden Wassers die Nahrung, die es kräftig macht und fähig zur Arbeit, d. h. zur Hervorbringung und Erhaltung von allerlei Gewächs, von Wald und Gesträuch, von Gras und Kräutern. Von allen Erklärungen des Namens Elbrus sagt mir diese durch ihre Sinnigkeit am meisten zu. Das imposante Bild der beiden Brüste leuchtet uns bis hinter Batalpaschinsk beständig vor, bis es allmählich hinter den nahen Vorbergen verschwindet.

Von der Eisenbahnstation kann man in 5—6 Stunden das 50 Werst entfernte Batalpaschinsk erreichen, einen ansehnlichen Ort, welcher von der Stanitza sich zur Stadt aufgeschwungen hat. Den Namen hat die Stadt von dem türkischen Seraskir Batal Pascha, welchem der russische General Hermann am 30. September 1790 hier eine empfindliche Niederlage beigebracht hat. Der Pascha selbst wurde gefangen genommen und seine ganze Artillerie fiel den Siegern in die Hände. Im Jahre 1825 wurde die Stanitza

gegründet. Etwas über 1800 Fuſs über dem Meer gelegen, zeichnet sich der Ort durch seine Gärten vorteilhaft vor anderen Kosakenstanitzen aus. Hier wohnt der Bezirkshauptmann, ein Kosakenoberst, welcher uns die nötigen Papiere bereitwilligst ausstellte. Die Stadt ist starken Winden ausgesetzt, welche die so notwendige Reinigung der Luft besorgen, denn Batalpaschinsk ist namentlich in seinen unteren Partien ein recht schmutziges Nest und unterscheidet sich in dieser Beziehung wenig von dem auf dem linken Kubanufer gerade gegenüber liegenden kabardinischen Dorf Darukokt (Dudarowsky).

An dieser Stelle ist das linke Ufer des Kuban felsig und steil, das rechte flach. Der Fluſs teilt sich in mehrere Arme und ist, wie fast in seinem ganzen Lauf, bei mäſsiger Strömung zu Inselbildung geneigt, namentlich da, wo sich das Thal erweitert. Es ist charakteristisch für den Fluſs, daſs er sich, bis er die Ebene betritt, fast überall tief in den weichen Felsen eingegraben hat; darüber erheben sich zu beiden Seiten Terrassen, grüne Ebenen von beträchtlicher Breite (oft mehrere Werst), welche dann von hohen Bergketten abgeschlossen werden, deren Abhänge bald mit frischen Wiesen bedeckt sind, bald kahle Felswände aufweisen, aus welchen sich die Phantasie leicht Türme und Mauern, Ruinen alter Burgen und Schlösser aufbauen kann. Auch die Gipfel, (schon 4000 Fuſs hoch) stellen bald grüne Kuppen dar, bald sind sie von mächtigen Felspartien gekrönt. Wald erfreut das Auge bis Chumara nicht, nur wo sich uns ein Einblick in die Nebenthäler eröffnet, bemerken wir Gesträuch und wenige Bäume; auch auf den Kubaninseln haben sich stellenweise Weide und Erle angesiedelt.

Das Kubanthal ist gut bevölkert, was auf die Fruchtbarkeit des Bodens hinweist, jedoch der Haupterwerbszweig

bleibt immerhin Viehzucht. Die Herden der zahlreichen Ortschaften und Aule (meist Kabardiner, hier „Asiaten“ geheifsen) finden in der Ebene und auf den Bergen reichliche Nahrung. Nur die Juden des Dorfes Dschegonassky, ca. 15 Werst oberhalb Batalpaschinsk treiben ein Gewerbe: sie verfertigen aus Saffianleder Stiefelschäfte und andere Schusterwaren für die Bewohner des Thales.

In einiger Entfernung von der Stanitza Krasnogorskaja (zu deutsch etwa „Rotberg“, von den rötlichen Felspartien so genannt) steigt die Strafse hinauf zu den Felsen, welche das Thal einrahmen, zeitweilig in die Schluchten einbiegend, welche die Felswände unterbrechen. Die Felsen, leicht verwitternder Sandstein, haben hier ein sehr eigentümliches Ansehen, sie sind auf einer langen Strecke wie von Mäusen zernagt; da sind Gänge und Löcher zu sehen, wie auf einem von diesen Nagetieren zu Grunde gerichteten Felde. Das Volk bezeichnet diese Strecke sehr treffend mit dem Namen „Mäusepfad“. In der Nähe des „Mäusepfads“ treten die ersten Steinkohlenlager zu Tage, welche bis hinauf über Chumara auf beiden Ufern des Flusses sehr zahlreich sind, aber keine grofse Mächtigkeit haben (ca. 50 cm). Man hat einige Stollen in den Felsen angelegt, wo die Kohle zu Tag tritt, aber es fehlt an Unternehmungsgeist, um diese Mineralschätze gehörig auszubeuten. Bis jetzt werden jährlich wenig mehr als 100 000 Pud gewonnen. Eingebettet sind die Steinkohlenflötze zwischen Schichten von Lehmschiefer, über welchem Sandstein liegt. Die hauptsächlichsten Bestandteile der Kohle sind verschiedene Pterisarten (Taemiopteris, Alethopteris, Pterophyllum Abichianum etc.). Sie soll für Schmiede ein vorzügliches Heizmaterial bilden.

Bald tauchen die Berge von Chumara auf und an

ihrem Fuſse die weiſsen Wände der Festung. Wenige Werst vor dem Orte fallen uns in der Ebene eine Menge groſser Steinhaufen in die Augen, Reste zerstörter Aule von bedeutender Ausdehnung. Auf solche Überbleibsel ehemaliger menschlicher Wohnstätten stoſsen wir nun zum öfteren; sie sind neueren Ursprungs und beweisen, daſs hier vor nicht langer Zeit eine dichte Bevölkerung vorhanden gewesen. Verheerende Epidemien haben sie decimiert oder zur Auswanderung gezwungen.

Chumara ist hübsch gelegen (ca. 3000 Fuſs über dem Meer), ein schöner Sommeraufenthalt. Die dasselbe umgebenden Hügel und höheren Berge (schon 5000 Fuſs hoch und darüber) zeigen teils liebliche, weiche Formen, teils wildromantische Felspartien. Unmittelbar hinter dem Ort auf dem rechten Ufer des Kuban erhebt sich ein mächtiger Felskegel; auf einem minder hohen Ausläufer desselben, welcher steil ansteigt und nach der anderen Seite fast senkrecht abstürzt, befinden sich die gut erhaltenen Ruinen einer alten byzantinischen Kirche, welche jetzt wieder restauriert werden soll. Es muſs seiner Zeit nicht wenig Mühe gekostet haben, die Quadern zum Bau da hinaufzuschaffen. Mehrere Male im Jahre versammeln sich die ossetischen Einwohner von Chumara, welche, wenigstens dem Namen nach, meist Christen sind, bei diesem Heiligtum, um dort ihre Opfer darzubringen, welche noch ganz den Stempel des Heidentums an sich tragen. Die Umgebungen von Chumara sind reizend, wilde, bewaldete Schluchten, von zahlreichem Wild belebt, wechseln mit anmutigen Wiesen ab. Die Festung ist so zu sagen der Schlüssel zu Karatschai, in welches, den Thälern des Kuban und seines wilderen groſsen Zuflusses Teberda folgend, ordentliche Fahrwege führen. Wenn wir die Teberda aufwärts gehen, so gelangen

wir zum Kluchorpafs; im Thal des Kuban können wir, in den Schluchten seiner Querflüsse aufsteigend, entweder den Nacharpafs (9617 Fufs) oder östlicher den Choti-Tau-Pafs und die Gletscher des Elbrus erreichen.

Wir wählen zunächst die Route auf den Kluchorpafs, wohin der Weg jetzt eben ausgebessert wird. Es soll zu strategischen Zwecken ein Saumpfad (zunächst 7 Fufs breit) über den Hauptkamm geführt werden. Da für die Arbeiter am Passe fast täglich Lebensmitteltransporte abgehen, so konnten wir sicher sein, dafs die Brücken und Wege in ordentlichem Stand sind. Einige Werst oberhalb Chumara verlassen wir den Kuban, welcher hier seine wasserreiche, wilde Schwester Teberda aufnimmt, die aus einem engen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thal hervorbricht. Sehr anmutig ist der Weg in diesem Thal, reich an landschaftlichen Schönheiten. Zunächst sind die Abhänge mit Laubwald bestanden, dessen Schatten uns schützt vor den Strahlen der heifs brennenden Sonne. Wo sich das Thal zuweilen erweitert, zieht sich der Weg über saftige Wiesengründe hin. Wir begegnen Bewohnern von Karatschai, welche auf kleinen zweiräderigen Karren die in ihren Aulen von den Weibern gefertigten Burken und Filze nach Batalpaschinsk auf den Markt bringen; einige der Karren sind mit grofsen Balken beladen und wir müssen uns wundern, dafs sie unter der schweren Last nicht zusammenbrechen. Auf einer Wiese hat sich eine Schar vom Markte zurückkehrender Karatschajer gelagert. Die kleinen, mit einem Filzdach bedeckten Fahrzeuge sind, einer Wagenburg gleich, im Kreise aufgestellt; hinter jedem Karren sind in einiger Entfernung zwei Pflöcke in die Erde gesteckt, oben durch eine Querstange verbunden, an welcher der Kessel zur Bereitung des Mahles aufgehängt wird. Hier wird abgekocht

und mit Vorliebe die „Schurpa“ (vielleicht verketzert aus „Suppe“) aus Schaffleisch mit saurer Milch bereitet. Solch ein Lager wandernder Karatschajer kann uns wohl en miniature ein richtiges Bild von einem Hunnenlager geben, freilich mit dem Unterschied, dafs die Hunnen Pferde einspannten — hier sind Ochsen eingespannt — und wohl selbst ein wilderes und schrecklicheres Aussehen hatten als die Bewohner des Teberdathales und des oberen Kuban, die doch von der Kultur schon etwas beleckt sind. Im Flusse schwimmt eine Unmasse von prächtigen Stämmen der Abies Nordmanniana, welche weiter oben gefällt und geschält und dann zur Sägemühle nach Batalpaschinsk geflöfst werden; sie stauen sich oft zu Dutzenden im Flusse auf und müssen mit Nachhülfe der Menschenhand wieder flott gemacht werden. Manche bleiben auch liegen und verfaulen, was bei dem ungeheuren Holzreichtum des Thales den Eigentümern wenig Kummer bereitet. Nach genufsreicher Fahrt erreichen wir den ersten Aul von Karatschai, Teberdinskaja (3773 Fufs), wo uns in der auf einer kleinen Anhöhe stehenden Kanzlei sehr reine Zimmer zur Verfügung gestellt werden. Im gleichen Hof wie die Kanzlei steht auch die zum grofsen Leidwesen der Bewohner jetzt aufgehobene Schule; gymnastische Geräte beweisen, dafs hier neben dem Geist auch der Körper der jungen Leute ausgebildet wurde. Aus der Menge von Neugierigen, welche sich bald, wie es in der Regel geschieht, um unser Hauptquartier versammelten, traten einige junge Bursche hervor, welche uns unaufgefordert ihre Gewandtheit im Stein- und Arkanwerfen (ein Strick, mit dem man die Pferde einfängt), sowie in anderen körperlichen Übungen zeigten.

II.

Teberdinskaja ist eine jüngere Kolonie von Utschkulan, wo Übervölkerung zur Auswanderung zwang; viel früher aber noch hatten sich an der Teberda Bergtataren vom Baksan angesiedelt, deren Aule aber ausgestorben sind. Die Karatschajer geben sich selbst für Verwandte derselben aus und folgendes elegisches Gedicht weist auf eine solche Verwandtschaft hin. Mit grofser Begeisterung wurde mir dasselbe vom Edelmann Achlaw Korkmasow in Teberdinskaja in wohlklingendem Tatarisch vorgetragen. Ich versuche, es in möglichst wortgetreuer Übersetzung wiederzugeben[1].

„Uchábitscha, aus dem Geschlechte der Urusbi, kam, als ihr Mann gestorben war, mit ihren zwei Söhnen Alchas und Mursa und ihrem Neffen Mussus vom Baksan an die Teberda mit einer Menge Volks und siedelte sich da an. Uchabitscha stand in grofsem Ansehen. Einige Jahre lebten sie glücklich und zufrieden. Da kam die böse „emina“ (Cholera) und Alchas und Mursa starben an einem Tage. Da stand Uchabitscha auf, weinte und klagte: „Während ich das Vieh auf die Weide trieb, wuchs auf meinem Hofe so dichtes Gras, dafs eine Schlange nicht mehr durchkommen konnte; so schnell wie das Gras gewachsen ist, sind meine Söhne gestorben, so schnell, dafs ich nicht weifs, welchen von ihnen der Tod zuerst ereilte. Wenn man am Baksan erfährt diese Kunde, so wird sich das Volk versammeln, so viel Volk als sich versammelt zu einer Hochzeit, und wird die Klage anstimmen. Alchas und Mursa sind tot, wer wird

[1] Gewöhnlich werden solche Sagen recitiert mit Begleitung des „Kolkóbbes“, eines zweisaitigen Instruments, dessen Seiten ebenso wie die Sehne des Bogens aus Büscheln schwarzer Pferdehaare hergestellt sind. Der Kasten des Instruments hat die Form eines Fisches mit langem Hals wie bei der Violine. In dem Kasten ist unterhalb des Stegs ein kleines viereckiges Loch eingeschnitten.

jetzt das Pferd reiten mit dem Stempel des Auls Mekersky[1], wer wird die Pferde in Mekersky rauben[2] und dessen Bewohner, die sich widersetzen, töten? Schon fällt der Schnee auf dem Berge Muchu, aber noch liegt das Korn auf der Arba; die Ochsen stehen eingespannt und niemand ist, der sie ausspanne. Nur Mussus ist mir geblieben, der schlechteste von allen vom Geschlecht der Urusbi. Ich habe über den Kitschakol[3] (ein Flufs) eine Brücke gebaut, stark und fest, damit sie halten soll; die schlechten Balken hat das Wasser fortgerissen, die guten sind geblieben. Mir hat der Tod die besten Söhne zuerst geraubt und den schlechtesten, Mussus, mir nachgelassen. Ich sollte nicht weinen noch klagen, denn der Koran verbietet solches, aber wie soll ich nicht Thränen vergiefsen, da mir meine Söhne genommen sind? Die Leute, die mit mir kamen von Baksan, sind aus dem Dorf entflohen und wohnen in den Schluchten der Berge; Vater und Mutter sind dort gestorben, die Kinder sind nachgeblieben und niemand ist, der sich ihrer annähme. Sie weinen, wie die kleinen Zicklein, welche im Walde geboren werden, wenn die Mutter von ihnen fortgeht. Ich glaube, wir haben schrecklich gefrevelt, dafs uns Gott so schwer heimsucht. Das Getreide steht reif auf dem Felde, aber niemand ist, der es einheimse; die Herden haben sich zerstreut, denn sie sind ohne Hirten. Früher wagte es niemand, ohne meine Erlaubnis aus dem Dorf wegzugehen, jetzt sind sie alle von mir geschieden, ohne dafs mich einer gefragt hätte. 100 Höfe sind mit mir aus Urusbiew gekommen, nur wenige sind nachgeblieben. Am besten wäre

---

[1] Der Aul Mekersky war durch seine vorzüglichen Pferde berühmt.

[2] Pferde zu rauben galt für eine besondere Heldenthat.

[3] „Kol" finden wir auf den Karten als Bezeichnung von Flüssen und Bergen; das Wort bedeutet „Ärmel".

es, ich gäbe mir selbst den Tod!“ „So bitter weinte und klagte die Frau, aber wir singen jetzt das Lied.“ Ich glaube, dafs dieses Beispiel in vielen Lesern den Wunsch rege macht, noch mit anderen poetischen Produkten dieses Volkes bekannt zu werden und ich bin nicht abgeneigt, das mir zu Gebot stehende Material bei einer anderen Gelegenheit zu veröffentlichen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir noch einmal auf kurze Zeit nach Teberdinskaja zurück. Hier machten wir zum erstenmal Bekanntschaft mit der herrlichen Bachforelle, die in grofser Menge in der Teberda vorkommt und mit einem Schleppnetz leicht zu fangen ist. Der russische Schreiber des Dorfs, unser Wirt, brachte nach Verlauf einer Stunde einen ganzen Eimer dieses köstlichen Fisches, der in Salzwasser abgekocht uns ein fürstliches Abendbrot dünkte. — Der Starschina (Schulze), ein Eingeborener, den wir zur Tafel zogen, sprach geläufig russisch und erwies sich uns als sehr gefällig. Wir verhandelten mit ihm wegen der Reitpferde, die uns bis zum Pafs bringen sollten, von wo wir nur die Packpferde beibehalten und zu Fufs weiter wandern wollten. Er versprach uns die Pferde zu 1 Rubel pro Tag zu stellen. Als wir aber anderen Tages recht früh aufbrechen wollten, dauerte es einige Stunden, bis die Pferde beisammen waren; ein alter Graubart, der sich immer noch nicht in die russische Regierung finden kann und mit allem unzufrieden ist, hetzte die Andern auf und wollte sein Pferd in keinem Fall für den angekündigten Preis hergeben. Erst als ich ihn wegschicken und seinen Namen aufschreiben wollte, gab er klein bei. Doch wurde noch viel hin und hergeredet, bis die Pferde gesattelt und bepackt waren. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als wir unseren Ritt zunächst über grüne Wiesen antraten; bald wird das

Thal enger, Wald nimmt uns auf, die bewaldeten Höhenzüge werden höher und höher, dahinter steigen links, von Schnee bedeckt, die schroffen Grate des Kondeljan-Largebirges auf. Neben Tannen und Kiefern, welche schon zahlreich auftreten, bemerken wir schöne Exemplare verschiedener Ahornarten, der Buche, der Erle, der Eberesche, der Espe und besonders stattliche Birken; von Sträuchern: Hollunder, Schneeball, Geisblatt, Kreuzdorn, Rhododendron, während der Boden mit glänzend roten Erdbeeren wie übersäet schien; schade, dafs sie vom Pferde aus nicht zu pflücken sind. Wir erreichen die Stelle des Thals, welche den Namen Krylgan trägt. Hier hat ein unternehmender Russe eine Teerfabrik angelegt und verwendet mit Nutzen die Baumstrünke, welche sonst faulen und als Brutstätten schädlicher Forstinsekten dem Walde Schaden bringen würden. Nahe dabei treffen wir zu unserer Verwunderung in dieser Wildnis ein Gasthaus, einen zweistöckigen Holzbau im russischen Stil; es ist ein Luftkurort in herrlicher Lage zwischen hohen Bergen mitten im schönen Wald; das Haus und seine Umgebung spiegelt sich wieder in einem kleinen, aber tiefen See, auf welchem ein kleines Boot schwimmt. Von dem nach Süden schauenden Balkon der Villa eröffnet sich ein wunderbarer Blick auf die steilen Schneegipfel des Jamanaus (auf der fünfwerstigen Karte nicht verzeichnet) und seine Gletscher, welche der Teberda einige Zuflüsse zusenden, wie den Chuty und den Dombai Ulgen (der Name bedeutet: der Auerochs ist tot; beweist also das frühere Vorkommen des Tieres in dieser Gegend). Der Erbauer der Villa hat einen guten Geschmack gehabt. Hier ist die Natur so schön, so grofsartig und friedlich, hier ist so gut sein, dafs auch in uns der Wunsch rege wird, hier nebenan uns Hütten zu bauen. Hier findet der

durstige Wanderer in einem Trunke kühlen Gerstensaftes ein köstliches Labsal. Nach kurzem Aufenthalt reiten wir weiter. Angeregt durch den frischen Trank und den schönen Wald, der uns mit seinem kühlen Schatten umfängt, stimmen wir, vom Rauschen des Baches begleitet, aus voller Kehle das Lied an: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister will ich loben. . . .“ Noch nie wohl hat das Thal von deutschem Gesange wiedergehallt. — Aber bald verwandelt sich unsere fröhliche Stimmung in Trauer. Unseren Augen stellt sich eine ausgedehnte Brandstätte dar, wo Hunderte der schönsten Stämme verkohlt emporstarrten oder am Boden ausgestreckt elendiglich faulten. Solche Brandstätten wiederholen sich von jetzt an öfters, da und dort raucht es noch und brennt weiter, ohne dafs sich jemand Mühe gäbe zu löschen. Stellenweise sind die Bäume zwecklos umgehauen und verderben am Boden. Und was für Stämme! Höher als die höchsten Masten der Schiffe, zwei Männer können sie unten nicht umfassen. Es ist die vornehme, in ihrem Habitus manchmal an eine Palme mit breiten Wedeln erinnernde Abies Nordmanniana, welche an der oberen Teberda ungeheuere Waldbestände bildet und uns bis zum Fufse des Passes begleitet. Ja, schöner Wald, so herrlich aufgebaut vom Schöpfer! — Und da kommt der Mensch mit seiner Qual und zerstört mutwillig die wunderbaren Schöpfungen des Weltenmeisters. Mächtige Bergstürze, Wildwasser und orkanartige Stürme richten hier ebenfalls grofsen Schaden an und bringen so manchen Riesen des Waldes zu Fall, aber schlimmer als alle haust der Mensch. Hier gerade offenbart er seine Zerstörungswut mit besonderem Eifer, weil der Wald in kurzer Zeit an die Regierung übergehen soll. 10 000 Stämme hat man den Anwohnern der Teberda

noch erlaubt zu fällen und zu flöfsen, aber wer wird sie abzählen?

Nach mehrstündigem Ritt im Hochwald, den grünlich-weifsen, reifsenden Flufs zur Rechten und den steilansteigenden, bewaldeten Gebirgsgrat, von dessen Granitfelsen sich oftmals gewaltige Stücke ablösen und ins Thal herabrollen, zur Linken, gelangen wir in nächste Nähe des Jamanaus, lassen denselben aber rechts liegen und wenden uns, dem Hauptflufs folgend nach Südosten. Das Thal verengert sich zur schmalen Klause, der Weg, durch Sprengungen mühsam dem harten Felsen des rechten Ufers abgerungen, steigt in Zickzacklinien hoch über den wilden Flufs empor, welcher mit donnerndem Getöse in weifsem Gischt sich durch Granitblöcke durchdrängt. Die edlen Tannen fürchten seine Wut nicht, sie steigen zu ihm hinab und lassen sich den Fufs vom weifsen Schaume benetzen. Leichter atmen wir auf, nachdem wir die gefährliche Stelle, Gonatschir genannt, glücklich passiert haben und wieder auf weniger gefahrvollen Pfaden hinreiten. Das Thal erweitert sich, die bisher vom Wald verdeckten Felspartien, welche sich hoch oben aufbauen, werden wieder sichtbar, hüben und drüben entstürzen dem in den Klingen aufgehäuften Schnee in mächtigen Kaskaden Bächlein und Bäche in die Umarmung des Flusses, schneebedeckte Bergriesen schliefsen den Horizont. Auf weitem Wiesengrund, hart am Wege und nahe dem Flusse, liegt der tiefe See Tumanli mit seinem geheimnisvollen, schwarzblauen, klaren Wasser. Die scheue Lachsforelle flieht bei unserer Annäherung scheu vom Ufer weg, das ungemein steil abfällt. Drüben auf dem linken Ufer der Teberda liegt ein noch gröfserer, langgestreckter Alpensee, den wir auf der Karte vergeblich suchen und dessen Namen mir niemand sagen kann; auch er ist reich an

Fischen. Bewohnt sind diese Gegenden nicht, nur selten stofsen wir auf einen „Kosch“ — drei oder vier Stangen, in die Erde gesteckt und als Dach ein Stück Filz darauf gelegt —, wo die Hirten übernachten inmitten der Herden, die zur Nacht sich hier versammeln. Es müssen kräftige, wetterfeste Naturen sein, welche in diesen Höhen (6—7000 Fufs über dem Meer) nur in eine Burke gehüllt und dürftig von oben gegen Regen und Schnee geschützt ihr Nachtlager aufschlagen. Holz und Buschwerk zum Bau einer einfachen Hütte wären genug vorhanden, aber sie behelfen sich ohne dieselben. — Sind solche Menschen zu beklagen oder zu beneiden? . . .

Wenige Werst hinter dem See, am Fufse des Passes, in einer Höhe von 7000 Fufs, mitten im Walde stehen einige aus Brettern und Schindeln gefügte Häuschen. Es ist das Standquartier der Ingenieure, welche den Weg zum Passe bauen. Dort finden wir freundliche Aufnahme. Die Sonne war untergegangen, es war sehr frisch geworden, so dafs uns das Feuer, das bald im Kamin aufloderte, sehr wohl that. Ein Kaufladen, welcher die Arbeiter mit Lebensmitteln versorgt, spendete auch uns das Nötige. Leider aber wurde uns hier zur Gewifsheit, was man uns schon früher gesagt hatte, dafs wegen der ungeheuren Schneemassen auf dem Kluchor und bedeutender Erdrutschungen auf der anderen Seite im Thale des Klytsch nicht daran zu denken sei, den Pafs zu forcieren. Als warnendes Beispiel erzählte man uns von einigen Arbeitern, welche vor kurzem dort verunglückt seien und deren Leichen jetzt von wilden Tieren gefressen werden. Ein solches Schicksal schien uns wenig beneidenswert; wir wollten uns aber doch mit eigenen Augen vom Zustand des 9100 Fufs hohen Passes überzeugen und beschlossen für nächsten Morgen den Aufstieg. —

Das Gestein, in welchem der Weg zum Pafs angelegt wird, ist vorwiegend stark quarzhaltiger, grünlich-weifser Granit, stellenweise Grünstein und Syenit. Die Steigung beträgt 25 Saschen auf die Werst und wird dieselbe in 14 langgestreckten Zickzacks überwunden. Gegenwärtig arbeiten 200 Türken am Bau. Durch die abgesprengten Stücke ist der alte Weg so verdorben, dafs man nur mit grofser Mühe über die Steintrümmer hinwegkommen kann. Wir wählten daher einen anderen, allerdings auch beschwerlichen Pfad auf dem linken Ufer des wilden Baches, der über mächtige Felsen in zahlreichen Wasserfällen herabstürzt. Der Wald hört auf. An seine Stelle treten buschartige Birken, das weifsblühende Rhododendron, die grofsblättrige und myrtenblätterige Heidelbeere, die Vogelbeere, verkrüppelte Exemplare des Bergahorns, weiter oben ein am Boden kriechender Wachholder. Rechts von uns türmen sich mächtige Schneewände auf, über welchen die felsigen Hörner des Tschotschaminenkaja zum Himmel ragen. Der Name bedeutet: Ein Mann war da. Die steilen Felsen galten für unbesteigbar (sie mögen gegen 12 000 Fufs hoch sein), da wettete ein kühner Jäger aus Karatschai, dafs er doch hinaufkommen werde. Vor den Augen aller erklomm er das höchste Horn und stellte droben ein Steindenkmal auf. Seitdem trägt der Bergriese besagten Namen. — Nach mühsamem Klettern gelangen wir auf die erste Terrasse, wo der Bach zwischen alten Moränen und Alpenwiesen, oftmals von Schneemassen überbrückt, dahinrauscht. Die gewöhnliche Alpenflora: Gelbe nnd weifse Anemonen, Betonien, Gentianen, rosafarbige Primeln, Orchideen, Veroniken etc. schmücken seine Ufer mit farbenreichem Teppich. Ich fand hier eine Wahrnehmung bestätigt, die ich voriges Jahr am Baksan, am Asau und Terskol-Gletscher gemacht und die

auch die Umgebung des Kukurtli bekräftigte, nämlich, dafs die alpine Flora im nördlichen Kaukasus im ganzen immer ärmer ist, als auf den Südabhängen des Gebirgs. Was aufserdem in die Augen fällt, ist der bedeutend niedrigere Wuchs der Pflanzen. Während auf den südlichen Abhängen die Blumen alle durch ihren hohen Wuchs und ihre Vollkommenheit auffallen, erscheinen sie hier mehr zur Erde gedrückt; selbst das nicht gerade zarte Veratrum nigrum, das am Roki, Mamison, Borbalo etc. oftmals fast Manneshöhe erreicht, wird hier kaum zwei Fufs hoch. Was der Grund hiefür sein mag, wage ich nicht zu entscheiden, vielleicht hängt die Sache mit der Höhe der Schneelinie zusammen; wo diese tiefer herabgeht und dem Boden mehr Feuchtigkeit verleiht, ist auch das Wachstum üppiger.

Von der Terrasse, die wir eben keuchenden Atems erreicht, stellt sich uns folgendes Bild dar. Vor uns eine thalartige Einsenkung mit einem der Hauptquellbäche der Teberda, dem Kluchorbach, im Hintergrunde drei mächtige schneeige Pyramiden, an deren Fufs Massen von grobem Geröll mit Schnee vermengt, links ungeheuere Schneewände, von mehreren hundert Fufs Höhe. Dort oben entspringt der Bach einem See, der von zwei in denselben einmündenden Gletschern genährt wird. Er ist noch gefroren und mit Schnee bedeckt. Wir schicken uns an, hinaufzusteigen, aber ein häfsliches Unwetter, kalter Regen und Schnee von heftigem Winde gepeitscht, treibt uns zurück. Nebel benimmt uns alle und jegliche Aussicht. Mit grofser Beschwerde steigen wir über Geröll abwärts; durchnäfst bis auf die Haut und starrend vor Kälte kehren wir nach einigen Stunden in unser Quartier zurück, um uns am Kaminfeuer zu trocknen und zu wärmen. Um wie viel besser waren wir daran, als die armen Arbeiter, welche heute, am

Sonntag, herabgekommen waren, um sich die Provision für die Woche zu holen und, unter den wenig schützenden Zweigen der Tannen sich um kleine Feuerchen zusammenkauernd, Schutz suchten gegen die Unbilden der Witterung. Sie mufsten heute noch hoch hinaufsteigen zu ihren ärmlichen Hütten, um morgen früh bei Zeiten wieder bei der Arbeit zu sein.

Die liebenswürdige Gastfreundschaft, welche wir am Pafs erfahren durften, tröstete uns einigermafsen für das Mifslingen unseres Planes, ebenso aber auch der Gedanke, die Schönheiten des herrlichen Teberdathales noch einmal geniefsen zu können. Wir brachen also nach dem Mittag auf und eilten wieder nach Chumara, wo wir anderen Tages eintrafen. Um von da nach Utschkulan zu gelangen, müssen wir im Kubanthal 60 Werst mit der Post zurücklegen. Kartdschjurt, Utschkulan und Chursuk sind die Hauptorte von Karatschai. Wer dessen Bewohner näher kennen lernen will, darf den Besuch derselben nicht versäumen.

III.

Als wir die Fahrt ins obere Kubanthal antraten, glaubten wir hier ähnliche Landschaften zu finden wie an der Teberda, denn beide Flüsse entspringen ja nahe bei einander, durchbrechen die gleichen Vorberge der Hauptkette und lenken in mäfsiger Entfernung von einander beide ihren Lauf in der Hauptsache nordwärts. Aber hier zeigt sich eben wieder die ungemeine Mannigfaltigkeit der Natur, auf die wir früher hingewiesen. Die Thäler des Terek, des Baksan, der Teberda und des Kuban, sie sind alle einzig in ihrer Art, haben alle ihren specifischen Charakter. So unterscheidet sich auch der Oberlauf des Kuban in

geologischer Hinsicht (Kalkschiefer, Sandstein, Talkstein) von dem der Teberda, und im Zusammenhang damit ist auch die Vegetation eine andere: an der Teberda vorwiegend Nadelhölzer, namentlich weiter oben, am Kuban bis Kartdschjurt fast ausschliefslich Laubwald; nur höher hinauf am Chursuk hat sich die Kiefer angesiedelt.

Der Weg führt zunächst über Wiesen, welche die Thalsohle des Kubanthales und die vom Kuban und der Teberda gebildete Halbinsel bedecken; bald biegen wir links ab und überschreiten den Kuban auf einer Brücke, die kaum 20 Fufs Spannweite hat. Die Felsen, in welche der Flufs gebettet ist, bilden, hier kaum 10 Fufs über das Wasser hervorragend, ein ungemein enges Thor, dessen massive Pfeiler sich ausgezeichnet dazu eignen, eine Brücke zu tragen. Das hinter der Brücke gelegene Dorf, von Karatschajern bewohnt und Taschkupyr genannt, wird von einem grofsen weithin sichtbaren Kastell überragt. Es heifst bei den Russen kamenny most, was wir mit „Steinbrück" übersetzen können. Die Berge, welche das Thal einrahmen, zeigen zunächst noch weiche Formen und treten etwas zurück, nach und nach ragen über und hinter denselben hohe Felsenkegel empor, auf welche uns der beginnende Wald die Aussicht bald verschliefst. Die verschiedenartigsten Laubhölzer, Buche, Linde, Ahorn, Erle, Esche, Rüster, Silberpappel und Weide verleihen dem Wald durch ihre verschiedenen Formen und Farbennüancen ein liebliches Ansehen, um so angenehmer, als die zerstörende Hand des Menschen hier die Axt noch nicht an die Bäume gelegt hat. Nach reichlichem Regen zeigte der Wald im frischen Hauche des Morgenwindes ein besonders festliches Gewand, als hätte er sich uns zu Gefallen aufgeputzt; die wenigen Repräsentanten des Nadelholzes, die Kiefern, halten sich

hoch oben auf den Felspartien und klammern sich mühsam an die kahlen Hörner und Felsennadeln. Das Gestein in der Höhe ist ungemein zerklüftet und hat ein wildes unheimliches Ansehen. Menschliche Wohnungen sucht man hier vergebens, dagegen ist der Wald belebt von allerlei Wild und Singvögeln, aber auch viel Raubzeug tummelt sich hier und manches Häschen ergreift vor dem Geklingel unseres Dreigespanns die Flucht. Nach den Aussagen unserer Kutscher kommen hier auch Fasanen vor; die Jagd auf Füchse, Wildschweine, Bären und Hirsche soll eine sehr ergiebige sein.

Etwa 30 Werst oberhalb Chumara wird das Thal so eng, dafs es ganz und gar geschlossen erscheint. Dieser Engpafs, gebildet von hohen, steilansteigenden bewaldeten Abhängen mit wilden Felspartien, deren viele abgestürzt sind, wird von den Karatschajern „jaman achit", d. i. „schlechter Weg" genannt, ist aber jetzt leidlich passierbar. Bei der Poststation Indísch wird das Thal wieder weiter. Von der nahe gelegenen Brücke bietet sich bei klarem Wetter ein wunderbarer Ausblick auf den Elbrus dar. Noch einmal treten die Berge und Felsen nahe an den Flufs heran. Die am rechten Ufer anstehende Kette Dschalakol und die Felsen bei Tochtaul-Tschulchan bergen in ihrem Schofse reichhaltige Blei- und Silbererze, vertikal zwischen Felsit-Porphyren eingesprengt; einige dieser Erze zeigen Ähnlichkeit mit denen von Sadon bei Alagyr im Thale des Ardon, sind aber gehaltvoller, andere mit denen von Freiberg in Sachsen. Wir waren erstaunt, in dieser Wildnis auf einmal eine grofsartige Fabrikanlage zu treffen. Ein unternehmender Russe K., welcher in Stuttgart Realschule und Polytechnikum besucht und in Freiberg seine Studien beendigt hat, hat hier eine Versuchshütte eingerichtet; wenn

sich die Ausbeute der Erze lohnt, wie es allen Anschein hat, so wird eine grofse Aktiengesellschaft die Sache in die Hand nehmen. Die zu Tag tretenden Schichten sind in Streifen von fast einem Faden Breite im Felsen eingesprengt und erreichen in vertikaler Richtung eine Höhe von 10 und mehr Faden, während die Stollen schon acht Faden und darüber in den Berg eingedrungen sind[1]. Da Grund und Boden zu Karatschai gehört, so erhalten die Fürsten Krym-Schamchalow jährlich ein Pachtgeld von 10000 Rubel; zwei junge Fürsten sind auf dem Anwesen als Zeichner beschäftigt.

Hinter Tochtaul-Tschulchan wird das Thal weit, der Weg steinig und schlecht. Bald kommen zu beiden Seiten des Flusses mehrere Aule in Sicht, welche zusammen 700 Höfe zählend unter dem Namen Kartdschjurt (Eltjube) zusammengefafst werden. Dort ist der Wohnsitz jener Fürstenfamilie. Noch einige Werst und wir gelangen an die Stelle, wo sich die beiden Hauptquellflüsse des Kuban, Utschkulan und Ulukam, vereinigen. Hier ist das Land dicht bevölkert; dort am Utschkulan liegen die grofsen Aule gleichen Namens, welche mit 700 Höfen ein Gemeinwesen ausmachen; am Einflufs des Chursuk in den Ulukam und höher hinauf an beiden Flüssen die Aule von Chursuk mit 770 Höfen. Wir steigen in Utschkulan im geräumigen Speisesaal der dortigen mit einem Internat verbundenen Schule ab, da die Sommerferien schon begonnen hatten.

Einmal im Herzen von Karatschai, wollen wir nun

---

[1] Aufser verschiedenen Erzen zeigte uns Herr K. auch einige Steinhämmer, eine vorzüglich gearbeitete Lanzenspitze aus Bronce von mehr als einen Fufs Länge und eine eiserne Pfeilspitze, welche man beim Graben eines Weges hier gefunden.

dessen Bewohner schildern und nachholen, was wir früher an der Teberda versäumt haben. Zuerst einiges über Namen und Abkunft des etwa 30 000 Köpfe beiderlei Geschlechts zählenden Völkchens. Als ich zum ersten Mal den Namen Karatschai hörte, dachte ich nicht anders, als daſs das Volk nach einem Flusse (kara = schwarz und tschai = Fluſs) benannt sei. Aber einen solchen Fluſs wird man vergeblich in diesem Gebiete suchen. Das Volk hat seinen Namen von dem Stammvater Karatscha, welchen die Überlieferung etwa vor vier Jahrhunderten aus der Krym an den Baksan kommen läſst, von wo er später über den Choti-Tau in das Quellgebiet des Kuban übergesiedelt sein soll. Ein Schamchal, Auswanderer aus der Krym, heiratete die Tochter des Karatscha, der keine männlichen Nachkommen hatte, und wurde so zweiter Stammvater. Sein Geschlecht dauert in der fürstlichen Familie der Krym-Schamchalow fort. Ist so der tatarische Ursprung der Karatschajer durch die Überlieferungen des Volkes fast sicher festgestellt, so haben wir es doch kaum mit einem Volksstamm zu thun, der sich rein erhalten hätte, denn zu den neuen Ansiedlern gesellten sich nachgewiesenermaſsen bald verschiedene Ankömmlinge aus Swanetien, Mingrelien, Abchasien, besonders aber zu Anfang dieses Jahrhunderts Kabardiner[1], welche in der vorherrschenden Bevölkerung aufgingen. Einen rein ausgesprochenen Typus dürfen wir also nicht erwarten und wir werden kaum auf Widerspruch stoſsen mit der Behauptung, daſs hier tatarisches Blut durch Tscherkessenblut veredelt worden ist. So treten denn die charakteristischen Merkmale der mongolischen Race, wie schiefgeschlitzte Augen und hervortretende Backen-

[1] So kommt z. B. der kabardinische Familiennamen „Nawrusow“ in Karatschai öfters vor.

knochen, bei den Karatschajern sehr wenig hervor. Männer und Frauen sind meist brünett, von mittlerem Wuchs und kräftig gebaut. Die hohen schlanken Figuren der kabardinischen Weiber und deren schöne Gesichtszüge treffen wir in Karatschai nicht. Und da mein Büchlein wohl kaum einmal dorthin kommt, so kann ich es ja offen und ohne Rückhalt sagen: das schöne Geschlecht in Karatschai verdient diesen Namen nicht; die Männer sind mit wenigen Ausnahmen viel hübscher als die Weiber. Letztere bedecken das Gesicht nicht, obwohl manche sehr gut daran thäten, und haben in Gang und Haltung etwas Mannhaftes, wenig Graziöses. Die Kleidung der Männer unterscheidet sich nicht von der der Bergtataren am Baksan; es ist die allgemein tscherkessische. Ebenso tragen die Weiber bis zum Knöchel reichende Beinkleider, wie am Baksan, das Kleid, meist aus rotem Zitz, ist vom Gürtel an an beiden Seiten durch einen Schlitz geteilt; bei der Arbeit wird die vordere Hälfte aufgeschürzt; die Brust ziert ein hellfarbiger Latz, zu beiden Seiten reich mit querlaufenden silbernen Stäben belegt; die Taille umschlingt ein breiter, miederartiger Gürtel, in der Vorderseite aus Silberblech, mit Kettchen geziert, in der hinteren Hälfte aus Leder; Doppelärmel aus verschiedenem Stoff und von verschiedener Länge reichen wenig über den Ellbogen hinab, das Schuhwerk verrät europäischen Ursprung. Eigentümlich ist der Kopfputz, ein einfaches, bunt- oder dunkelfarbenes Tuch, mehrmals um den Kopf geschlungen, wird über dem Scheitel so geknüpft, dafs die Enden zu beiden Seiten herabfallen.

Was den Charakter der Karatschajer anbelangt, so kann ich beim besten Willen nichts Gutes sagen; ich habe natürlich das männliche Geschlecht im Auge, mit welchem wir in Berührung kamen. Träge (die Weiber sind sehr

arbeitsam), hinterlistig, verlogen, unzuverlässig, diebisch, habgierig, Augendiener, grofse Schwätzer und Prahler sind die Karatschajer, sie lieben sehr zu Gefallen zu reden. Wenn sie gut aufgelegt sind, so erzählen sie wohl auch von ihren Helden und Narten, von gewaltigen Ungeheuern, von den Emegen (Riesen) und deren übernatürlicher Kraft. Obiges strenge Urteil zu fällen hätte ich nicht gewagt, wenn der Lehrer von Utschkulan meine Meinung nicht völlig bestätigt hätte. Er bezeichnete seine Schüler[1] als befähigt; so lange sie klein sind, sind sie gehorsam und artig, sobald sie älter werden, werden sie von den Alten auf jegliche Weise verdorben, welche alle ihre gemeinen und schlechten Streiche in Gegenwart der Kinder erzählen. Zum Unglück ist der grofse Platz vor den Schulgebäuden der beständige Versammlungsplatz der Männer, welche wenig zu thun haben. Dort wird alles zum Austrag gebracht und lebhaft hin- und hergestritten, wobei bei dem heftigen Temperament der Eingeborenen der Streit nicht selten mit Thätlichkeiten, Verwundungen und Todschlag endigt.

Trotz des verhältnismäfsigen Wohlstandes der Bewohner sind die Wohnungen nicht sehr rein gehalten. Das Haus, aus Balken gefügt und mit Lehm verstrichen, besteht aus einem, selten zwei Zimmern, mit niedriger Thüre und kleinen Fenstern, das Giebeldach ist meist mit Stroh bedeckt, doch hat auch das Blechdach schon Eingang gefunden. Die innere Einrichtung ist die gleiche wie am

[1] Die Schule in Utschkulan zählt 60 Schüler. Sie soll, um die Kinder dem schlechten Einflufs der Umgebung zu entziehen, nach Batalpaschinsk übergeführt werden. Man ist in Karatschai (mit Ausnahme von Teberdinskaja) auf die Schule nicht gut zu sprechen, da die Gemeindeumlagen pro Hof durch dieselbe auf 4 Rbl. 50 Kop. pro Jahr gestiegen sind, während die an den Staat zu entrichtende Steuer nur 1 Rbl. 33 Kop. beträgt.

Baksan. Nur eine Eigentümlichkeit fällt hier in die Augen. Es ist ein mächtiger Querbalken in Bogenform an der Decke des Zimmers, mit welchem die drei das Dach tragenden Längsbalken je durch eine Holzverzierung verbunden sind. An Stelle des primitiven Kamins, wie ich ihn bei den Bergvölkern öfters beschrieben habe, tritt da und dort der schrankartige russische Ofen. Die Zierde des Zimmers bilden die Festkleider, selbstgefertigte Filzteppiche mit aufgenähten Arabesken und Tuche, allerlei Waffen, Jagdtrophäen und dergl. Der Fufsboden besteht gewöhnlich aus Lehm, vor jedem Haus ist eine kleine, gedeckte Veranda.

Die Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, im geringeren Grade Ackerbau. Reiche Leute haben Tabune von 1000 und mehr Pferden, der Schlag ist kräftig und hochgebaut; manches Pferd soll 30 Pud mit Leichtigkeit schleppen. Kühe und Ochsen werden weniger gehalten, dagegen Schafe und Ziegen (erstere ohne Ausnahme schwarz mit Fettschwanz, von welchem noch ein dünner Schwanz herabhängt). Früher wurden auch Schweine gezogen, welche natürlich seit Einführung des Islam verschwunden sind; doch wollen sich alte Leute noch erinnern, dafs früher in Karatschai viele Heiden waren, welche Schweinefleisch genossen haben. Die Hauptarbeit fällt den Weibern zu, wie fast bei allen kaukasischen Völkern, namentlich den Mohammedanern. Um so auffallender ist es, dafs bei den Bekennern des Islam das Weib eigentlich so wenig geachtet wird und im Hause bei der Geburt eines Mädchens Niedergeschlagenheit und Trauer herrscht. Nur das Hüten der Herden, Bestellung des Ackers und die Jagd sind des Mannes würdige Beschäftigungen. Ich sah im Dorfe Senti an der Teberda eine Frau eifrig ihr Haus mit Lehm bestreichen; neben ihr

stand der Sohn, ein grofser, kräftiger Lümmel von 16 Jahren und schaute behäbig zu. Auf meine Frage an einen unserer Führer, warum der Bursche der Mutter nicht helfe, erwiderte er lächelnd: „Das ist Weiberarbeit!“ — Ackerbau (Gerste[1] und Mais[2]) wird getrieben, soweit der sandige Boden es erlaubt; man mufs es den Karatschajern zur Ehre nachsagen, dafs sie die Felder sorgfältig einzäunen und bewässern[3]; stellenweise werden auch Kartoffeln und Bohnen gepflanzt, wodurch die Nahrung, die gewöhnlich aus Milch, Käse und Fleisch in frischer oder getrockneter Form besteht, etwas mannigfaltiger wird. Der Mais wird zu Brot gebacken, was aber selten geschieht. Aus der Gerste wurde bis vor kurzem Bier gebraut, welches jetzt durch die Mollahs verboten worden; dagegen ist der Fruchtschnaps gestattet und wird bei Festen in gehöriger Menge getrunken.

Während unseres Aufenthaltes in Utschkulan wurde gerade das dreitägige Opfer- und Sühnfest Kurman-Bairam gefeiert, an welchem jeder Hausvater verpflichtet ist, für jedes Familienmitglied zum wenigsten ein Schaf zu schlachten; arme Leute, welche das nicht können, werden von den reicheren unterstützt. Dieses Fest verschaffte uns die Möglichkeit, so manches kennen zu lernen, was man sonst schwer zu sehen bekommt. Leider stand das Korn noch auf den Feldern, sonst hätten wir auch das Schauspiel eines Wettrennens haben können, was gewifs sehr interessant gewesen wäre, da die Karatschajer als tüchtige Dschigiten bekannt sind. Dagegen sahen wir Weiber und Mädchen im Putz.

---

[1] Die Gerste wird im Frühjahr ausgesäet und im September geerntet.

[2] Das Welschkorn hat hier kleine Knollen und kleine Körner.

[3] Grofsen Schaden richten die zahlreich vorkommenden Zieselmäuse (Spermophilus musicus) an, welche sich rasch vermehren.

Manche zogen gemeinschaftlich mit ihren Kavalieren zu Pferde zum Feste, die Damen saſsen auf dem linken Knie der Männer, welche ihre Taille mit dem linken Arm umschlingen. Man sieht daraus, daſs der Verkehr der Geschlechter ein sehr freier und ungenierter ist. Ein gleiches bemerkten wir auch, als der Starschina (Älteste) von Utschkulan uns einlud, den Tänzen der Jugend zuzusehen, welche in einem gröſseren Hofe vor sich gingen. Der gebräuchliche Tanz ist eine Art Contretanz eines Burschen und eines Mädchens, während die anderen jungen Leute im Halbkreis eine Kette bilden, bis sie an die Reihe kommen; das Tempo ist ein langsames, der Tanz hat nichts von dem Feuer der kaukasischen Lesghinka. Die Musik machte ein Mädchen mit einer Handharmonika und spielte meist europäische Weisen, wozu zwei Kerle mit dummwichtiger Miene ihre Holzklappern auf einem Scheite aufschlugen, das sie vor sich hielten. Die meisten der tanzenden Paare zeigten sehr wenig Grazie und erinnerten in ihrem Auftreten und ihren Bewegungen mehr an Tanzbären. Mit groſser Freude wurden die Süſsigkeiten entgegengenommen, welche wir den Tänzerinnen und Kindern spendeten. Mit einem kräftigen „tschoch saglo!“ (danke schön) verabschiedeten wir uns von der jungen Gesellschaft.

Wie bei anderen kaukasischen Völkern besteht auch in Karatschai der Brauch, die Braut zu stehlen; bei dem freien Verkehr der Geschlechter ist aber die Sache nicht so schlimm. Das Mädchen, welches gestohlen werden soll, wird von dem Liebsten stets über Tag und Stunde in Kenntnis gesetzt, sehr oft wissen auch die Eltern darum. Der Kalim beträgt 350 bis 1000 Rubel in Geld oder Vieh. Der Mollah erhält für die Trauung fünf Rubel. Nach der Hoch-

zeit bleibt die junge Frau einige Monate beim Mann, kehrt aber dann oft auf zwei Jahre zu den Eltern zurück und wird da vom Manne besucht. In dieser Zeit mufs sie verschleiert gehen und darf sich namentlich den Männern aus der Verwandtschaft nicht zeigen. Die Karatschajer haben meist nur eine Frau; die Ehen sind mit Kindern reich gesegnet.

Eines Dinges sei Erwähnung gethan, welches uns in Karatschai sympathisch berührte, es ist die Pflege der Gräber, besonders der verstorbenen Männer. Abgesehen davon, dafs die Begräbnisstätten mit Mauern aus aufgehäuften Steinen versehen sind, ist noch jedes Grab besonders eingehegt, damit, wie uns der Führer sagte, Menschen und Tiere nicht darauf treten können. In Teberdinskaja z. B. sind über jedem Grabe 8—12 dicke Balken zu einem länglichen Viereck aufgebaut, in Kartdschjurt bemerkten wir eine Art von steinernen Sarkophagen oder aber hausartige Mausoleen, deren Giebel Spitzbogen bilden. Solche Pietät den Abgeschiedenen gegenüber verwischt einigermafsen den unangenehmen Eindruck, welchen die Bewohner des Landes auf uns machen.

Das Volk besteht eigentlich aus vier Ständen, den „bi“ [1], d. i. Fürsten, den Edelleuten, „ösden“, den Bauern, „asat“ und der Geistlichkeit. Die ersteren Unterschiede haben sich fast ganz verwischt, dagegen spielen die Mollahs in Utschkulan und Chursuk z. B. weniger durch ihre Stellung als durch ihre grofse Anzahl und ihre Intriguen eine grofse Rolle; man zählt ihrer nicht weniger als 160 in den beiden Gemeinwesen. Die meisten derselben sind aus Stambul.

[1] Auch die Bergtataren am Baksan haben ihre „bi“. So bedeutet z. B. Urus-bi russischer Fürst. Diesen Namen erhielt der Stammvater des Geschlechtes, weil er eine russische Abteilung befehligte.

Jedes sogenannte Quartal (ihrer sind viele) wählt seinen Mollah, der sein Amt versieht, so lange man mit ihm zufrieden ist, was in der Regel nicht lange dauert[1]. Infolgedessen laufen abgesetzte Mollahs, welche die Hoffnung haben, wiedergewählt zu werden, und gegen ihre im Amt stehenden Kollegen auf jegliche Weise intriguieren, in Massen herum. Sie haben, des Amtes entsetzt, immer noch das Recht, religiöse Handlungen vorzunehmen, wobei um des lieben Brotes willen jeder dem anderen den Rang abzulaufen bemüht ist. Aufserdem beschäftigen sich die Mollahs mit Schwarzkunst und verstehen mittelst verschiedener Amulette und Besprechungen allerlei Krankheiten zu heilen. —

Zum Schlufs lade ich meine geduldigen Leser noch ein, mit mir einen Ritt zum Kuturtli-Gletscher zu machen und sich noch etwas in der herrlichen Gottesnatur zu erfrischen. Nach der grofsen Reliefkarte des Kaukasus zu urteilen, liegt Utschkulan direkt am Fufse des Elbrus; dem ist aber nicht so. Es ist vielmehr zwischen den nächsten Vorbergen gelegen, und wir haben in gerader Linie noch gute dreifsig Werst zurückzulegen, bis wir zum eigentlichen Fufs des gewaltigen Bergriesen gelangen. Es ist eine hochinteressante Tour, für welche ein guter Fufsgänger zwei Tage braucht; zu Pferd kann man den Weg hin und zurück in einem Tage zurücklegen, mufs sich aber auf gehörige Ermüdung gefafst machen. Während die nahen Umgebungen von Utschkulan wenig Anziehendes bieten — hohe Berge, über denen meist der Nebel lagert, nach Süden hin erblickt man den Utschkulan (11 704 Fufs) und Churscho (12 712

[1] Der im Amt stehende Mollah erhält von jedem Hof im Frühjahr einen Rubel, im Herbst ein Schaf; für Casualien wird besonders und in der Regel sehr gut bezahlt.

Fufs) — erfreuen unser Auge eine Menge landschaftlicher Schönheiten, wenn wir den Chursukfluſs hinaufreiten. Wir passieren zunächst verschiedene Aule, unter welchen Ulu-Chursuk, d. i. Groſs-Chursuk, der bedeutendste ist. Auf die Einladung des Starschina dieses Ortes, bei ihm einzukehren, konnten wir wegen Mangels an Zeit nicht eingehen. Der Elbrus, von welchem in Utschkulan bei klarem Wetter nur ein kleines Stück, das man mit der Hand zudecken kann, zu sehen ist, verschwindet jetzt ganz, dagegen eröffnet uns nach rechts das Thal des Ulukam das prächtige Panorama des Choti-tau und seiner Nachbarn. Im schönen Thal des reiſsenden Chursuk steigen wir allmählich aufwärts, der Weg und die zahlreichen Brücken sind in gutem Stand erhalten. Die Abhänge der steilen Bergwände sind zunächst nur mit Buschwerk (Wachholder und einer Unmenge von Berberitzen[1]) bewachsen, später aber haben wir auf dem linken Ufer herrlichen Kiefernwald, in dessen Schatten die Heidelbeere gedeiht. Der Fluſs, neben dem wir reiten, führt dem Ulukam ungeheuere Mengen Schneewassers von den Gletschern des Elbrus zu. Nachdem wir etwa 15 Werst zurückgelegt, verlassen wir das Thal; wir schneiden den groſsen Bogen ab, den der Fluſs mit dem einen seiner Quellbäche, dem Kurkurtli-Kol macht. Hoch und steil geht es bergan im herrlichen Kiefernwald, die kräftigen Pferde trugen uns keuchend hinauf, auf den schlüpfrigen und steinigen Pfaden sicher auftretend; dann geht's wieder hinunter ins Thal. Bei einem Kosch machen wir kurze Rast, noch ist der Elbrus nicht zu sehen, nur die steilen Felswände, welche seine Gletscher einrahmen,

[1] Man bereitet aus den Beeren eine Art Limonade, oder ein Pulver, das eine schmackhafte Würze zum Schaffleisch abgiebt und sumach genannt wird.

starren zum Himmel empor, mit ewigem Schnee bedeckt. Das Gestein ist sehr verwittert und beständig rollen Steine den steilen Abhang herab. Noch 1—2 Werst im steinigen Thal aufwärts über alte Moränen, zwischen welchen wir mit Mühe den Weg suchen, dann wendet sich der Flufs links, da ist auch der Elbrus in seiner ganzen Pracht; wir reiten noch ein Stück weiter und stehen nun vor gewaltigen Steinwällen, den ehemaligen Endmoränen, tief durchfurcht in die Quere von den Wildbächen, die bei starkem Regen von den steilen Bergwänden herabstürzen. Man mufs deshalb über mehrere Hügel und Thäler durch wüstes, wildes Gestein steigen, um dem Gletscher näher zu kommen. Derselbe ist früher viel weiter herabgegangen, wie sich die Väter unserer Führer noch deutlich dessen erinnerten. Jetzt endigt der Kukurtli in eine mächtige Eiskaskade von etwa 500 Schritt Breite, erweitert sich aber nach oben. Mit Geröll und Schmutz bedeckt macht er keinen sehr schönen Eindruck. Dagegen baut sich der Elbrus um so majestätischer darüber auf. Über dem Gletscher ragt eine steile, überhängende, gezackte Felswand empor, eine Seite des gewaltigen Kraters, den einst allem Anschein nach das ganze obere Kukurtli-Thal gebildet hat. Mächtige Lavablöcke und riesige Schwefelstücke (letzteren verdankt der Gletscher seinen Namen) liegen allenthalben herum. Auf die Felswand stützt sich die breite Schneekuppe des Mingi-Tau, im frischen weifsen Gewand so unschuldig dareinschauend, als wüfste er nichts von den gewaltigen Verheerungen, die er hier einst angerichtet, da mächtige Bergriesen erbebten und in die Tiefe sanken und an der Stelle von Thal und Ebene ungeheuere Bergmassen emporgehoben wurden. Ja mit Recht sagen die Bewohner der Berge, dafs der Mensch der Ebene Gott nicht kenne. Hier in dieser furchtbar

grofsartigen Umgebung fühlt das Menschlein seine ganze Nichtigkeit und beugt sich vor der Majestät des Schöpfers. Verlockend nah, fast mit der Hand zu erreichen scheint der Gipfel, in gerader Linie ist die Spitze nicht drei Werst von uns entfernt. Aber wie viel Mühe und Zeit würde es uns kosten, diesen kleinen Raum zurückzulegen! Wir begnügen uns mit dem Anschauen des Erhabenen, der in seiner Majestät nur wenigen die Annäherung gestattet. Nachdem wir uns das grofse Bild tief in die Seele eingeprägt, treten wir in gehobener Stimmung den Rückweg an. Utschkulan erreichten wir schon im Dunkel der Nacht. Am zweiten Tag gegen Mittag waren wir wieder in Newinnomyfskaja. Beunruhigende, zum Glück übertriebene Nachrichten über den Lauf der Cholera in Transkaukasien beschleunigten unsere Rückkehr.

IV.

Die bedeutendsten Gletscher des kaukasischen Gebirges.

I.

Die Gletscher des grofsen kaukasischen Gebirges sind noch lange nicht alle bekannt, und von den bekannten nur wenige erforscht. Der Grund davon liegt neben der Unzugänglichkeit des Centralkaukasus vor allem in dem Umstand, dafs eingehende Forschungen erst beginnen konnten, nachdem die wilden Bergvölker besiegt waren. Und das ist kaum 25—30 Jahre her. Seitdem aber wird an der Erforschung der Gletscher eifrig gearbeitet, und fast alljährlich erscheinen in russischen Fachjournalen Veröffentlichungen darüber. So finden wir auch in dem letzten Band der Bulletins der kaiserl. russ. geograph. Gesellschaft, Abteilung Tiflis, eine interessante, ca. 16 Druckbogen umfassende, Arbeit (in russischer Sprache) von M. N. Dinnik, dem bekannten Kenner des Kaukasus, unter dem Titel „Die gegenwärtigen und ehemaligen Gletscher des kaukasischen Gebirges“. Wir haben hier die Absicht, aus dieser Arbeit einen ausführlichen Auszug aus dem letzten

Kapitel zu geben, da das für weitere Kreise von Interesse sein kann[1].

Die gröfsten Gletscher, von denen wir hier handeln werden, befinden sich im Kuban- und Terekgebiet, in Swanetien und der Ratscha. Hier sind zu nennen die Gletscher der Quellflüsse des Kuban, des Maruch, Dout und Kugurtlju; die Gletscher der Quellflüsse des Baksan: Asau und Adyl; die Gletscher der Tschegem und die des Tscherek-Tschacho: Ulu-Aus, Mischigri und Bisingi; die Gletscher am oberen Tscherek in Balkarien: Dych-Ssu, Agschtan und Schtulu oder Karassu; die Gletscher des Uruch: Charwes, Tana, Bartu, Karagom und Fastak; die Gletscher des Adai-Choch: Zei und Rekom; der Dewdoraki-Gletscher am Kasbek; die Gletscher von Swanetien: Adych, Truiber und andere, und endlich die Gletscher der Quellflüsse des Rion: Sopcheturi und Tscheschuri.

Wir beginnen mit dem Gletscher des Flusses Maruch. Dieser Fluſs bildet zusammen mit dem Aksaut den „kleinen Sclentschuck", Zufluſs des Kuban. Gerade südlich von den Quellen des Maruch ist die Hauptkette des Kaukasus sehr hoch und mit ungeheueren Schneemassen bedeckt, während sich nach Südosten ein ziemlich langes und breites Thal hinzieht, in welchem der Maruch-Gletscher liegt. In diesem Thale kann man noch im Hochsommer zahlreiche Reste von Schneelawinen finden, durch welche sich der Fluſs Tunnel durchreifst.

Diese Menge von Schneelawinen weist auf grofse Anhäufungen von Schnee in diesem Teile des Gebirges hin; das ist aber auch der Grund der bedeutenden Gletscher-

[1] Neue Aufschlüsse über die kaukasische Gletscherwelt sind von Hrn. Merzbacher, dem vorzüglichen Kenner der kaukasischen Alpen zu erwarten. Sein grofses Werk über den Kaukasus wird in Bälde erscheinen.

bildung. Der Gletscher Maruch ist wohl der gröfste des Kubangebietes. In 1½ Stunden kann man denselben der Länge nach begehen, er wird also wohl nicht über fünf Werst lang sein. Eine Werst vom unteren Ende entfernt, mifst er in die Breite 400 Saschen, an anderen Stellen gegen eine Werst. Seine Oberfläche ist ziemlich rein und verhältnismäfsig glatt. Da und dort finden sich bedeutende Spalten.

Grofse Moränen umgeben den Gletscher und weisen auf seine bedeutende Verringerung hin. Auf dem rechten Ufer ziehen sie sich in einigen Parallelreihen hin in einer Höhe bis zu 10 Saschen.

Man gelangt von der linken Seite ohne grofse Schwierigkeit auf die Eisfläche. Im Jahre 1877 ging General Babitsch mit Gebirgs-Artillerie und einigen Kosaken-Sotnien über den Gletscher.

An den Quellen des Dout, eines Zuflusses des Kuban, liegt ein nicht sehr grofser, aber sehr schöner Gletscher ersten Ranges. Man nennt ihn Dout. Er ist 2—3 Werst lang und etwa ½ Werst breit; der gröfsere Teil seiner Oberfläche steigt sanft an, nur am Ende fällt er steil ab und endigt mit einer hohen, fast senkrechten Eiswand. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre befand sich hier eine ungeheuere Grotte, deren Gewölbe sich aus reinem, blaugrünem Eis aufbaute und sehr schöne, wenn auch nicht regelmäfsige Umrisse hatte. Das Flüfschen, welches aus derselben hervorkommt, ist der Hauptquellflufs des Dout.

Die Oberfläche des Gletschers ist gröfstenteils rein, stellenweise mit Felsbrocken und Schmutzstreifen bedeckt. In seiner Mitte gähnen viele bogenförmige Risse, weiter oben hat der Gletscher durch eine Menge emporstarrender Eiszacken und tiefe Spalten ein wildes Aussehen. Noch

höher dehnen sich die Firnfelder aus. Von den Seiten stofsen mit dem Doutgletscher einige nicht bedeutende steilabfallende Firngletscher zusammen. Die Moränen bieten nichts besonderes.

Der Kugurtljugletscher kommt vom Elbrus herab; ihm entspringt der Flufs gleichen Namens, der in den Kuban fällt. Dieser Gletscher ist schwer zugänglich. Etwa eine Werst unterhalb seines Endes mufs man vom Pferd steigen und auf einem sehr ermüdenden Pfad emporklettern. Eine Endmoräne von etwa 500 Schritt Länge und 200 Schritt Breite rahmt das Ende ein und besteht aus mächtigen Brocken der verschiedensten Gesteinsarten. Da und dort bahnen sich wilde Bergbäche Bahn durch diesen Wall und bilden eine Unzahl von Wasserfällen. Das Ende des Gletschers selbst ist mit gewaltigen Felsstücken bedeckt, zwischen denen das aus dem Gletscher hervorkommende Wasser durchbricht. Sie hängen in gefahrdrohender Lage auf der steilansteigenden Eiswand, in welche der Gletscher endigt. Als Dinnik im Juli 1879 denselben besteigen wollte, mufste er etwa 150 Schritt weit Stufen in das Eis hauen, nachher wurde der Aufstieg leichter.

Der Kugurtlju hat in seinem unteren Teil eine Breite von 400—500 Schritt, wird aber nach oben zu merklich breiter; seine Länge beträgt $1^1/_2$—2 Werst; am Anfang teilt er sich in zwei mehr oder weniger unter sich verbundene Eisfelder. Seine Oberfläche bietet nichts Besonderes; im unteren Teil ist sie mehr oder weniger schmutzig und mit kleineren und gröfseren Felsblöcken bedeckt; je weiter man nach oben kommt, desto reiner wird sie; eine Werst vom unteren Ende ist das Eis völlig klar. Die Spalten sind meist sehr klein und nur an einer Stelle auf der rechten Seite gähnen zahlreiche und sehr grofse Spalten. Die Seiten-

moränen, aus feinem Geröll bestehend, ziehen sich in mehreren Reihen hin und liegen teils auf dem Gletscher selbst, teils zur Seite desselben. Der obere Teil ist von allen Seiten von hohen zerrissenen Felsenzacken umgeben; vielleicht sind sie die Überreste eines alten Kraters des Elbrus.

In der Endmoräne des Gletschers stöfst man häufig auf Blöcke von zwei und mehr Pud Gewicht, welche aus Schwefel, weifsen Quarzkörnern, Trachyt und anderen Mineralien zusammengesetzt sind. Dem häufigen Vorkommen des Schwefels verdankte der Gletscher und das Flüfschen ihren Namen (Kugurt bedeutet „Schwefel"). Ohne Zweifel hat sich dieser Schwefel an den Wänden des Kraters zu einer Zeit angesetzt, als seine vulkanische Thätigkeit noch nicht ganz aufgehört hatte. Der Asaugletscher gehört zu den grofsen, aber nicht zu den gröfsten Gletschern des Kaukasus, wie man früher annahm. Er wird genährt von dem Schnee des südlichen Abhangs des Elbrus und des östlichen Abhangs des Choti-Tau, welcher den Elbrus mit der Hauptkette verbindet. Der Asau unterscheidet sich von den meisten anderen Gletschern des Kaukasus dadurch, dafs er aus einer beträchtlichen Anzahl verschiedener Eisströme sich zusammensetzt. In dieser Beziehung erinnert er an das Mer de glace und den Aletschgletscher der Schweiz, ist aber viel kleiner als diese. Sein unterer Teil ist ziemlich schmal und betrug im Jahre 1881 nicht mehr als 100 Saschen. Damals stellte er eine mäfsig ansteigende Fläche dar, durchfurcht von einer Menge von Spalten. Sein unteres Ende war 300—400 Saschen vom Fichtenwald entfernt. Zu Ende der siebziger Jahre endigte er in einer Höhe von 7630′, im Jahre 1849 in einer Höhe von 7350′ über dem Meer. Im Jahre 1881 waren seine Endmoränen sehr gering,

was auf sein Zurückweichen um diese Zeit hinweist. Etwa zwei Werst oberhalb des Endes wird der Asau bedeutend breiter, noch 1—1½ Werst weiter oben ist er über eine Werst breit. Die Seitenmoränen des linken Ufers sind sehr groſs, sie liegen teils auf dem Eise selbst, teils auf der Seite und bilden einige hohe parallele Hügelreihen. Auf dem Eise bedecken sie einen Raum von ca. 100 Schritt Breite. Das rechte Ufer des Gletschers dagegen stöſst fast direkt an steilaufsteigende Felsen und hat Moränen von ganz geringer Breite. Der Asau bildet sich aus vier Armen, von denen zwei vom Elbrus herabkommen, einer vom Choti-Tau und einer von den am rechten Ufer sich auftürmenden Bergen. Obgleich einer der vom Elbrus ausgehenden Arme wahrscheinlich länger ist als die anderen, so kann man doch das Eisfeld am Choti-Tau für den Anfang des Gletschers halten. Im oberen Teil geht er ohne bemerkbare Grenze in ein ungeheueres Schneefeld über, welches einige Werst breit und lang ist. Von rechts vereinigt sich etwa 3 Werst oberhalb des Endes mit dem Hauptstrom ein kleiner ausgebauchter Zweig von weniger als 1½ Werst Länge mit unbedeutenden Moränen; die beiden Seitenzweige, welche vom Elbrus kommen, sind beträchtlich gröſser. Der untere ist nicht sehr groſs, liegt in einer engen, felsigen Schlucht und zeichnet sich durch die groſse Anzahl von Querspalten aus; an einer Stelle desselben bemerken wir eine groſse Eiskaskade, welche den Gletscher völlig unterbricht. Unterhalb dieser Stelle setzt er sich in einer ebenen Fläche fort, welche in den Hauptstrom einmündet. Der obere Zweig ist bedeutend länger, aber sehr eng; er entspringt den ausgebreiteten Schneefeldern, welche von dem Gipfel des Elbrus selbst herabkommen. Er ist sehr zerklüftet und besteht an vielen Stellen nur aus Eispfeilern und Eiszinken, welche

durch gewaltige Abgründe getrennt sind. Seitenmoränen sind nicht zu bemerken.

Der Adyl oder Schchildi liegt im Oberlauf des Adyl, eines Zuflusses des Baksan von der rechten Seite. Das ist ein ungeheuerer, schwer zugänglicher Gletscher. Gegenüber seinem obersten Teile erhebt sich der gewaltige Uschba. Der Adyl entsteht aus zwei Armen, deren einer von dem östlichen, der andere vom westlichen Abhang des Bergriesen herabsteigt. Der Hauptstrom entsteht durch die Vereinigung beider Arme und hat eine Länge von 6—7 Werst bei beträchtlicher Breite. Wir haben hier einen der gröfsten kaukasischen Gletscher vor uns, der auch in der Hinsicht sehr bemerkenswert ist, dafs er zunimmt, während alle anderen kaukasischen Gletscher zurückgehen.

Zu Anfang der sechziger Jahre, so erzählen die dortigen Anwohner, stürzte auf den Teil des Gletschers, wo sich die beiden Arme vereinigen, ein riesiger Felsen, der sich mehrere 1000′ hoch über demselben erhoben hatte; sein Gewicht betrug Billionen von Puden. Der Fels schlug an den benachbarten Berg an, wodurch sich ein gewaltiges Stück des letzteren ablöste, während er selbst in tausend Brocken zerfiel, welche in ungeheuerer Masse auf den Gletscher und über Felsen ins Thal hinabrollten; der ganze Gletscher war in einer Länge von 7 Werst mit Schutt und Felsstücken bedeckt. Im Thale vernichtete der Steinsturz den hohen Fichtenwald auf 4 Werst weit; ebenso verschwand ein grofser Heuschlag unter den Steinen. Das Getöse, das Beben der Erde und die Staubwolken waren so mächtig, dafs die Einwohner der benachbarten Aule glaubten, das Ende der Welt sei gekommen.

Achtzehn Jahre nach der Katastrophe, im Jahre 1881, war fast der ganze Gletscher noch mit Steinen und Schutt

bedeckt und kein Eis zu sehen; nur die kleinen Nebenarme waren rein.

Der Grund, warum der Adyl, im Gegensatz zu den anderen kaukasischen Gletschern, vorrückt, ist folgender; durch die dichte Schichte von Steinen und Schutt war der Gletscher gegen die Einflüsse der Sonnenstrahlen und der warmen Luft geschützt und das Tauen bedeutend verlangsamt. Die dadurch erzeugte Zunahme des Gletschers an Umfang und Gewicht, sowie der Druck der Steinmassen, mufsten sein Vorrücken verursachen.

Das Ende des Adyl liegt nach Abich in einer Höhe von 7362'.

Im Quellgebiete des Tschegem befinden sich einige Gletscher, von welchen man bis auf die neueste Zeit nichts wufste. Erst im vorigen Jahr hat ein Herr Schukoff dieselben beschrieben. Der bedeutendste von ihnen ist der Schaurtu mit einer Längenausdehnung von 7 Werst; er läuft mit der Hauptkette fast parallel, hat eine Breite von 250 Saschen, wird aber nach oben zu noch breiter und teilt sich dort in zwei Arme. Er geht ziemlich tief herab, nämlich bis 7294' über dem Meer, und ist den Gletschern ersten Rangs beizuzählen.

In der Nachbarschaft des Schaurtu stofsen wir auf die Gletscher Tjutjurgu und Kulak. Der erstere liegt im Quellgebiet des Flüfschens gleichen Namens und kommt in drei Armen von dem Gebirgskamm Kargaschili-Tau (ein hoher Ausläufer des Hauptkammes, welcher die Thäler des Tschegem und Tscherek trennt) herab; er ist 3½ Werst lang und endigt 9704' über dem Meer. Der Kulak ist der schönste Gletscher in dieser Gegend, er ist in ein tiefes Thal eingebettet, welches dem Hauptkamm parallel zieht. Am unteren Ende ist er ziemlich eng (ca. 110 Saschen breit),

erbreitert sich aber nach aufwärts bedeutend. In seiner Mitte ragt aus dem Eis ein Felsenvorsprung hervor, auf dessen beiden Seiten mächtige Eiskaskaden herabstürzen. Oberhalb dieser Stelle ist die Steigung mäfsig und die Oberfläche ganz rein; der untere Teil dagegen ist so sehr unter Steinen versteckt, dafs man nicht darauf käme, hier einen Gletscher zu vermuten, wenn nicht gewaltige Spalten darauf hinweisen würden. Die Endmoräne stöfst an einen mit hohem Fichtenwald bedeckten Hügel, welcher seinerseits auch nichts anderes, als eine alte Moräne darstellt.

Der Mischirgi kommt von den ungeheueren Schneefeldern auf dem Nordabhang des Dych-Tau und des Kammes herab, welcher zwischen Dych-Tau und Koschtan-Tau sich erstreckt. Dieser Gletscher hat mit seinen Firnfeldern eine Länge von ca. 9 Werst. Oben hat er eine Breite von einer Werst, verengert sich dann auf 400 Saschen und in seiner Mitte sogar bis auf 180 Saschen, wird aber dann wieder breiter. Im unteren Teil ist er ungemein abschüssig; tiefe Spalten durchlaufen ihn nach allen Richtungen; er endigt in einer Eiskaskade von ca. 60 Saschen Höhe. Im unteren Teil stellt der Gletscher auf beiden Seiten hohe Eiswände dar, welche durch Spalten in einzelne Eispfeiler und Eiszacken geteilt sind. Hier ist der Gletscher in keiner Weise passierbar, ja es ist sogar gefährlich, sich ihm zu nähern, da beständig Stücke von 100 und 1000 Pud Schwere herabstürzen. Auf der fünfwerstigen Karte des Kaukasus vom Jahre 1870 ist dieser ungeheuere Gletscher nicht einmal eingetragen. Sein Ende liegt 7422′ über dem Meer.

Der Koschtan-Tau speist noch einen anderen Gletscher, den Ulu-Aus, dessen Länge ohne die Firnfelder ca. 3 Werst beträgt; er ist im Durchschnitt 300 Saschen breit und nimmt einige Firngletscher auf der rechten Seite auf. Der Ulu-

Aus, stellt einen ziemlich steilen Bogen dar, dessen konkaver Teil nach Nordwesten schaut. Hier entspringt das Flüſschen Dumala, ein Zufluſs des Tscherek. Das Eis erreicht eine Dicke von 41 Saschen, während die Länge des Gletschers mit den Firnfeldern zusammen 7 Werst beträgt.

II.

Der bedeutendste Gletscher genannter Gegend ist der Bisingi oder Ulu-Ṭau-Tschiran im Quellgebiet des Tscherek-Tschacho. Das ist wohl der gröſste Eisstrom im ganzen Kaukasus, der mit seiner Länge von 17 Werst dem gröſsten Alpengletscher, dem Aletsch, nichts nachgiebt. Nur im unteren Teil ist der Bisingi sehr eng, weiter nach oben wird er eine Werst und mehr breit. Im Jahre 1881 war dieser Gletscher, als Dinnik ihn besuchte, in der Periode des Rückganges. Er war, nach den Endmoränen zu urteilen, in den letzten 20 Jahren um $1^1/_2$ Werst kürzer geworden, ebenso hatte er in Breite und Dicke abgenommen; die rechte Seitenmoräne im unteren Teil des Gletschers stand um $^1/_2$ Werst vom Eise ab, während die Mächtigkeit des Eises sich um ganze 200′ verringert hatte. Abich bestimmte in den siebziger Jahren das Ende des Bisingi mit 6583′ über dem Meere.

Gleich zu Anfang teilt sich der Bisingi in zwei Arme, von denen der östliche länger ist als der westliche. Von ihrer Vereinigung an zieht sich der Eisstrom etwa 10 Werst weit hin, bei einer mittleren Breite von 400 Saschen. Die kolossalen Seitenmoränen bilden einige parallele Reihen und erreichen eine Höhe von 15—20 Saschen. Sie weisen ebenfalls auf eine bedeutende Verringerung des Gletschers im Laufe der letzten 20—30 Jahre hin. Sehr bemerkenswert ist auch die Oberfläche des Gletschers. In dem mittleren

und oberen Teil ist er ziemlich rein, besonders in der Mitte, welche eine fast ganz weifse Wölbung bildet infolge des seitlichen Druckes auf das Eis. Tiefe Spalten durchfurchen den Gletscher nach allen Richtungen. An einer Stelle treffen wir ihrer eine solche Masse, dafs das Eis sich in eine Menge von Eispfeilern und Eispyramiden verwandelt, über welche man in keinerlei Weise hinwegsetzen kann. Die Spalten im Gletscher haben in der Mitte eine Breite von 15—20′ und eine Tiefe von mehreren hundert Saschen. Einige Vertiefungen und Spalten zwischen den Eishügeln sind mit Wasser gefüllt und bilden kleine Seen. Hier bemerken wir eine grofse Anzahl von engen, aber sehr tiefen Brunnen, mit Wasser angefüllt, das eine für das Auge ungemein angenehme blaugrüne Farbe hat, was von der Farbe der Eiswände herrührt. Eine Unmasse von Wasserfällen, Mühlen und Eistischen schmücken die Oberfläche des Gletschers. Einige der Tische haben bedeutende Gröfse. So besteht z. B. einer derselben aus einem Granitblock von einigen 1000 Pud auf einem Eisfufs von $1^1/_2$ Saschen Höhe. Daneben stehen Hunderte von kleineren Tischen. Besonders bemerkenswert und schön sind die Sandhügel. Auf der rechten Seite stehen etwa auf der Mitte des Gletschers 10—20′ hohe Eiskegel und Pyramiden mit einer dünnen Schicht grauen Schuttes bedeckt, unter welchem überall das blaugrüne Eis durchschimmert. Auf der Oberfläche fliefsen zahlreiche Bächlein und bilden Wasserfälle.

Der Gletscher Bisingi ist leicht zugänglich. Von dem linken Ufer (westlich) ritt Dinnik denselben hinauf und mufste nur an wenigen Stellen absteigen; ebenso durchquerte er ihn zu Pferd. Im unteren Drittel sind wenig Spalten, dagegen treffen wir deren um so mehr in der Mitte und im oberen Teil. Der aus dem Gletscher hervor-

kommende Tscherek ist gleich von Anfang so grofs, dafs man ihn nicht durchreiten kann. Rechts vom Gletscher wächst ein Wäldchen, bestehend aus Birken, Vogelbeerbäumen, Weiden etc.

Der Bisingi ist in eine sehr tiefe Schlucht eingebettet, die von allen Seiten von gewaltigen Bergriesen umrahmt ist. Um diesen Gletscher gruppieren sich die nach dem Elbrus höchsten Gipfel des Kaukasus; vier von ihnen übertreffen den Kasbek an Höhe. Von Süden stöfst die Schlucht an den Hauptkamm mit dem Schchara (17 038 Fufs), dem Dschanga-Tau (mit 16 657 Fufs) und Katyn-Tau (mit 16 296 Fufs); im Südosten erhebt sich der Kamm, aus welchem der Dych-Tau (17 095) und Koschtan-Tau (16 925 Fufs) aufsteigen; im Nordwesten die Kette des Karga-Schili-Tau, der ebenfalls mit ewigem Schnee bedeckt ist.

An Schönheit und grausiger Majestät übertrifft diese Schlucht alle anderen im kaukasischen Gebirge. In den Alpen ist kein einziger Ort, der sich auch nur annähernd mit dieser grofsartigen Landschaft messen könnte.

In Balkarien, das ist dem Quellgebiete des sogenannten balkarischen Tscherek, sind zwei grofse Gletscher zu verzeichnen: der Dych-Ssu und Agschtan. Ersterer giebt dem Bisingi an Gröfse wenig nach. Er liegt in einer schrecklich wilden, engen und felsigen Schlucht, wo man nur zu Fufs mit Mühe durchkommen kann. Sie ist so wild nicht nur in der Nähe des Gletschers, sondern auch in ihrem unteren Teil. Vom Thal aus sieht man den Gletscher, wenn man sich ihm auf zwei Werst genähert hat. Hier stellt sich sein Ende als ein hoher, abschüssiger, grauer Vorsprung dar, ganz mit Steinen und Schutt bedeckt. Die Breite desselben beträgt hier nicht über 300 Schritt, weiter oben aber wird die Fläche bedeutend breiter, zwei Werst

oberhalb des Endes beträgt die Breite schon 500 Saschen. Der Dych-Ssu ist fast ebenso lang wie der Bisingi. Der Hauptarm des Gletschers stellt einen massiven, fast geraden Eisstrom von 9 Werst Länge dar; aber weiter oben ziehen sich noch einige Werst weit mehr oder weniger unter sich zusammenhängende Gletscherfelder hin. Wenn man als den Anfang des Gletschers die Spitze des Schchara annimmt, so beträgt seine Länge mit den Firnfeldern zusammen nicht weniger als 14 Werst. Er zieht parallel der Hauptkette fast in gerader Richtung von Osten nach Westen; er beginnt in dem spitzen Winkel, den der Hauptkamm mit der Kette bildet, welcher der Dych-Tau und Koschtan-Tau entsteigen. Er liegt also in der Nähe des Bisingi, aber auf der anderen Seite der erwähnten Kette. In ihrem oberen Teil stofsen die beiden Gletscher fast zusammen, und die Schneefelder des Schchara, welcher den Knotenpunkt zwischen dem Haupt- und Nebenkamm bildet, speisen beide Eisströme. Der Dych-Ssu beginnt mit einigen Schnee- und Eisfeldern, die sich viele Werst weit hinziehen und bildet bald mehr oder weniger steile Abhänge, bald schreckliche Abgründe, Vorsprünge und Eiswände. Eines jener Felder erstreckt sich fast bis zum Gipfel des Dych-Tau, das ist in horizontaler Projektion 7 Werst weit, in Wirklichkeit aber ist die Entfernung viel bedeutender; die Eisfelder am Schchara bedecken dagegen ein Gebiet von 6 Werst in die Breite und Länge. Mit dem Dych-Ssu-Gletscher stofsen noch zwei seitliche Gletscher zusammen; einer von ihnen, der Ailama, kommt von den gewaltigen Schneefeldern des Hauptkamms herab, seine mittlere Breite beträgt etwas mehr als eine halbe Werst.

Die Oberfläche des Dych-Ssu ist auffallend wild, bald starren gewaltige Eisberge empor, bald gähnen schreckliche

Abhänge uns entgegen; letztere finden sich besonders in den Seitenmoränen in grofser Anzahl. Die linke Seite des Gletschers ist vom Ende fast bis zur Hälfte mit Steinhaufen und Schutt bedeckt; solche Schutthügel treffen wir auch an anderen Stellen. Im allgemeinen ist die rechte Seite des Gletschers viel reiner, die Mitte selbst fast ganz klar. Das alles bezieht sich auf die untere Hälfte des Gletschers; die obere Hälfte stellt einen fast ganz reinen Eisstreifen von einer Werst Breite und fünf Werst Länge dar; ganz oben erbreitert sich die Eisfläche bis auf 2 Werst.

Der Dych-Ssu ist viel schwerer zugänglich und viel wilder als der Bisingi, aber weit nicht so schön, wie dieser. Wir sehen auf ihm weder so hübsche Seen, noch Tische, noch Sandhügel wie auf dem Bisingi. Seine Moränen sind auch viel kleiner, was mit der Steilheit der Abhänge der Schlucht zusammenhängt, an welchen sie sich nicht lange halten können.

Der Gletscher Agschtan gehört zu den sehr grofsen und auffallend schönen Gletschern. Er ist, die Firnfelder nicht gerechnet, gegen fünf Werst lang, mit diesen zusammen acht bis neun Werst. Am Ende beträgt seine Breite 300 Saschen, weiter oben eine Werst und darüber. In der Mitte und höher nimmt die Breite bis auf zwei und drei Werst zu und geht zuletzt in die gewaltigen Schneefelder über, welche mit dem Gletscher zusammen eine Fläche von über 20 Quadratwerst einnehmen.

Die Moränen des Agschtan sind verhältnismäfsig unbedeutend. Auf dem rechten Ufer, wo der Gletscher an senkrechte Felswände stöfst, ist kaum eine Spur derselben zu entdecken; solche sind nur vorhanden an den Stellen, wo die Abhänge weniger steil sind. Auf der linken Seite treffen wir Moränen nur im unteren Teil, der obere Teil

dagegen vereinigt sich unmerklich mit den ungeheueren Schneefeldern, welche den Gletscher speisen.

Der Agschtan hat wohl von allen kaukasischen Gletschern das reinste Eis. Auf seiner Oberfläche sind weder Schutt noch Steine zu bemerken; darum ist der Anblick des zwischen hohen Felsen eingebetteten Gletschers ungewöhnlich malerisch. Noch schöner und origineller zeichnet sich derselbe von unten, vom Thalgrund des Ak-Ssu aus gesehen. Die hohen, spitzigen, grünblauen Eispfeiler, welche auf dem steilen Vorsprung eines riesigen Felsens, wo der Gletscher endigt, zum Himmel emporstarren, haben ein so ungewöhnliches und originelles Ansehen, dafs ein Mensch, welcher wenig Gletscher gesehen hat, sie kaum für Eis hält.

III.

Sehr interessant ist auch der Schtulu (auch Karassu und Gesewzik genannt); er liegt ebenfalls in Balkarien. Er steigt ziemlich tief herab und gehört daher zu den Gletschern ersten Ranges; seiner Gröfse nach zählt er unter den mittelgrofsen. Der untere Teil mifst in die Breite etwa $^1/_2$ Werst, je weiter wir nach oben kommen, desto breiter wird das Eisfeld; in der Mitte ist er schon eine Werst breit, weiter oben noch mehr; die ganze Länge beträgt 3—4 Werst.

Das untere Ende ist mit Steinen und Schutt bedeckt, unter welchen übrigens das Eis da und dort hervorschaut; weiter nach oben finden wir fünf mehr oder weniger regelmäfsige Moränen auf dem Eis. Dieser Umstand weist daraufhin, dafs sich der Schtulu aus vier mehr oder weniger selbständigen Armen gebildet hat. Wenn wir aufwärts blicken, so bemerken wir, dafs sich im unteren Teil mit dem Gletscher ein enger, aber ziemlich langer Arm vereinigt; von der Vereinigung desselben mit dem Hauptarm

zieht sich eine grofse Moräne hin, welche die linke Seite mit Schutt bedeckt. Es ist das die gröfste Mittelmoräne. Die drei anderen Arme des Gletschers stofsen weiter oben zusammen, nämlich am Beginn der Firnfelder, sie sind durch zwei niedrige Felsgrate geschieden, welche wenig über Eis und Schnee hervorragen. Diese Felsgrate setzen sich abwärts in Gestalt von Moränen fort. Auf diese Weise entstehen drei Mittelmoränen, zu welchen sich noch zwei Seitenmoränen gesellen. Da wo das Flüfschen Kara-Ssu dem Gletscher entspringt, hat sich eine sehr schöne Grotte von solchem Umfange gebildet, dafs man in derselben bequem ein zweistöckiges Haus unterbringen könnte.

Der Schtulu ist leicht zugänglich; über denselben führen zwei Wege: einer von Balkarien zum oberen Rion, der andere nach Swanetien.

Von den Gletschern Digoriens sind bemerkenswert Karagom und Tana, sowie Bartu und der Uruchgletscher.

Der Uruch oder Charwesgletscher gehört zu den Gletschern ersten Ranges, ist aber von mittlerer Gröfse. Mit Ausnahme des untersten Teiles (mit einem Fall von 30°) steigt er mäfsig an; hinter dem ersten steilen Absturz folgt eine ziemlich ebene Fläche von 12° Steigung; weiter oben scheint der Gletscher fast horizontal und hat eine Neigung von 7°. Die reine glatte Oberfläche mit so geringem Fall und die Abwesenheit von Spalten erlauben hier, wie auf einer Strafse zu gehen.

Im oberen Teil geht der Charwes in vier kurze Gletscherfelder über, die, ganz mit Schnee bedeckt, keinerlei Moränen aufweisen. Das nördliche Feld ist das längste und stellt eine fast ununterbrochene Reihe von Spalten, Gruben und Abgründen dar, die übrigen haben glatte Oberfläche. Die Länge des ganzen Eisstroms beträgt gegen

vier Werst bei einer mittleren Breite von etwa $^1/_2$ Werst. Nach den Messungen Abichs endigt er in einer Höhe von 8500 Fufs. Seine Moränen stellen nichts besonderes dar.

Der Tana ist einer der gröfsten Gletscher im Kaukasus; ihm entspringt die Tana, ein Zufluſs des Uruch. Eigentlich setzt sich der Tana aus drei abgesonderten Gletschern zusammen, welche beträchtliche Ausdehnung haben. In dieser Beziehung unterscheidet er sich von den meisten Gletschern des Kaukasus, welche gewöhnlich einen einzigen durchgehenden Eisstrom darstellen, der sich, wenn er sich überhaupt teilt, erst in seinem oberen Teile an den Firnfeldern verzweigt. So erinnert der Tana an den Asau und Schtulu, welche er aber an Gröfse übertrifft.

Der rechte Arm des Tana ist ziemlich lang, aber nicht breit, besonders in seinem unteren Teil. Er bildet einen grofsen Bogen und ist nach seiner Vereinigung mit dem Hauptstrom ziemlich eben, während er in der Mitte und oben aus einer unzähligen Masse von Eispfeilern, Zinken und Pyramiden besteht, zwischen welchen tiefe Abgründe gähnen. Der Mittelarm ist bedeutend breiter als der genannte. Er stellt ein weites Feld dar, welches von zahlreichen Spalten durchfurcht ist. Der linke Arm ist ebenfalls sehr lang und breit, er bietet dem Auge bis zu seinem Einfluſs in den Mittelarm ein unentwirrbares System von Zacken, Spalten, Gruben, Schlünden und Eiskaskaden dar. Die beiden letztgenannten Arme haben keine Moränen, auch auf dem rechten Arme sind solche kaum zu bemerken. Deshalb finden wir dieselben auch fast nicht auf dem vereinigten Gletscher.

Vom Vereinigungspunkte zieht ein ungeheueres Gletscherfeld abwärts. Die beiden letztgenannten Arme sind von weitem sehr gut zu sehen; der rechte Arm taucht erst

auf, wenn wir den Gletscher selbst betreten. Der untere Teil ist einige Werst lang bei einer Breite von etwa einer Werst. Er endigt in einem sehr steilen Abfall von 30 bis 40° und ist mit riesigen Steinmassen bedeckt; dahinter folgt eine etwas mäfsiger ansteigende Fläche (ca. 10°) und ist ebenfalls mit Steinen und Schutt beworfen; noch höher bis zu der Stelle, wo sich der Strom teilt, haben wir eine mäfsig ansteigende Fläche mit reinem und glattem Eis. Der Gletscher hatte nach allen Anzeichen früher eine viel gröfsere Ausdehnung.

Wenn wir vom Karagom eine kurze Strecke nach Westen gehen, stofsen wir auf den Bartu, dessen unterer Teil eine schmale Eiszunge von 100 Saschen Breite und 3/4 Werst Länge bildet; von da an wird der Gletscher immer breiter und mifst bald eine Werst in die Quere. Seine Länge beträgt mit den Firnfeldern zusammen gegen fünf Werst. Das untere Ende ist ziemlich eben, im Mittelteil ist ein Vorsprung, wo der Gletscher ausbiegt und eine Menge Querspalten bildet; weiter oben ist die Steigung mäfsig, aber wir bemerken hier ebenfalls unzählige Spalten; ganz oben teilt sich der Strom in zwei gröfsere und zwei kleinere Arme. Da wo sich die ersteren vereinigen, beginnt eine unbedeutende Mittelmoräne. Der gröfste Arm, der westliche, hat eine Länge von gegen zwei Werst.

Der Karagom gehört zu den allerbedeutendsten Gletschern; er steigt tiefer herab, als alle anderen kaukasischen. Sein Ende liegt 5702 Fufs über dem Meer (keiner der kaukasischen Gletscher geht tiefer als 6000 Fufs). Wenn man das Schneefeld auf dem Westabhang des Adai-Choch für den Anfang des Gletschers nimmt, so erreicht er in horizontaler Projektion 14 Werst, in Wirklichkeit ist er jedoch viel länger. Er steht also in dieser Beziehung

nur dem Bisingi nach und kommt etwa dem Dych-Ssu gleich. Freshfield und E. Favre behaupten, daſs unter allen Gletschern der Schweiz nur der Aletsch den Karagom übertreffe. Der untere Teil des Gletschers liegt einige Werst weit zwischen bewaldeten Abhängen (Birken und Fichten) und ist vom Aul Noakau (?) nur fünf Werst weit entfernt. Das untere Ende hat eine Breite von ca. 450 Meter, eine Werst aufwärts ist er schon 300 Saschen breit; am oberen Ende beträgt die Breite $1^1/_2$ Werst; hier geht der Gletscher allmählich in einige durch Felsengrate getrennte Schneefelder über. Mittelmoränen sind nicht vorhanden, dafür sind die Seitenmoränen um so bedeutender. Besonders schön ist die rechtseitige Moräne. Sie besteht aus einem weiſsen Schuttwall von etwa 60 Saschen Höhe; die linksseitige Moräne weist ebenfalls eine beträchtliche Höhe auf, hat aber dunkle Farbe.

Die Farbe des Eises ist ungemein zart. Nirgends sonst im Kaukasus sieht man so schöne Spalten und so durchsichtiges Eis. Der untere, keilförmige Teil hat ziemlich ebene Oberfläche, dann kommt eine an Querspalten reiche Strecke, hierauf wieder eine ebene, sanft ansteigende Fläche, zuletzt aber ein endloses Labyrinth von Abgründen, welches sich über den gröſsten Teil des Gletschers und seine Firnfelder bis zu den Gipfeln des Gebirges fortsetzt. Etwa in der Mitte des Gletschers stoſsen mit demselben zwei Seitenarme zusammen.

Aus der groſsen Eisgrotte am Ende des Gletschers stürzt mit betäubendem Getöse das Flüſschen Karagom hervor. Im Quellgebiet des genannten Flüſschens stoſsen wir noch auf einen beträchtlichen Gletscher, den die Anwohner Fastak-Tschete nennen. Er liegt zwischen dem Bartu und Karagom, und ist vier Werst lang bei bedeutender Breite.

Über denselben führt der Weg aus Digorien in die Ratscha. Sein unteres Ende ist wenig steil und fast nicht bemerkbar, da es ganz mit Steinen und Schutt bedeckt ist. Mit dem Hauptstrom des Fastak verbinden sich drei Nebenarme, von welchen einer von rechts, die beiden anderen von links einmünden. Das Flüfschen, welches dem Gletscher entspringt, stöfst auf seinem Wege auf die Eismassen des Karagom, in welche es sich einen Tunnel gräbt und unter dem Eise verschwindet.

Der Adai-Choch, der Knotenpunkt, wo sich der Hauptkamm mit dem Seitenkamm vereinigt, ist reich an Gletschern. Von seiner Nordseite kommen der westliche und östliche Skatikom herab, beide von beträchtlicher Gröfse, von Osten der grofse Zei-Gletscher; der Adai-Choch und seine Ausläufer haben auch viele kleinere Gletscher aufzuweisen. Der bedeutendste von ihnen ist der von Moriz v. Déchy (Petermanns Mitteilungen 1889. Heft IX) ziemlich eingehend beschriebene Zei-Gletscher. Er endigt 6575′ über dem Meer und hat eine recht beträchtliche Ausdehnung; er mifst mit den Firnfeldern zusammen in die Länge sieben Werst; unten ist er ziemlich schmal, nimmt aber dann an Breite bis zu einer Werst zu; in der Höhe von 2511 Metern treten die Wände des Thals, in welches er eingebettet ist, sehr nahe zusammen, wodurch auch der Gletscher selbst sich verengert. Da an dieser Stelle das Thal aufserdem eine Staffel bildet, verwandelt sich die Oberfläche des Eises in ein Labyrinth von Spalten, Eiszacken und Eispyramiden. Oberhalb dieses Ortes wird die Oberfläche wieder glatt und hat eine Breite von zwei Werst. Dann folgt eine neue Eiskaskade und bald darauf die dritte, welche sich über den ganzen Gletscher hin erstreckt und ein unbeschreibliches Chaos darstellt. Dann beginnen die Firnfelder, aus welchen

der Gletscher seine Nahrung schöpft; sie sind durch einige Felsgrate in mehrere Flächen geteilt. Über diesen Firnfeldern steigen noch wilde Felsen empor, deren Gipfel ebenfalls mit Schnee und Eis bedeckt sind. Auf einigen derselben hängen Firngletscher, welche sich in der Richtung des Zei-Gletschers herabsenken. Über diesen Zacken erhebt sich der schlanke hohe Doppelgipfel des Adai-Choch.

Der Zei-Gletscher ist durch seine Schönheit berühmt; er ist öfters photographiert worden, so auch von Déchy (Beilage zu seinem Artikel The first ascent of Adai Choch im Alpine Journal 1885). Dinnik war im Jahr 1878 auf demselben. Unterhalb seines Endes erblickte Dinnik ungeheuere Stein- und Schutthaufen, welche die Endmoränen darstellten. Damals nahm der Gletscher ab. Er endigte in einem ziemlich steilen Vorsprung, in welchem sich eine ungeheuere Eisgrotte von ungewöhnlicher Schönheit befand. Das Gewölbe aus prächtig blaugrünem Eis bestehend, hatte eine Höhe von mehreren Saschen. Der Gletscher war schon auf eine Entfernung von zehn Werst von einem kleinen Aul im Zei-Thal zu sehen.

Südlich vom Zei-Gletscher kommt gegen das Zei-Thal noch ein anderer Eisstrom von mittleren Dimensionen herab; er erreicht das Thal aber nicht und endigt in einen steilen Abhang. Déchy nennt ihn Recomgletscher, da das aus demselben hervorkommende Flüfschen gegenüber der bekannten Kapelle Recom in den Zei einmündet. Die Moränen des Recom beweisen, dafs er einst viel tiefer herabging und sich mit dem Zei vereinigte. Er ist unten 300 Meter breit, erreicht aber weiter oben eine Breite von 500 Metern.

Der Kasbek hat acht gröfsere und kleinere Gletscher. Unter ihnen ist zwar nicht der gröfste, aber bedeutendste der Dewdoraki. Er beginnt mit einem ausgedehnten, etwa

zwei Werst breiten Schneefeld, welches sich nördlich vom Gipfel des Kasbek in einer Höhe von 12 500′ ausbreitet. Der Gletscher teilt sich in drei Arme, welche durch Felsengrate getrennt sind. Der gröfste Arm ist der nördliche, seine mittlere Breite beträgt 150 Saschen, seine Länge eine Werst; der nächste Arm ist schmäler und kürzer, der dritte ganz unbedeutend. Aufser diesen drei Armen, welche in dem Gebiet des ewigen Schnees beginnen und aus ziemlich reinem Eis bestehen, vereinigen sich mit dem Gletscher vier Arme, welche vom rechten Abhang der Dewdoraki-Schlucht herabkommen. Sie sind kleiner als die ersteren, bestehen aus Schnee und bilden sich aus den Lawinen, welche im Winter in die Schlucht herabstürzen. Einige von ihnen erreichten z. B. 1886 und 1887 den Gletscher.

Aus den oben genannten drei Armen bildet sich der Hauptstrom des Gletschers, welcher sich fast in gerader Richtung vom Westen nach Osten durch die Schlucht hinzieht. Seine gröfste Breite beträgt 180 Saschen, die geringste, am unteren Ende, 88 Saschen; die Dicke des Eises beträgt sogar am Ende noch 30 Saschen, die Länge dieses Hauptteiles ist etwa 800 Saschen in horizontaler Projektion; in Wirklichkeit ist sie viel bedeutender. Die ganze Länge des Gletschers ohne die Schneefelder gleicht drei Werst.

Die Moränen bestehen hauptsächlich aus schwarzem Trachyt und dunkelm Schiefer, aufserdem findet man in denselben zahlreiche Breccien von grünlicher Farbe, seltener Quarzstücke und dergleichen.

Der Dewdoraki-Gletscher ist schrecklich steil, auf den zwei letzten Werst hat er einen Fall von 800′ auf die Werst; weiter oben beträgt seine Neigung 50° und darüber. Wegen seines Steilabfalls wird er von einigen Forschern, wie Abich, Chatisow u. A. zu den Gletschern zweiten Ranges

gerechnet, andere zählen ihn zu denen ersten Ranges in Anbetracht dessen, dafs er nicht am Abhange hängt, sondern in eine tiefe Schlucht eingebettet ist.

Das Ende des Gletschers liegt 7580′ über dem Meer in einer Entfernung von fünf Werst von der Grusinischen Heerstrafse.

Im Unterteil ist der Gletscher mit Steinen und Schutt ganz zugedeckt; nur da, wo sich solche wegen des starken Falles des Eises nicht halten können, sieht das Eis heraus. Seine Oberfläche stellt ein wellenartiges Gebilde mit abgerundeten Kämmen dar und zwischen denselben fliefsen in tiefen Kanälen zwischen Eiswänden unzählige Bächlein.

Der Gletscher endigt in eine ziemlich lange, schmale und sehr steile Zunge, von welcher beständig Steine herabrollen und die Annäherung gefährlich machen. Weiter oben ist der Gletscher zugänglich und man kann quer über denselben hinweggehen; die Mitte und der obere Teil stellen ein unendliches Gewirre von Spalten, Gruben und Abgründen dar, so dafs man sie nicht betreten kann. Hier folgt auch Eiskaskade auf Eiskaskade.

Das Flüfschen Dewdoraki oder Amilischka, welches dem Gletscher entspringt, stürzt mit mächtiger Schnelligkeit zwischen tiefen, abschüssigen Ufern hin; es ist so wasserreich, dafs man es nur mit Mühe durchwaten kann. Es ist nicht Wasser, was da fliefst, sondern eine Schmutzmasse, welche bei der Einmündung in den Terek denselben schrecklich trübe macht. Diese Farbe des Wassers kommt davon, dafs der Gletscher bei seiner Bewegung ganze Massen schwarzen Trachyts und dunkeln Schiefers mit sich reifst, sie zerdrückt und in Pulver verwandelt; ebenso schleift der Gletscher den Grund und die Seiten seines Bettes ab und der dabei entstehende Sand trübt ebenfalls den Gletscherbach.

Zwei Werst oberhalb des Gletscherendes mündet in die Amilischka das Flüfschen Tschatsch. Es kommt vom Gletscher gleichen Namens, welcher nördlich vom Dewdoraki liegt. Nach Vereinigung beider Flüfschen erhält das Wasser den Namen Kabachi und fällt $2^1/_2$ Werst weiter unten in den Terek. Die Schlucht des Kabachi ist ebenfalls sehr tief, felsig und mehr oder weniger gekrümmt; der Steilabfall der Abhänge erreicht an mehreren Stellen 70° und darüber. Das Flüfschen selbst hat einen mittleren Fall von 9° (im Oberlauf 14°, beim Einfluſs in den Terek $7^1/_2$°). Auf 1350 Saschen fällt die Schlucht 250 Saschen. Daraus kann man leicht den Schluſs ziehen, wie stark die Strömung der Amilischka und des Kabachi sein muſs.

Alte Leute behaupten, daſs der Gletscher einst viel tiefer herabgegangen, die einstigen Endmoränen konnten sich in der steilen und engen Schlucht aber nicht halten und sind spurlos verschwunden. Was die ungeheueren Moränen am Ende des Kabachithales anbelangt, die sich in einer senkrechten Wand von fast 50 Saschen Höhe über dem Niveau des Terek erheben, so gehören sie längstvergangenen Zeiten, nämlich der Eisepoche an.

IV.

Der Dewdorakigletscher hat durch seine verherenden Abstürze eine traurige Berühmtheit erlangt. Solche fanden statt in den Jahren 1776, 1785, 1808, 1817 und 1832. Zwei kleinere Abstürze, welche das Terekthal nicht erreichten, werden im Jahre 1842 und 1855 verzeichnet.

Der Absturz vom 18. Juli 1776 war sehr bedeutend und sperrte den Terek drei Tag lang. Als der Fluſs den Eisdamm durchbrach, verschwanden viele Dörfer und Aule unter dem Wasser. Es ist kaum glaublich, aber wahr, daſs

damals selbst solche Aule überschwemmt wurden, welche 250′ über dem Niveau des Terek lagen. Von den andern Abstürzen haben sich wenig genaue Nachrichten erhalten mit Ausnahme des vom Jahre 1832, welcher das Thal des Terek zwei Werst weit ausfüllte und das Wasser acht Stunden lang aufhielt. Die Eismasse hatte eine Breite und Höhe von 40 Saschen; sie mufste nachher mit Pulver gesprengt werden. Dubois de Montperé, welcher zwei Jahre später die Stelle passierte, sah noch zu beiden Seiten des Weges hohe Eiswände, und erst fünf Jahre nach der Katastrophe war das Eis völlig weggetaut.

In den Jahren 1842 und 1855 fanden ebenfalls bedeutende Abstürze statt, welche die anwohnende Bevölkerung vorausgesagt hatte; glücklicherweise blieben sie aber im Thal der Amilischkat und des Kabachi stecken. Da man bei den beiden letzten Abstürzen ein unregelmäfsiges Abfliefsen der Gletscherbäche beobachtet hat, welche bald zu versiegen schienen, bald mit erneuter Gewalt hervorbrachen, so mag die Annahme des Geheimrates Statkowsky die richtige sein, dafs die Abstürze im Zusammenhang stehen mit Stauungen des Wassers unter dem Eise; andere suchen den Grund in der zeitweisen Vergröfserung des Gletschers nach allen Dimensionen und ziehen zur Vergleichung die Erscheinungen am Rofen-Vernagt-Gletscher in Tirol herbei. Messungen haben dargethan, dafs der Dewdoraki zeitweise bedeutend zunimmt. So rückte er z. B. vom Jahre 1864 bis 1876 um 116 Saschen, von 1876—1877 noch um weitere 11 Saschen vor. Eine genügende Erklärung der Gründe, welche von Zeit zu Zeit jene Katastrophen herbeiführen, läfst noch auf sich warten, da die durch Beobachtungen erhaltenen Daten noch zu wenig zahlreich sind, um zu einem endgültigen Schlufs zu führen.

Obgleich auf dem Südabhang des Kaukasus die Schneelinie bedeutend tiefer herabgeht als auf dem Nordabhang, so ist der erstere doch viel ärmer an Gletschern; nicht ein einziger Gletscher erreicht hier aufserdem die Gröfse eines Dych-Ssu, Bisingi und Karagom. Mit Ausnahme des Quellgebietes des Ingur, d. i. Swanetien, haben wir am Südabhang nicht einen einzigen grofsen Gletscher; zwei Eisströme von mittlerer Gröfse finden wir noch im Quellgebiet des Rion, sonst haben wir fast lauter Gletscher zweiten Ranges. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung liegt einmal in der verhältnismäfsig hohen Temperatur des Südabhanges, welche das Auftauen der Gletscher fördert, und zweitens in dem Unterschied des orographischen Charakters beider Abhänge des Hauptkammes. Auf die Entwicklung der Gletscher hat nach E. Favre die Schneemenge, welche sich auf den Bergen anhäuft, gröfseren Einflufs, als die Höhe der Schneelinie; daher müssen die Gletscher da gröfsere Ausdehnung haben, wo weite Kessel oder Cirke vorhanden sind, welche sich mit Schnee füllen, und grofse Schneefelder und die Hauptmassive eines Gebirges sich vorfinden. In dieser Beziehung ist der Nordabhang für Gletscherbildung viel günstiger. In Wirklichkeit treffen wir auf dem Südabhang nirgends so tiefe Schluchten, umgeben von so hohen Ketten, wie die Schlucht des Dych-Ssu, des Adyl oder der obere Teil des Tscherek-Tschacho, wo der Bisingi liegt; ferner stofsen wir auf dem Südabhang seltener auf Thäler oder Schluchten, welche in ihrem oberen Teil sich so verzweigen, wie das Thal des Baksan, des balkarischen Tscherek oder Uruch. Die Hauptgipfel des Kaukasus, wie der Elbrus, Dych-Tau, Kasbek, welche mit ungeheuren Schneefeldern bedeckt sind, gehören ebenfalls zum Nordabhang. Deswegen finden wir auf dem Südabhang nirgends

solche ausgedehnte Schneefelder, wie am Elbrus und am Dych-Tau. Endlich ist der Südabhang überhaupt viel steiler, als der Nordabhang, weshalb hängende Gletscher niederer Ordnung vorherrschen; einige gröfsere, wie der Adysch und Zanner steigen zwar tiefer herab, haben aber nur unbedeutende Länge. Aus allen diesen Gründen steigen die Gletscher des Nordabhanges nach E. Favre 1400 bis 1600 Meter über die Schneelinie herab und erinnern in ihrer Ausdehnung an die Gletscher der Alpen, während auf dem Südabhang die Gletscher schon 800—1000 Meter unterhalb der Schneelinie endigen.

Die gröfseren Gletscher auf dem Südabhang sind folgende: Im Oberlauf des Sopcheturi, eines Zuflusses des Rion von der linken Seite, befindet sich ein Gletscher ersten Ranges, welcher ziemlich tief herabsteigt (6800—7000 Fufs). Verglichen mit den Gletschern des Nordabhanges, hat er mäfsige Ausdehnung. Sein unteres Ende ist nicht sehr steil, grofse Steinhaufen bedecken das Eis vollständig. Der Gletscher entsteht aus zwei Teilen. Der verhältnismäfsig lange und schmale östliche Arm ist sehr steil und hat durch die Masse von Spalten, welche ihn durchfurchen, ein sehr wildes Ansehen, besonders am östlichen Rande, welcher an eine Seitenmoräne anstöfst. Dieser Arm beginnt fast auf dem Gebirgskamm. Der westliche Arm ist von sehr hohen Felsen eingerahmt und im unteren Teil nicht steil. Durch Vereinigung beider Arme bildet sich ein Eisstrom von $1^1/_2$ Werst Länge und etwa $^1/_2$ Werst Breite im oberen Teil. Aus den beiden Seitenmoränen entsteht eine weithin sichtbare Mittelmoräne, welche sich fast bis zum Ende des Gletschers, näher dem westlichen Ufer, hinzieht. Der untere Teil des Gletschers hat mäfsigen Fall, eine reine, mehr oder weniger glatte Oberfläche und wenig Spalten. Erst die

letzten 60 Saschen sind steil. Alle Moränen bestehen aus Granit und Schiefer. Ein anderer ähnlicher Gletscher speist das Flüfschen Tscheschuri, welches ebenfalls in den Rion fällt. Er gehört mit dem erstgenannten zu den gröfsten Gletschern des Südabhanges.

Bedeutender, als die erwänten, sind die Gletscher von Swanetien, und zwar verdienen nach E. Favre hauptsächlich diejenigen genannt zu werden, welche von der Ostseite des Adysch herabkommen, sowie der Kilde und Zanner. Alle gehören zu derjenigen Art von Eisströmen, welche allmählich in tiefe Thäler herabsteigen (glacier d'éculement). Ihnen ist auch ein Gletscher des Uschba beizuzählen.

Der Adysch oder Lercha stellt eine majestätische Eiskaskade dar, welche lebhaft an den Rhonegletscher erinnert, während der Tetnuld, der diesen Gletscher speist, Ähnlichkeit mit dem Montblanc hat. Im Osten ist der Gletscher von Felswänden des Berges Adysch umgeben, während im Westen die Schneegipfel des Tetnuld aufsteigen.

Der Adysch steigt vom Kamme des Hauptgebirges herab, er beginnt mit einer Eiskaskade, wie wir sie in den Alpen nirgends finden. Der untere Teil erbreitert sich fächerartig und endigt nach Favre in einer Höhe von 2186 Meter (7170 Fufs), nach Déchy in einer solchen von 7455 Fufs. Auf der rechten Seite, nahe dem felsigen Abhang, liegt eine grofse Moräne, auf der linken Seite sind die Anhäufungen von Schiefer mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt.

Ferner nennen wir den Trjuiber. Unterhalb des Gletschers ist die Schlucht der Mulchara sehr eng und durch ungeheure Massen alter Moränen versperrt; auf dem Grunde rauscht ein wildes, mit weifsem Schaum bedecktes Wasser;

unmittelbar vor der Stelle, wo der Gletscher beginnt, wird die Schlucht auf einmal breiter und gewährt ihm ein breites Bett. Er endigt 7000 Fuſs über dem Meer und kommt in seiner Ausdehnung den gröſsten Gletschern der Schweiz gleich.

Von der Höhe des Hauptkammes aus gesehen erscheint der Gletscher als ein majestätischer Eisstrom, welcher ruhig in die tiefe Schlucht hinabsteigt. Zu beiden Seiten hängen von den Bergabhängen noch eine Menge kleinerer Gletscher herab; einige von ihnen erreichen den Hauptstrom, andere endigen viel höher. Oben teilt sich der Trjuiber in zwei groſse Arme; seine Moränen bestehen aus riesigen Steinhaufen; die Moränen der beiden Arme bilden eine kolossale Mittelmoräne, welche sich hierauf mit der linken Seitenmoräne vereinigt. Einen herrlichen Anblick gewährt der Gletscher auch von der zwischen den Flüſschen Muschal und Adysch liegenden Kette.

Der Zanner oder Tetnuldgletscher kommt vom Westabhang des Tetnuld herab und füllt das Thal eines der Quellflüsse der Mulchara aus. Es ist ein mächtiger Eisstrom, der sich aus zwei Armen bildet. Er geht weit über die Waldgrenze herab und endigt 6606 Fuſs über dem Meer, zwei Werst oberhalb des kleinen Dorfes Dschabech. Früher lag sein Ende in einer Höhe von 6410 Fuſs.

* * *

Wenn wir das Gesagte noch einmal in Kürze zusammenfassen, so gelangen wir zu folgenden Resultaten: Die ersten Gletscher im westlichen Kaukasus finden wir am Berge Oschten. Zwischen Oschten und der Marucha liegen einige wenige, unbedeutende Gletscher. Der Maruch ist der erste groſse Eisstrom im Westen.

Die gröfsten Gletscher auf dem Hauptkamm haben wir zwischen dem Elbrus und Adai-Choch (einschliefslich) zu verzeichnen. Östlich vom Adai-Choch bis zum Kaspisee fehlen die Gletscher fast ganz. Auf dem Seitenkamm ist die Zahl und Gröfse der Gletscher bedeutend geringer als im Hauptkamm und seinen Vorbergen. Die Hauptgletscher haben wir nicht am Elbrus und Kasbek zu suchen, sondern in Bisingi, Balkarien und Digorien. Auf dem Südabhang finden wir grofse Gletscher in Swanetien, mittelgrofse im Quellgebiet des Rion. Der Seitenkamm speist Gletscher am Kasbek, am pirikitelischen und bogossischen Kamm, am Schach-Dagh und einigen anderen Stellen. (Im kleinen Kaukasus haben wir Gletscher nur auf dem Ararat und Alagös.)

Ein einziger kaukasischer Gletscher, der Karagom, steigt tiefer als 6000 Fufs über dem Meer herab; fünf andere Gletscher endigen unter 7000 Fufs. Tiefer als die anderen endigen die Gletscher von Digorien, dann die von Swanetien, Ossetien und des Kreises von Naltschik im Terekgebiet. Der gröfste kaukasische Gletscher ist der Bisingi (gegen 17 Werst lang); dann folgen der Dych-Ssu und Karagom (14—15 Werst mit den Schneefeldern), der Zei, Agschtan, Tana u. s. f.

Was die Zahl und Gröfse der Gletscher anbelangt, so steht der Kaukasus bedeutend zurück hinter dem Karakorum, Himalaya und dem skandinavischen Gebirge, auch hinter den Alpen, übertrifft aber sonst die anderen Gebirge von Asien und Europa. Der Nordabhang des Kaukasus weist nicht weniger als 70 Gletscher ersten Ranges und einige hundert zweiten Ranges auf. Die gröfsten kaukasischen Gletscher können sich an Gröfse mit denen der Alpen messen.

Die Gröfse der kaukasischen Gletscher verändert sich, ganz so wie das auch anderwärts der Fall ist, in bestimmten Zeiträumen. Zu Ende der vierziger Jahre nahmen sie zu und einige derselben traten in den Hochwald ein. In den sechziger Jahren wurde der rückgängige Prozefs beobachtet, welcher in den siebziger und achtziger Jahren fortdauerte. Die Zunahme und Abnahme der Gletscher im Kaukasus fällt ohne Zweifel in die gleichen Zeiträume, wie in den Alpen.

Die Gletscher der Eisperiode haben im Kaukasus sehr viele Spuren hinterlassen; sie stiegen einst bis 2000 Fufs über dem Meer herab und erreichten die Ebenen, ohne sie jedoch zu bedecken. Auch in dieser Beziehung stellt der Kaukasus einen Übergang dar zwischen den Gebirgen von Mitteleuropa und Centralasien, wo die Gletscher nach allen Anzeichen nicht weiter als bis zu 5000 Fufs über dem Meer herabkamen.

V.

Heilige Haine und Bäume bei den Völkern des Kaukasus.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen durch den Kaukasus habe ich an verschiedenen Stellen heilige Haine und Bäume angetroffen. Abgesehen davon, dafs es hier, wo die Wälder allerorten so unbarmherzig ausgerottet werden, einen ganz besonders angenehmen Eindruck macht, solche infolge langjähriger Schonung üppig herangewachsene Haine und Bäume zu sehen, hat der Kultus des Waldes, der bei einem grofsen Teil der Völker des Erdballs verbreitet war und verbreitet ist, allgemein wissenschaftliches Interesse, und ich habe deshalb die Absicht, hier alles zusammenzustellen, was über denselben im Kaukasus bekannt ist. Als hauptsächlichster Gewährsmann gilt mir dabei E. Weidenbaum, welcher vor einigen Jahren einen etwa zwei Druckbogen einnehmenden Artikel über dieses interessante Thema in russischer Sprache veröffentlicht hat.

Was zunächst die örtliche Verbreitung des genannten Kultus bei den kaukasischen Völkern betrifft, so finden wir denselben nach Weidenbaum hauptsächlich bei den

Stämmen des westlichen Kaukasus, ich habe aber solchen voriges Jahr auf meiner Reise auch in Tuschetien und Pschawien gefunden; ob er weiter nach Osten auch bei den avarischen Völkern verbreitet ist, darüber fehlen bis jetzt Beobachtungen. Es ist immerhin möglich und wahrscheinlich, dafs diese Völker, welche in einer verhältnismäfsig späteren Zeit sich in den Hochthälern des Daghestan — wohl gewaltsam dahin verdrängt — niedergelassen haben, ursprünglich in den waldlosen Steppen ein Nomadenleben führten. Bei Nomaden kann aber ein solcher Kult überhaupt nicht aufkommen. Wer heute hier, morgen dort sein Zelt aufschlägt, für den ist ein feststehender heiliger Ort undenkbar, er führt seine Heiligtümer, wenn er solche hat, mit sich. Nachdem aber jene Völker in den abgeschlossenen Thälern des Daghestan ansässig geworden, sind sie zu wenig mit den anderen kaukasischen Stämmen in friedliche Berührung gekommen, um von ihnen einen ähnlichen Kult anzunehmen.

Wenn wir auf die Einzelheiten eingehen, so finden wir, falls es erlaubt ist, den alten Schriftstellern einigen Glauben beizumessen, Anzeichen des Kultus schon im grauen Altertum. In der Argonautensage wird der heilige Hain des Ares in Kolchis erwähnt. Bei Apollonius von Rhodus, Aelian und Nikolaus von Damaskus finden wir eine eigentümliche Nachricht, welche wir wohl mit Recht zu unserem Thema in Beziehung setzen. Sie erzählen nämlich, dafs die Kolchier die Leichen der Männer in Stier- oder Büffelhäute eingenäht und an Bäumen aufgehängt haben, während die Leichen der Frauen der Erde übergeben wurden. Diese Art der Bestattung resp. Aussetzung der männlichen Leichen mufs wohl einen Vorzug bedeuten. In diesem Falle liegt der Gedanke nahe, dafs jenen Bäumen eine gewisse schützende

oder heilige Kraft beigemessen wurde, um so mehr, als sich, wenn auch solches nicht ausdrücklich gesagt ist, vermuten läfst, dafs die Leichen nicht an einem beliebigen Baum und nicht an einem beliebigen Ort ausgesetzt worden sind, sondern dafs dafür durch das Herkommen und den Brauch geheiligte Haine existierten. Einige Bestätigung unserer Vermutung finden wir bei Procopius (De bello Gothico cfr. Stritter, Memoriae populorum IV, p. 179), welcher von den Kolchiern berichtet: „Hi barbari ad meam usque aetatem lucos et silvas coluerunt, barbara simplicitate arbores in Deorum colentes numero."

Seitdem der Kaukasus öfter von Ausländern besucht wurde, finden wir in den Reisebeschreibungen sehr oft die Erwähnung heiliger Haine. Es ist das also ein Gegenstand, welcher den Reisenden auffällt und ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das aber weist auf die verhältnismäfsige Häufigkeit hin. Jean de Luca z. B., welcher die Tscherkessen zu Anfang des 17. Jahrhunderts (1637) besucht, erzählt von sogenannten cudosci (das hebräische kodosch = heilig), d. i. Hainen, in welchen eine Menge von Schädeln geopferter Widder aufgehäuft war; die Bäume waren mit Pfeilen, Bogen und Schwertern behängt, welche ebenfalls als Opfergaben dorthin gebracht worden waren. Die Heiligkeit des Orts hielt Diebe fern. Ein anderer Reisender, Peysonel, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Kaukasus besuchte, erwähnt heilige Bäume bei den Abchasen und Tscherkessen, wobei der Name „kodosch" einem einzelnen Baume gegeben wird, welcher den Gegenstand besonderer Verehrung bildet, ebenso wie bei den Tscherkessen dem Baume Panjassan (*παναγία*) göttliche Verehrung zu teil wird. Leider vermissen wir die botanische Benennung des Baumes. Wenn wir auf späteren Karten den Namen

„kodosch“ verzeichnet finden, so haben wir es schon nicht mehr mit einem einzelnen Baum, sondern mit einem heiligen Hain zu thun. Bell, Longworth und Loulier berichten, dafs sie in allen Thälern bei den am Schwarzen Meere wohnenden Tscherkessen heilige Haine angetroffen haben. Diese galten als unantastbar, und die Tscherkessen verrichteten dort ihre Gebete und Opfer. Jedem Haine wurde eine gewisse Anzahl von Häusern und Familien zugezählt. Wenn Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen ausbrachen, so kam es nicht selten vor, dafs sie sich gegenseitig ihre heiligen Haine einäscherten, woraus man den Schlufs ziehen darf, dafs die Tscherkessen keine gemeinsame Gottheit verehrten, sondern ihre Lokalgötter hatten.

Als das Christentum sich mehr und mehr bei den tscherkessischen Stämmen Eingang verschaffte, waren die Missionare klug genug, nicht auf einmal schroff vorzugehen und die heidnischen Heiligtümer zu zerstören, sondern sie stellten das Kreuz, das Symbol des christlichen Glaubens, in jenen Hainen auf. So gewöhnte sich das Volk allmählich daran, an den Stellen, wo es früher seine Opfer dargebracht und zu seinen heidnischen Göttern gebetet hatte, das Kreuz anzubeten. Der Bau von Kirchen mochte in den meisten Fällen als überflüssig erscheinen, da man gewohnt war, den natürlichen grünen Dom des Waldes mit seinem geheimnisvollen Dunkel als Heiligtum zu betrachten. Das ist denn auch der Grund, warum wir im Lande der Tscherkessen auffallend wenig Überreste christlicher Tempel vorfinden, obgleich sie notorisch viele Jahrhunderte lang Christen waren.

Nicht nur allerlei Opfergaben wurden in jenen Hainen dargebracht, sondern es herrschte auch der Brauch, Fetzen von Kleidungsstücken der Kranken an den heiligen Bäumen

aufzuhängen, wodurch den Bäumen gewissermafsen die Krankheit übergeben oder, besser gesagt, angehängt wurde. Ja noch mehr. Loulier erzählt von einem heiligen Baume im Thale des Pschatflusses, welchem die Eigenschaft zugeschrieben wurde, das Fieber zu heilen. Von nah und fern kamen die Kranken mit Opfergaben (meist Kuchen, welche die Pilger an Ort und Stelle verzehrten) zu dem Baume gewallfahrtet; vor der Abreise wurde ein Stückchen Holz von besagtem Baume in einen Fetzen Zeug eingewickelt und dem Kranken um den Hals gehängt, während der übrige Teil des Stoffes dem Baume als Opfer dargebracht, d. h. an seine Zweige angebunden wurde.

Eine dritte Bedeutung solcher Bäume ist die, dafs sie als Versammlungsorte bei Beratungen des Volkes dienten. Einen solchen Baum erwähnt Wereschtschagin im Thale des Flusses Sotschi im Jahre 1874. Es war eine mächtige Silberpappel auf einer grofsen Wiese, welche von bewaldeten Bergen umgeben war. Der Stamm des Baumes hatte $2^1/_2$ Arschin[1] über der Erde einen Umfang von 17—18 Arschin, dicht an der Erde 20 Arschin. Das Innere des Baumes war fast ganz hohl, während er äufserlich ein völlig frisches Aussehen hatte und mit dichtem Laub bedeckt war. Unter diesem Baume sollen die Ubychen (ein Tscherkessenstamm) vor ihrer Auswanderung in die Türkei ihre letzte Beratung gehalten haben.

Zum vierten galten solche Haine auch als Asyle für Verbrecher und, man kann sagen, auch für Tiere, welche im heiligen Walde nicht geschossen werden durften. Der Akademiker Schiefner berichtet in seinen abchasischen Studien hierüber und führt an, dafs ein eigenes Wort für

[1] Ein Arschin = 0,71 Meter.

diese Zuflucht zum Walde existiert habe, nämlich abnalara (von bna oder abna = Wald).

Fünftens finden wir bei den Tscherkessen noch eine besondere Sitte, welche uns an die bei den alten Schriftstellern erwähnte Art der Kolchier, ihre Toten auszusetzen, erinnert. Der Zarewitsch Bachut berichtet in seinem Werk, daſs zu seiner Zeit bei den Abchasen, den Verwandten der Tscherkessen, der Brauch geherrscht habe, die Toten nicht zu begraben, sondern man legte die Leichen angekleidet und in voller Bewaffnung in Särge und stellte solche auf Bäume.

Noch sei einer Nachricht Erwähnung gethan, welche wir bei Dr. Jakob Reineggs in seiner „Allgemeinen historischen Beschreibung des Kaukasus 1797“ finden. Er erzählt uns ein überzeugendes Beispiel, wie sich die heidnischen Gebräuche mit der christlichen Religion vermischt haben. Nach seiner Angabe versammeln sich die Abchasen zu Anfang des Monats Mai in einem dichten, dunkelen Wald, dessen Bäume für unantastbar galten, weil sie einem höheren Wesen geweiht waren. In diesem Haine lebten bei einem groſsen eisernen Kreuze Einsiedler, welche vom Volke bedeutende Opfergaben erhielten für ihre Gebete, für die Gesundheit und den guten Erfolg der Unternehmungen der Bittsteller. Alle, welche in den Wald kamen, brachten hölzerne Kreuze mit und stellten solche an verschiedenen Stellen im Hain auf; gute Bekannte wechselten zum Zeichen der Freundschaft die Kreuze. Die Einsiedler schrieben dem eisernen Kreuze verschiedene Wunderkräfte und Wundererscheinungen zu.

Während bei den Tscherkessen, welche zudem zum gröſsten Teile ausgewandert sind, und bei den Abchasen die heiligen Haine und ihr Kult verhältnismäſsig selten geworden

sind, finden wir bei dem zahlreichen Volke der Osseten, bei den Swaneten, bei den Berggrusinern und ihren nahen Verwandten, den Chewsuren, Pschawen und Tuschinen, bis auf den heutigen Tag solche Haine, die in grofser Verehrung stehen. So zeigte man mir vor drei Jahren im ossetischen Dorfe Dschawa an der Ljachwa eine Gruppe heiliger Bäume, unter welchen bis auf den heutigen Tag Hochzeiten gefeiert werden, welche dadurch eine besondere Weihe erhalten. In demselben Thal traf ich an verschiedenen Stellen des Waldes, besonders in der Nähe von Quellen, Schutzdächer, dem Andenken der Toten geweiht, wo sich die Verwandten am Jahrestag des Todes versammeln und das Andenken des Verstorbenen durch eine Schmauserei ehren. An anderen Orten herrscht die Sitte, dafs jeder, welcher durch einen heiligen Hain geht, ein Stück Holz oder einen Prügel daselbst niederlegt, was eine Art Opfer darstellen soll. Parrott und Engelhardt, welche im Jahre 1812 den nördlichen Kaukasus bereisten, erzählen von einem Haine in der Trussoschlucht beim Dorfe Abano, welcher unter dem Schutz einer bestimmten Gottheit steht. Diese Gottheit schlägt mit schwerer Krankheit oder Tod jeden, der sich erlaubt, einen Baum in diesem Walde zu fällen oder auch nur einen Zweig abzubrechen. Von demselben heiligen Walde erzählt Klaproth und giebt auch den ossetischen Namen desselben, „Djouaré-kadd“ an, was soviel bedeutet als „Wald des Kreuzes.“ Die Osseten des Thales Trusso versammeln sich hier zum Gebet und bringen dem heiligen Ilja Widder und Schafe zum Opfer dar, deren Fleisch von den Andächtigen verspeist wird, während sie die Felle zu Ehren des Heiligen auf den Bäumen aufhängen. Wer es wagt, hier einen Baum zu fällen oder auch nur einen Ast abzubrechen, wird mit Blindheit geschlagen und

kann das Licht der Augen nur durch Darbringung eines Stiers wieder gewinnen. Obiger Name „Wald des Kreuzes“ läfst vermuten, dafs hier ebenfalls, wie einst bei den Tscherkessen, das Kreuz im heiligen Haine aufgestellt worden war.

Eine sehr interessante Legende lesen wir bei Pfaff, „Reisen im nördlichen Ossetien“. Er erzählt von einem solchen Haine am Ardon folgendes: Ein Ossete, Namens Chetag, der Enkel des Ahnvaters der Kabardiner, Inal, floh vor seinen Feinden aus der Kabarda und fiel unweit des jetzigen Auls Salugardon und des Dorfes Alagyr in der Nähe des heiligen Hains Sanadat ermattet zu Boden. Schon bereitete er sich zu sterben, als er plötzlich eine Stimme vernahm: „Komm in den Wald, Chetag, in den Wald!“ Aber Chetag antwortete: „Ich bin so matt, dafs ich mich nicht bis zum Walde schleppen kann; mag er zu mir kommen!“ Und so geschah es. Der Wald kam zu Chetag und barg ihn vor seinen Verfolgern. Und noch bis auf den heutigen Tag steht der Hain in einer waldlosen Gegend — und in der Mitte eines grofsen Waldes, drei Werst von Alagyr, wird ein freier Platz gezeigt, von wo jener Hain zum Schutze Chetags weggewandert ist[1]. Diese Legende ist auch deswegen von hohem Interesse, weil die in Tschmi und Nari am Nardon sehr verbreitete und angesehene Familie der Chetagurow sich durch ihren Typus auffällig von den anderen Osseten unterscheidet, wie ich mich durch den Augenschein vor einigen Jahren überzeugen konnte.

Die Sage von Chetag ist in Ossetien in verschiedenen Variationen verbreitet und es existieren mehrere Haine dieses Patrons. In einigen derselben werden zu Ehren

[1] Die ossetischen heiligen Haine befinden sich an solchen Stellen, wo sonst kein Wald vorhanden ist.

Chetags alljährlich Feste gefeiert, wozu vorher Bier gebraut wird. Während des Festes schlachtet man allerlei Opfertiere, „Nywondi“. Wenn ein Jäger in einem solchen Hain irgend ein Wild getötet hat, so darf er es in keinem Falle nach Hause nehmen, sondern ist verpflichtet, es im Walde zu verzehren; auch sind alle diejenigen, welche die Gaben des Hains, wie Früchte, Beeren, Honig u. s. w., benutzen, verpflichtet, das Gefundene an Ort und Stelle zu verspeisen. Wer etwas davon nach Hause mitnehmen wollte, würde mit schwerer Krankheit bestraft. Holz darf nur gefällt werden, wenn es zum Brauen des Festbieres dienen soll. — Früher hatten diese Haine auch die Bedeutung von Asylen.

Wir vermissen leider auch bei den Berichten über die Haine des Chetag die Angabe der Baumarten; soweit meine Beobachtungen reichen, bestehen die heiligen Haine der Osseten aus Laubwald, ohne dafs eine Art besonders hervortreten würde; ich habe Linden, Eschen, Eichen, Ahorn, Ulmen u. s. w. in denselben bemerkt.

Es ist möglich, dafs die Osseten den Kult der Haine von den Kabardinern, dem Hauptstamm der Tscherkessen, überkommen haben; als dann ein Teil der ersteren aus dem Nordkaukasus verdrängt sich in den Hochthälern des südlichen Kaukasus niederliefs, mögen sie wohl diesen Kult mitgebracht haben.

Bei den Berggrusinern und deren nahen Stammesverwandten, den Chewsuren, Tuschinen und Pschawen, sind heilige Haine sehr häufig; vielleicht ist es Zufall, dafs sie meist alte Kirchen einschliefsen. Solch ein heiliger Hain mit Kirche zu Ehren des heiligen Kwirik und der Awlita steht z. B. in der Nähe von Duschet, einer Station der grusinischen Heerstrafse. Die Kirche, welche im 4. Jahrhundert erbaut sein soll, liegt auf der Spitze eines 3000 Fufs

hohen Berges, im Schatten altehrwürdiger Bäume. Am 15. Juli findet alljährlich das Kirchenfest statt, bei welchem einer der gröfsten Bäume, welcher seine Zweige über Kirche und Kapelle ausstreckt, mit einer Menge von brennenden Kerzen geschmückt wird. Das häufige Vorkommen der Kirchen in den heiligen Hainen der Berggrusiner läfst sich so erklären, dafs die Kirchen von den ersten Verbreitern des Christentums absichtlich in den ursprünglich heidnischen Heiligtümern gebaut wurden, wie wir einen ähnlichen Vorgang in Abchasien gefunden haben. Die alten Kirchen sind jetzt Wallfahrtsorte, dem Namen irgend eines Heiligen geweiht, zu dessen Fest sich von weit her die Stammesgenossen versammeln. Die religiöse Feier tritt dann allerdings in den Hintergrund. Bei dem mehrtägigen Volksfest wird unermefslich viel gegessen und getrunken, gesungen und getanzt. Hier flackern das nationale Leben und Bewufstsein, die nationalen Sitten und Gebräuche, die mehr und mehr verschwinden, von Zeit zu Zeit wieder mächtig auf.

Auffallend ist, dafs die „Kapischtsche", d. i. Opferaltäre, bei den Chewsuren, Tuschinen und Pschawen niemals in heiligen Hainen stehen. Auf diesen Opferaltären bringen die Dekanossen, die Überreste der heidnischen Priesterschaft, ihre Opfer dar, und der Gedanke liegt nahe, dafs die heidnischen Altäre durch das Christentum aus den heiligen Hainen verdrängt wurden, wenn auch die in diesen gefeierten Volks- und Kirchenfeste weit davon entfernt sind, rein christlichen Charakter an sich zu tragen. Die dem Volk lieben und rein menschlichen Gebräuche des früheren Heidentums wurzeln immer noch so fest in seinem Herzen, dafs sie sich nicht so leicht ausrotten lassen. Wir treffen diesen Satz auch bei den civilisierten Völkern Europas fast allenthalben bewährt, wofür wir bei Lippert, „Christentum,

Volksglauben und Volksgebrauch“ u. a. nicht wenig Beweise finden. In den Festen und Gebräuchen der christlichen Kirche steckt immer noch ein gutes Stück Heidentum.

Der Vollständigkeit wegen führen wir hier noch die „freien Swaneten“ an. Während weder im dadianischen Swanetien am oberen Zcheni-Zchale, noch im dadeschkilianischen Swanetien am Ingur etwas von heiligen Hainen zu hören ist, finden wir einen solchen in der Gesellschaft Kal am oberen Ingur im freien Swanetien. Einige Werst unterhalb des Auls gleichen Namens erhebt sich auf dem linken Ufer des Flusses ein mit Fichten bestandener, ziemlich hoher Berg, dessen Spitze das Kloster des heiligen Kwirik krönt. Der dichte Fichtenwald fällt um so mehr in die Augen, als die benachbarten Abhänge nur mit spärlichem Laubwald bedeckt sind. Holz darf in diesem geweihten Walde in seltenen Fällen gehauen werden, nämlich nur, wenn solches zur Restaurierung des Daches der Kirche, zum Bau von Mühlen und Brücken nötig ist, also ebenfalls wie in Ossetien nur für gemeinnützige Zwecke. Wenn jemand unberufen dort Holz fällt, so kommt schwere göttliche Strafe über die Gegend in Gestalt von Hagel von ungeheuerer Gröfse. Zweimal im Jahre, am Sonnabend nach Ostern und am 15. Juli, finden bei der Kirche Volksfeste statt. Der erstere Tag ist besonders heilig, und fast ganz Swanetien findet sich hier zusammen (bei welcher Gelegenheit auch Brautschau gehalten wird). Manche haben eine solche Scheu vor der Heiligkeit des Orts, dafs sie nicht einmal wagen, in den ummauerten Hof der Kirche einzutreten. Alle bringen Opfergaben mit sich: Arak (d. i. gewöhnlicher, selbstbereiteter Schnaps), Brot, Grofs- und Kleinvieh; alles Mitgebrachte wird an Ort und Stelle verzehrt.

Wir weisen schliefslich noch auf einige Ortsnamen hin,

welche ebenfalls von Bäumen oder Wäldern herkommen. Hier kommt der alte Baumkultus teilweise mit ins Spiel, meistenteils aber haben wir es wohl mit einer rein weltlichen Benennung zu thun. In Mingrelien, in Martwili steht auf einem hohen Berge, im Schatten mächtiger Eichen und hochanstrebender Pappeln, ein altes berühmtes Kloster. Der Name Martwili kommt ohne Frage her vom griechischen *μάρτυρ* (Märtyrer), beim Volk aber heifst das Kloster Dschkon-did, d. i. „Grofse Eiche"; die dort residierenden Bischöfe hiefsen Dschkoindeli und genossen nach dem Katholikos von Kartalinien das gröfste Ansehen. Die Sage erzählt, dafs dort einst eine mächtige Eiche gestanden habe, welche die Heiden verehrten. Die Apostel des Christentums gingen hier energisch vor, hieben den Baum, unter welchem die heidnischen Opfer dargebracht wurden, einfach um und errichteten an dessen Stelle eine Kirche und ein Kloster. Das Christentum verbreitete sich unter der anwohnenden Bevölkerung, aber der alte heidnische Name und die Erinnerung an den heidnischen Baum haben sich bis auf den heutigen Tag im Gedächtnis des Volkes erhalten.

Das alte Muchiresis, dessen Lage bis jetzt noch nicht festgesetzt ist, kommt nach Brosset her von den grusinischen Wörtern: mukis-retzi, d. i. „Ebene der Eichen". Das viel genannte Pityus, jetzt Pizunda, hat jedenfalls seinen Namen vom griechischen *πίτυς* = Fichte erhalten. Die griechischen Mythen erzählen, dafs Pan hier die Nymphe Pitys in eine Fichte verwandelt habe. Als andere Orte, welche von Bäumen ihre Namen haben, können wir noch nennen Muchran (von wo das alte adelige Geschlecht der Muchransky); dann das Dorf Sakuneti an der Kura

im Kreise Achalzich; es ist nach dem Weifsdorn benannt, ferner Zchramucha bei Gori = neun Eichen, Ipnewi bei Gori = Eschenort. Einige ziehen auch Mosdok in Ciskaukasien heran, welches seinen Namen vom karbadinischen Mas-dog, d. i. „dichter Wald", erhalten haben soll.

VI.

Die Höhle Olissai-dona in Digorien.

Eine der wildesten Landschaften des nördlichen Kaukasus ist Digorien. Dasselbe erstreckt sich von den Quellflüssen des Uruch, eines Zuflusses des Terek, bis zu dessen Mittellauf. Bewohnt wird dieses Gebiet von den Digoren, einem ossetischen Stamm, dessen Sprache wenig von der anderer ossetischer Stämme abweicht. Oberlehrer Dinnik besuchte im Sommer des Jahres 1890 diesen interessanten Winkel des Kaukasus und hat im letzten Bande der Memoiren der geographischen Gesellschaft einen ausführlichen Bericht in russischer Sprache darüber veröffentlicht. Wir entnehmen demselben den Abschnitt, wo Dinnik die interessante Höhle Olissai-dona beschreibt, und geben hier einen Auszug aus demselben.

Die Höhle liegt in einer Entfernung von zwei Werst südöstlich von dem Aul Sadelesk, 3—400′ höher als dieser, und ist das Stammheiligtum der Digoren. Olissai ist ein Eigenname (vielleicht der Name eines berühmten Narten), während dona im ossetischen „Haus“ bedeutet. Die Höhle besteht aus zwei Teilen; die vordere Abteilung ist breit und geräumig und mifst 15 Arschin in die Tiefe bei einer

Breite von zehn und einer Höhe von neun Arschin; bei der hinteren sind diese Dimensionen auf die Hälfte reduziert. Da den Eingang zur Höhle ein mächtiges Thor bildet, so ist der Vorderraum sehr hell, der hintere mäfsig beleuchtet. Die Höhle liegt in den steilabfallenden Kalkfelsen des Gebirgsgrates, dem die Bjelaja, ein Zufluſs des Terek, entspringt. Der Eingang ist durch eine etwa 7′ hohe Mauer versperrt, in welcher aber eine kleine Öffnung gelassen ist, die Decke ist durch den Rauch der Opferfeuer stark geschwärzt. Beim Eintritt bemerken wir zunächst in einer Höhe von etwa einem Faden über dem Boden etwa zehn Balken, welche quer liegen und mit verschiedenen Opfergegenständen behängt sind; ganze Haufen solcher Gegenstände liegen in den Ecken und an den Wänden der Höhle; ebenso sind an den in den Winkeln stehenden Stangen und Stöcken eine Menge verschiedener Opfer angebunden. Am Eingang in die kleinere Abteilung der Höhle ist aus einfachen Steinen ein ziemlich hoher Herd aufgerichtet, wo das Fleisch der Opfertiere gebraten und gekocht wird. Die Asche auf demselben ist noch ganz frisch. An den Wänden sind einige Bänke angebracht; in der Mitte der Höhle bemerken wir eine kleine mit grünen Zweigen und Blättern bedeckte Erhöhung, dort wird das gebratene und gekochte Fleisch aufgelegt, wobei die Blätter als Teller dienen. Manche Gegenstände sind so frisch, als wären sie erst gestern hergebracht worden; nach Aussagen der Bewohner des Aules Sadelesk dauert die Darbringung von Opfergaben bis auf den heutigen Tag fort.

Zweimal im Jahre finden hier die allgemeinen Opfer statt: einmal gerade vor Beginn der Heu- und Getreideernte, das andere Mal noch etwas früher. Bei letzterem Opfer beten die Digoren für die nach dem vorjährigen

Opfer geborenen kleinen Kinder. Die Opfergaben weisen eine ungemeine Mannigfaltigkeit auf. Hier findet man fast alle Gegenstände des Hausgebrauchs und andere Dinge, welche der Digore im Leben anwendet. Da sind Löffel, Tassen, Krüge, Schabracken der verschiedensten Form, Kessel-, Kupfer- und Silbermünzen, Kugeln, Pfeile u. s. w. Manche der Gegenstände werden während des Opfers gebraucht und sind mit Fettschichten bedeckt, andere sind verfault oder zerfallen. Im Hintergrund stehen einige Schäfte von Lanzen, sie sind aus Fichtenholz, über einen Faden lang, neben ihnen hängen die Überreste hoher persischer Mützen. Die eisernen Spitzen der Lanzen haben sich nicht erhalten. Die Osseten behaupten, es seien das Trophäen, die ihre Vorfahren einst bei den Persern erbeuteten, als diese in ihr Gebiet einfielen. An den auf dem Fufsboden liegenden zahlreichen Pfeilen fand Dinnik nur zwei Metallspitzen, die eine war sehr accurat aus Eisen gearbeitet, die andere stellte ein zugespitztes Blech dar. Auch einige eiserne Kugeln lagen am Boden, ebenso die Zähne einer grofsen Säge. In einer Kiste auf der rechten Seite der Höhle befinden sich zahlreiche Kupfermünzen, dabei aber nur eine einzige silberne. Früher wurden viel mehr Münzen geopfert; seitdem aber bei dem heranwachsenden Geschlecht der Glaube an die Heiligkeit der Höhle mehr und mehr verschwindet, wird manches aus derselben gestohlen, daher wird die Opferung von Münzen seltener oder werden solche unter den anderen Gegenständen versteckt. Ganz auffallend sind die grofsen Holzlöffel, deren einer fast drei Fufs lang ist, ein anderer über zwei Fufs. Mit ihnen wird die Opfersuppe in den grofsen Kesseln umgerührt. Von der Decke hängen zwei Stricke herab, in welche Holzstückchen eingeknotet sind; bei jedem all-

gemeinen Opfer wird ein neues Stückchen eingebunden, so daſs diese Stricke eine Art Kalender darstellen.

Die Zahl der Gegenstände menschlichen Gebrauchs wird aber weit übertroffen durch die Unmasse von Schädeln und Hörnern von wilden und Haustieren. Sie bieten groſses Interesse für den Zoologen, denn da sie fast ausschlieſslich von den Bewohnern des Auls Sadelesk dargebracht worden, so läſst sich aus denselben ein Schluſs ziehen auf die hier vorkommenden Tiere. Vom Tur (Capra caucasica Güld. oder Aegoceros Pallasii Rouil) sind Hörner gar nicht, wohl aber zwei Schädel vorhanden, ebenso selten sind die Überreste von Gemsen. Die beiden Tiere müssen also in der Gegend nicht mehr vorkommen, während sie näher dem Hochgebirge bei den sogenannten Stur-digoren sehr zahlreich vertreten sind. Auch die wilde Ziege (Capraeolus vulgaris), die man in den Wäldern der Ebene und der Vorberge so häufig antrifft, ist hier sehr schwach vertreten. Da die Osseten von Sadelesk in beständiger Feindschaft mit ihren weiter unten oder oben am Uruch wohnenden Nachbarn lebten, so haben alle in der Höhle dargebrachten Opfergaben einen rein örtlichen Charakter.

Besonders zahlreich sind die Schädel von Hirschkühen, man kann ihrer wohl über 1000 zählen; viele sind vermodert, andere noch recht frisch. Sie fallen alle durch auſser ordentliche Gröſse auf. Die in geringerer Anzahl vertretenen Schädel von Hirschen gehörten jungen Tieren an. Von ausgewachsenen männlichen Tieren wurden nur die Hörner hergebracht, während die Jäger den Kopf zu Haus abkochten und aufaſsen. Alle in der Höhle befindlichen Schädel sind gespalten; man nahm das Gehirn heraus, welches an Ort und Stelle verzehrt wurde. Von Hirschhörnern findet sich hier eine so reiche Sammlung, wie wohl

in keinem Museum auf der ganzen Erde; recht zahlreich sind Abnormitäten, welche wahrscheinlich als besonders wertvolle Opfergaben angesehen wurden. Unter einer Unmasse von Ochsen-, Kuh-, Ziegen- und Schafschädeln liegen auch drei Schädel von Kamelen. Die Bewohner des Auls wufsten nicht, von welchem Tier sie stammen, da sie nie ein Kamel gesehen hatten, konnten auch nicht erklären, wie sie dahin gekommen; möglich, dafs sie aus der Zeit der Einfälle der Perser stammen. Schädel des Renntiers (Dama platiceros), welche einige in den Höhlen von Digorien gesehen haben wollen, konnte Dinnik mit gröfster Mühe nicht entdecken.

Das interessanteste Objekt aber waren die Schädel des Auerochsen, es waren ihrer 19 Stück von ganz besonderer Gröfse. Nur an einem Schädel war der ganze Oberkiefer erhalten, bei den anderen war überall der vordere Teil abgehauen; wahrscheinlich wurden die fleischigen und schmackhaften Lippen und Nasen gegessen. Unterkiefer waren überhaupt nicht zu finden, sie sind wohl unter den anderen Knochen begraben. Die Schädel des Auerochsen unterscheiden sich von allen übrigen durch ihren Umfang, die breite Stirn und die kurzen dicken Hörner. Aufserdem ist der knöcherne Ring um die Augenhöhle ganz besonders stark entwickelt und steht bedeutend vor; alle Knochen sind ungewöhnlich stark und fest, sogar die verhältnismäfsig dünnen Nasenknochen erreichen eine Dicke von $^1/_2$ Zoll. Das Nackenbein ist ungemein breit und mit grofsen Hügeln versehen, an welchen die starken Muskeln ansetzten, die den schweren grofsen Kopf trugen. Ein Teil der Schädel war geöffnet, um das Gehirn herauszunehmen, aber nicht von der Stirnseite, sondern von unten. Die Stirnknochen waren so stark, dafs sie nicht durchgeschlagen werden

konnten, ohne dafs das Beil verdorben wurde. Die Breite der Schädel über der Augenhöhle betrug zwischen 11½ und 12½ Zoll, die Länge 20 bis 22 Zoll. Daraus geht hervor, dafs der Auerochs, der einst in diesen Gegenden lebte, ein mächtiges Tier war, wenn auch nicht so grofs, wie einst der von Mitteleuropa.

In einer Kiste wurden verarbeitete Auerochsenhörner gefunden, sie hatten 16 Zoll Länge und am dicken Ende 15 Zoll im Umfang; sie wurden bei den Opferfesten als Trinkgefäfse benützt. Da der Auerochs im Kaukasus nur noch in den schwer zugänglichen Gebirgsgegenden der oberen Laba und des Urup vorkommt, so ist der Fund in der Höhle Olissai-dona von grofsem Interesse. Er liefert den Beweis, dafs der Auerochse früher auch in Digorien vorgekommen ist. Und wirklich erzählen die Bewohner von Sadelesk, dafs ihre Grofsväter noch das Tier gejagt haben; da es schwer zu töten war, so wurde mit eisernen Kugeln oder einfach mit Eisenstücken geschossen, oder aber ein zugespitztes Stück harten Holzes in den Gewehrlauf gelegt und aus naher Entfernung auf das Tier abgefeuert.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zur Höhle zurück. Die Bewohner von Sadelesk behaupten, dafs sie durch einen engen Gang in Verbindung stehe mit einem ganzen Labyrinth von grofsen und kleinen Höhlen, welche sich nach oben ziehen; eine Ziege entsprang einst, als sie geopfert werden sollte, flüchtete sich in jene Höhlen und wurde anderen Tages hoch oben auf dem Gipfel des Berges gesehen. In früherer Zeit glaubte man fest an die Heiligkeit der Höhle Olissai-dona; die höchsten Eide wurden bei derselben geschworen. Manchmal wurde irgend ein Gegenstand von dort geholt und derjenige, welcher den Eid leistete, hielt solchen in einer Hand; die Verletzung eines

solchen Eides galt als unsühnbares Verbrechen. Bei Streitigkeiten um ein Stück Land nahm eine der Parteien einen Schädel aus der Höhle und ging damit längs der Grenze des streitigen Gebiets zum Beweis, dafs dieses ihr gehöre. Sofort hörte jeder Streit auf. Den Weibern ist der Eintritt in die Höhle Olissai-dona unbedingt verboten. Es wird erzählt, dafs vor nicht langer Zeit ein Weib die Höhle betreten habe und wahnsinnig geworden sei, als sie eine der in der Höhle befindlichen Kisten geöffnet. Der Wahnsinn äufserte sich mit solcher Wildheit und Tobsucht, dafs die Unglückliche eingesperrt werden mufste. Sie ist auch bald hernach gestorben. Was die Opfer in Olissai-dona anbelangt, so wollen die Osseten nichts davon erzählen. Der Schreiber im Aul berichtete, dafs die Digoren kurz vor Beginn des Gebets einen Ochsen an den Eingang der Höhle bringen und ihn dort schlachten. Da der zur Höhle führende Pfad sehr steil ist, so ist es nicht leicht, ein so grofses Tier dahin zu schleppen. Das Fleisch des geschlachteten Ochsen wird in Stücke zerschnitten, ein Teil in den obenerwähnten Kesseln gekocht, ein anderer Teil am Spiefs gebraten. Der Kopf wird so stark gekocht, dafs die Knochenteile sich alle von selbst trennen. Eine grofse Menge des im Dorfe bereiteten Branntweins und Biers wird herbeigeschafft. Nach Gebet und Gesang wird gegessen und getrunken; Hörner und Schädel des Opfertiers werden in der Höhle zurückgelassen. Zu gleicher Zeit werden allerlei Gegenstände, wie Münzen, Geschirr, Waffen u. dergl. als Opfer dargebracht.

Die Digoren sind mit wenigen Ausnahmen fast alle Christen. Nur in einigen Aulen finden wir Mohammedaner. Ungeachtet dessen, und obgleich in Digorien einige Kirchen stehen, in welchen regelmäfsiger Gottesdienst stattfindet,

halten die Digoren, wie ihre Stammesverwandten, die Osseten (Ironen), an vielen ihrer heidnischen Gebräuche fest. Dahin gehören die Opferfeste in Höhlen, heiligen Hainen u. dgl. Besondere Gebete und Gesänge für die Opferfeste in Olissaidona existieren nicht. Jeder betet nach seiner Weise und bittet die Gottheit um das, was er gerade braucht. Christliche Gebete kennen die Digoren überhaupt nicht. — Damit schliefsen wir unsere Mitteilung über eine der interessantesten Höhlen im Kaukasus.

VII.

Zwei Wochen im nördlichen Daghestan. (Sommer 1895.)

I.

Ein glücklicher Zufall wollte es, dafs ich meine heurige Sommerreise mit der ungarischen Expedition des Grafen Eugen v. Zichy[1] ausführen konnte. In der Gesellschaft von Männern zu reisen, welche nicht als einfache Touristen ohne bestimmten Zweck von Ort zu Ort eilen, um „auch dagewesen zu sein", sondern welche eine bestimmte wissenschaftliche Aufgabe sich vorgesteckt haben, ist immer anregend auch für den, der auf seinen Reisen vielleicht andere Zwecke als sie verfolgt. So nahm ich denn die Einladung des Grafen mit Vergnügen an, um so eher, als ich mir bewufst war, als langjähriger Bewohner und Bereiser des Kaukasus den Herren von einigem Nutzen sein zu können. Über die von der Expedition erreichten Resultate ein Urteil zu fällen, ist noch verfrüht, steht mir auch nicht zu; dieselben werden in einem von dem Grafen beabsichtigten,

[1] Zweck der Expedition war, die Heimat der Ungarn zu suchen und etwaige Spuren der Hunnen im Kaukasus zu finden.

reich ausgestatteten Werke in nicht allzu ferner Zeit dem Publikum dargeboten werden, wie auch auf der zur Feier des tausendjährigen Bestehens des ungarischen Königtums im Jahre 1896 in Budapest zu veranstaltenden Ausstellung eine Menge auf der Reise gekaufter Gegenstände und anschaulicher Modelle dem Besucher vor Augen geführt werden soll. Bis dahin lade ich den Leser ein, mit der schlichten Erzählung meiner Reise ins Daghestan fürlieb zu nehmen.

Wer von Tiflis aus eine solche Reise unternimmt, dem stehen drei Hauptwege offen. Wir können den mächtigen Gebirgswall des Kaukasus, der uns von unserem Objekte trennt, umgehen, indem wir die Bahn nach Baku benützen und von dort mit dem Dampfer nach Petrowsk fahren; fast ebenso bequem ist die Route nach Wladikawkas über den Gudaurpafs (unter 8000′) und von dort aus per Bahn nach Petrowsk oder dem näher gelegenen Chassaw-Jurt. Ein guter Fufsgänger und sicherer Reiter wird aber entschieden den Weg durch das schöne Kachetien und über einen der Pässe über den Hauptkamm vorziehen. Unter diesen Pässen ist der bequemste der Kodorpafs oberhalb Telaw (9292′); da übrigens, wie bekannt, die Schneelinie im östlichen Teile des Kaukasus sehr hoch liegt (zwischen 11—12 000′), so bieten auch die anderen Pässe, wie der Sazchenissi, der Gudurpafs (10 118′) oberhalb Ssakatali und der Ssalawatpafs, der nach Achti am Ssamur führt, keine zu grofsen Schwierigkeiten. Über diese Pässe gelangen wir in die wildesten Teile des Daghestan, in Gegenden, wo selten der Fufs eines Europäers geweilt hat, in die furchtbar schönen Hochthäler der Flüsse, welche fast alle (mit Ausnahme des Ssamur, der sich der Richtung der Bergketten anschmiegt) mit urwüchsig unbändiger Kraft die vorliegenden gewaltigen Ketten des daghestanischen Gebirgsstocks perpendikulär

durchbrechen und, in wilde Schluchten tief eingebettet, raschen Laufs der Ebene zueilen. Da die ungarische Expedition ihre Reise ins Daghestan im Anschlufs an ihren Ausflug nach Transkaspien und Bochara geplant hatte, so war uns die erstgenannte Route gewissermafsen vorgezeichnet. In der wenig angenehmen Stadt Baku, wo Luft, Erde und Wasser mit Petroleum geschwängert sind, fanden wir uns und traten nach wenigen Stunden auf dem Dampfer „Alexander III." die Reise an. Die Passagierschiffe auf dem Kaspischen Meer sind fast alle Raddampfer von mäfsiger Gröfse mit eleganter Ausstattung und elektrischer Beleuchtung. Die Kabinen sind sauber und bequem, die Verpflegung ist gut. Die Dampfer werden mit Massuth geheizt, welcher, durch ein Gebläse zerstäubt, eine sehr intensive Flamme giebt. Diese Heizung stellt sich auf den lächerlich billigen Preis von $2^1/_2$ Rubel pro Stunde. Unser Schiff hatte eine grofse Anzahl von Passagieren, namentlich dritter Klasse, an Bord, welche in malerischen Gruppen mit ihrem Gepäck, das oft ihre ganze Habe ausmachte, auf dem Deck herum safsen und lagen, durch grofse Schutzdächer aus Segeltuch vor den Strahlen der heifsen Sonne geschützt. Eine Menge deutscher Kolonisten von der Wolga waren auch darunter; sie kamen vom Jahrmarkt zu Baku.

Das Kaspische Meer ist seiner Stürme wegen sehr verrufen. Wir hatten glücklicherweise das schönste Wetter. Ruhig durchschnitt unser Schiff die grünliche Salzflut, meilenweit eine breite Bahn hinter sich lassend. Selten belebte ein Segel oder der Rauch eines Dampfers die öde Wasserfläche. Das wenig entwickelte Ufer bleibt beständig in Sicht, aber in so grofser Entfernung, dafs man die Einzelheiten ohne Fernglas nicht unterscheiden kann. Die Uferstrecke ist in einer Ausdehnung von ca. 90 Kilometer nördlich

von Baku sehr wenig bevölkert. Sie stellt eine mäfsig bebaute Salzsteppe dar, deren lehmiger Grund von einigen trägen Bächlein durchfurcht wird. Das Schiff der Wüste, das Kamel, durchzieht in langen Karawanen die öde Gegend und vermittelt den Verkehr. Die von Zeit zu Zeit auftauchenden Karawansarais gewähren ihnen und den Führern ein kümmerliches Obdach. Näher zu Derbant wird die Ebene wasserreicher, ist gut bebaut und zahlreich bevölkert. Hinter dem Uferstreifen, der bei einer zwischen 5—30 Kilometer wechselnden Breite doch aus der Ferne sehr schmal erscheint, türmt sich das daghestanische Gebirge auf, zuerst nur in Erhebungen zwischen 2000 und 3000′, wenig oder gar nicht bewaldet, hinter denen bei klarem Wetter die Schneegipfel des Schach-Dagh (13 950′), Schalbus-Dagh (13 700′), Alachun-Dagh (12 700′), Djulti-Dagh (12 400′) und anderer hervorblicken. Die Uferlinie bildet die eine, ca. 350 Kilometer lange Seite eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen Spitze etwa in Petrowsk liegt und dessen Basis eine dem Hauptkamm des grofsen Kaukasus entsprechende Linie vom Gudberg südlich vom Kasbek bis zur Halbinsel Apscheron oder Baku ausmacht. In dieses Dreieck zeichnet sich eine Unmasse ungemein steil aufsteigender Bergketten mit scharfen Graten ein, welche in der Hauptrichtung von Südwest nach Nordost vorstofsend durch sehr enge, tief ausgewaschene Schluchten voneinander getrennt sind. Die gröfsten Erhebungen dieses „Landes der Berge“, was der Name Daghestan besagen will, haben wir in der Nähe der Basis, d. i. des Hauptkammes, zu suchen; sie sind demselben in nächster Nähe nördlich vorgelagert und überragen ihn um 4000 bis 6000 Fufs. Diese zum Himmel emporragenden Zinken und Zacken, deren kalte, nackte und starre Formen durch das vorwiegende Gestein, Thonschiefer

und Kalk — mit Ausschlufs vulkanischer Gebilde — bestimmt sind, bilden ein gräfslich schauerliches Gewirr, so dafs dem Beschauer unwillkürlich der Gedanke sich aufdrängt, dafs nicht ein gütiger Schöpfer solches geschaffen, sondern ein Teufel in seiner schlimmsten Laune das Daghestan auf den Erdball herabgeworfen habe. Der Aberglaube des Volkes bezeichnet noch bis auf den heutigen Tag eines der gröfsten Bergmassive im nördlichen Daghestan als Sitz der Teufel. Wüst, wild und schauerlich, grau in grau und schwarz in schwarz ist der Charakter dieses kleineren Teiles des kaukasischen Gebirges, dem in seinem gröfseren Teile bei imponierender Grofsartigkeit und Wildheit doch immer wieder versöhnend das Liebliche und Anmutige sich beigesellt; ich erinnere hier von vielen nur an die Hochthäler des Rion, Ingur, Zcheni-Zkale, des Kuban, der Teberda, des Baksan etc. Dort kommt neben der mit dem Leichentuch des ewigen Schnees und Eises bedeckten Alpenwelt und den toten Steinmassen auch eine wunderbare, das frischeste Leben hauchende Vegetation zu ihrem Recht; auf den smaragdgrünen Alpenwiesen mit ihrem reichen Blütenschmuck, auf den herrlichen Wäldern mit ihrem mannigfaltigen Grün, auf den lieblichen, in leichten Duft gehüllten Thälern kann das Auge ausruhen, das vom Glanze des ewigen Schnees geblendet und ermattet war, und Herz und Gemüt erholen sich von den Schrecken der Alpenwelt. Nach dem „Reiche der Schatten“ thun sich da „liebliche Gelände hervor, wo der Herbst und der Frühling sich gatten“....

Wir kehren auf das Schiff zurück. Nach einer wunderbaren Mondnacht, welche wir zum gröfsten Teile auf Deck verbrachten, hielt der Dampfer 4 Uhr morgens gegenüber Derbent, das sich in der Ferne mit seiner Citadelle recht

malerisch und originell anschaut. Nach kurzem Aufenthalt setzen sich die Räder wieder in Bewegung und wir steuern auf Petrowsk zu, das wir um 2 Uhr mittags erreichen. Diese Stadt ist in den statistischen Tabellen mit etwas über 4000 Einwohnern verzeichnet, wird aber dank ihrer günstigen Lage gewifs bald alle anderen Städtchen des Daghestan überflügeln; als Endpunkt der ciskaukasischen Eisenbahn und als Hafenstadt am Kaspischen Meer mit sehr geschütztem Hafen, sowie als Seebad mit sehr angenehmem Grund hat der Ort eine bedeutende Zukunft. Wie sich leicht erraten läfst, erhielt die Stadt ihren Namen von Peter dem Grofsen, nicht etwa deshalb, weil er sie gegründet hätte, sondern weil er im Jahre 1722 während des Feldzuges gegen Persien hier im Lager stand. Die Befestigung, welche zur Zeit der kaukasischen Kriege im Jahre 1844 hier erbaut wurde, wurde ihm zu Ehren Petrowsk genannt. Die benachbarten Kumyken dagegen gaben der Festung den Namen Andschi-Kala, d. i. Mehlfestung, weil der Proviant für die russische Armee von der Wolga kommend hier ausgeladen und aufgestapelt wurde. An der Stelle der Festung steht jetzt ein sauberes, regelmäfsig angelegtes Städtchen mit breiten Strafsen und guten Trottoirs. In der Mitte der Stadt spenden die Bäume eines Parks wohlthuenden Schatten. Nahe bei Petrowsk, einige Werst südlich an den Abhängen des Tarku-Tau, liegt ein uralter Ort Tarku, auch Tarki (d. i. das ausgebreitete), von Kumyken und Hebräern bewohnt. Hier soll einst die grofse Chasarenstadt Semender gestanden haben; seit dem 15. Jahrhundert war sie die Residenz der Schamkale oder Schewkale (d. i. daghestanischer Könige). Der Ort selbst und die von General Jermolow (1821) oberhalb der Stadt angelegte Festung Burnoi spielen eine hervorragende Rolle in der kaukasischen Kriegsgeschichte. Tarku

wurde von den Russen zum öfteren eingenommen und zerstört, bis der Schamchal 1718 russischer Unterthan wurde; vor Burnoi und der später unterhalb Tarku's am Meer angelegten kleinen Festung haben die Bergvölker unter Kasi-Mulla und Schamyl stets heldenmütigen Widerstand gefunden und grofse Verluste erlitten.

Die Strafse von Petrowsk nach Temirchan-Schura führt in südwestlicher Richtung. Die Entfernung beträgt 44 Werst. Der Weg durchläuft zuerst die Ebene, in schnurgerader Linie sich den Bergen nähernd. Wiesen mit spärlichem Buschwerk (Paliurus caucasicus, Hippophae rhamnoides, seltener Tamarix) fassen ihn ein. Bald verlassen wir die Ebene und steigen in kahlen, spärlich bewachsenen Schieferfelsen von pittoresken Formen in langgestreckten Zickzacken aufwärts. Auf halber Höhe des Berges liegt der Aul Atli-Bujun malerisch an den felsigen Abhängen angeklebt. Die grauen Häuser mit ihren flachen Dächern nehmen sich in der Ferne aus wie grofse Steinwürfel, und nur einige kleine Öffnungen und die Rauchfänge weisen darauf hin, dafs sie den Menschen als Behausung dienen. Der nahegelegene Kirchhof mit seiner Unmasse von aufrechtstehenden Steinsäulen läfst uns vermuten, dafs die Zahl der Bewohner des Auls keine geringe ist. Weiter oben fahren wir durch weite Strecken von Unterholz, dessen Hauptbestand die Eiche bildet. Hier mag einst schöner Wald gewesen sein, ausgehauen kann er nicht mehr gehörig nachwachsen, weil das Vieh dorthin zur Weide getrieben wird, wie solches allenthalben im Kaukasus üblich ist. Vom ersten Pafs im Vorgelände des Daghestan geht es wieder tief hinunter in einen ausgedehnten Thalkessel, der einst Meeresgrund gewesen sein mufs. Das läfst sich an den Salzpfützen und Salzseen, sowie an der Flora leicht erkennen. Die Land-

schaft trägt ganz den Charakter der Salzsteppe; verschiedene Halophyten, silbergraue Artemisien, die strahlenförmig sich ausbreitende Kapper mit ihren leuchtend grünen Blättern und grofsen weifsen, manchmal ins rötliche spielenden Blütenkelchen, die graugrünen Stengel der Homala mit weifsen Blumen und grünem Stern in der Mitte sind zahlreich vertreten. Munter tummelt sich im Sonnenschein die Zieselmaus (Spermophylus). Da und dort tauchen in der Ebene Kurgane auf. Einige Gersten- und Maisfelder kündigen uns bald die Nähe eines Dorfes an. Es ist der Aul Kafir-Kumuch, d. i. ein Aul „ungläubiger" Kumyken. Das Wort kafir will sagen, dafs sie spät den Islam angenommen haben im Unterschied von den Kasi (Gasi)-Kumyken, d. i. den „gläubigen", oder „für den Glauben kämpfenden" Kumyken. Terrassenförmig an zwei Bergabhängen über einem Flüfschen und üppigen Gärten aufgebaut, gewährt das Dorf einen hübschen Anblick, eine zackige, dünne Felswand scheidet den Ort in zwei Teile. In dieser Gegend ist das Holz rar, die Steine taugen wohl wenig zum Bau der Häuser oder sind schwer zu bearbeiten, daher dienen als Baumaterial an der Luft getrocknete Ziegel, aus Lehm und Häcksel geknetet.

Ganz nahe bei dem Aul liegt auch schon Temirchan-Schura, ein unscheinbares Städtchen mit dem Sitz des Militärgouverneurs vom Daghestan. Fürst N. Tschawtschawadse, einem alten grusinischen Adelsgeschlecht entstammend, der seit vielen Jahren diese Stelle einnimmt, nahm die Expedition mit der gröfsten Liebenswürdigkeit auf und traf auch für unsere weitere Reise durch sein Gebiet alle mögliche Vorsorge. Da unsere Gesellschaft aus acht Personen bestand, so mufsten für unseren schweren Wagen überall die nötigen sechs Pferde vorbereitet, resp. requiriert werden; auch mufsten

überall Vorreiter mitkommen, um sich von dem Zustand der Wege zu überzeugen. Die Straſsen sind zwar, soweit solche vorhanden, mit groſser Kunst angelegt und machen den russischen Ingenieuren alle Ehre, infolge starker Regengüsse aber waren die Wege, welche fast durchweg an jähen Abgründen hinführen, vielfach verdorben, stellenweise abgerutscht, oder durch Geröll, das die Bäche aus engen Schluchten in groſsen Massen auf die Straſse geschwemmt, unpassierbar gemacht. An solchen Stellen muſste ausgestiegen werden und der leere Wagen wurde mit Hülfe von Arbeitern herübergeschafft. An den scharfen Wendungen beugten die Vorreiter einem etwaigen Zusammenstoſs mit entgegenkommenden Wagen oder Arben vor.

Von Temirchan-Schura zum Gunib sind's auf der Poststraſse 117 Werst. Wir legten sie in zwei Tagen bequem zurück. Groſse Aule mit reichen Gärten, schöne Wiesen und fruchtbare Felder, weiter oben saftige Weideplätze, in der Ferne die Berge des Daghestan, höher und höher ansteigend — das ist das Bild der Landschaft. Wir berühren die groſsen, von Kumyken (Tataren) bewohnten Aule Bugden, Groſs- und Klein-Dschengutai, Kulezma, Urma, Lewaschi. Viermal an einem Tage müssen wir bis gegen 4600 Fuſs hohe Pässe ersteigen, um dann in unendlichen Schlangenwindungen uns wieder tief hinabzulassen. Dieses ewige Auf und Ab ist durch das ungemein coupierte Terrain der daghestanischen Berge bedingt. In Chodchalamachi, nicht weit vom kasikumyk'schen Koissu, in einer Gartenlandschaft mit schönen Obstbäumen gelegen, kommen wir so zeitig an, daſs wir uns im Ort ein wenig umsehen können. Oberhalb des Auls türmen sich fast senkrecht mächtige Kalkfelsen auf, von einer alten Festung gekrönt, die ein persischer Schach gebaut haben soll. Der Kalk enthält hier

eine Menge von Versteinerungen, was dem Reisenden um so mehr auffällt, als er solche im Kaukasus äufserst selten zu sehen bekommt. Die Dorfjugend schleppte sogleich nach unserer Ankunft eine Menge hübscher Ammoniten von allen Gröfsen herbei, seltener waren Belemiten und die bei Gunib häufigen Terebratulen (biplicata, rhinchonella), ebenso Ostreen und Pentacriniten. Vergeblich suchten wir in der grofsen Kinderschar nach einem bestimmten Typus; die meisten hatten weifse Hautfarbe, die Haare der älteren Kinder waren fast alle dunkel und schwarz, die Augen hellbraun und graublau, selten schwarz. Die ganz kleinen Kinder, die noch getragen wurden, hatten alle die kurzgeschorenen Haare mit „kinah" feuerrot gefärbt und die Gesichter mit dem hier allgemein vorkommenden Talcum beschmiert, was ihnen mit dem noch reichlich anklebenden Schmutz ein ganz schreckliches Aussehen verlieh. Die Bevölkerung ist hier sehr gemischt. Hier sind Abkommen von Arabern, Persern, Grusinern, Tataren, Juden, Awaren, Russen bunt durcheinander gemischt. Die Frauen gehen zwar nicht verschleiert, halten sich aber „in ihres nichts durchbohrendem Gefühl" sehr zurück. Sie haben scheuen, sklavischen Blick. Man sieht es ihnen an, dafs sie schwere Arbeit verrichten müssen. In ärmliche Kleidung meist von schwarzer Farbe gehüllt, mit häfslichen abgemagerten Gesichtern schleppen sie in grofsen Metallkrügen auf gekrümmtem Rücken aus weiter Ferne Wasser herbei, mit dicken farbigen Wollstricken, die über die Schultern herabhängen, die Krüge festhaltend. Ihr Gang ist schwer und schleppend, was teilweise von den grofsen Stiefeln herkommen mag, in welchen die grofsen Füfse stecken. Bei der ärmlichen Kleidung darf aber der Schmuck doch nicht fehlen. Derselbe besteht in silbernen Ohrreifen von $1^1/_2$ bis 2 Zoll Durchmesser, an

denen unten eine durchbrochene Kugel von der Gröſse einer Haselnuſs angebracht ist. Solche Ohrringe trägt das schöne Geschlecht im ganzen Daghestan. Da diese Ohrgehänge sehr schwer sind und die Ohren zerren würden, so wird noch ein Band, an dessen Enden die Ringe angeknüpft sind, als Träger über den Scheitel gelegt. Armbänder von eigentümlicher Form, zwei, drei dicke Silberstäbe um einander gewunden und ein Hals-, resp. Brustschmuck mit Kettchen in dreieckiger Form sind seltener zu sehen. Jene Ohrgehänge verdienen deshalb ganz besondere Beachtung, weil Abt M. Woscinsky bei seinen Ausgrabungen im Tolnaer Comitat in Ungarn auf einem aus dem 5. Jahrhundert stammenden Gräberfeld ganz die gleichen in gröſserer Anzahl gefunden hat. Solche Schmucksachen und eine Menge anderer Dinge brachte man uns zum Verkauf und es entwickelte sich vor der Poststation ein belebter Basar. Die meisten Dinge hatten keinen Wert, dagegen waren die von den Frauen gewobenen Tuche aus Wolle, Ziegen- und Kamelhaaren von seltener Güte, das Stück dieser unter dem Namen „lesghisches Tuch“ bekannten Gewebe (ca. 16 Ellen lang bei $^3/_4$ Ellen Breite) gilt je nach der Qualität 20—100 Rubel und darüber. Weniger wertvoll waren die Teppiche, ebenfalls Hausarbeiten. Unter den verschiedenen Geräten lenkten unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich die Öllämpchen aus Thon, selten aus Eisen, welche dieselbe Form haben, wie die in den Kabinetten der Museen von Neapel und Pompeji ausgestellten. Wie der Phalluskultus in diese Gegenden gekommen (ich habe Ähnliches nirgends im Kaukasus gesehen), wäre interessant nachzuweisen. Ebensolche Form hat auch der Hals eines Krugs, dessen Körper durch drei Füſse gestützt ist. In der Nähe von Chodschalamachi hat man beim Pflügen vor

längeren Jahren Dolmen entdeckt. Auf den in denselben gefundenen Gefäfsen waren Darstellungen aus der biblischen Geschichte zu erkennen, was auf einstige christliche Bevölkerung hinweist. Es läfst sich auch geschichtlich nachweisen, dafs in dieser Gegend grusinische Niederlassungen waren. Jetzt sind die Bewohner des Daghestans und auch dieser Gegend fast ohne Ausnahme sunnitische Mohammedaner, was an dem gänzlich geschorenen Kopf zu erkennen ist (die Schiiten, z. B. die Perser, rasieren sich den Kopf zwar auch, lassen aber zu beiden Seiten lange Haare stehen, ähnlich den Peifsen der Juden).

Wir haben etwa ein Viertelstündchen zu gehen, um von unserer Station zum kasi-kumuchschen Koissu zu gelangen. Beim Blick auf die Karte bemerken wir verschiedene solche Koissu, da ist der kasi-kumuchsche, der Kara-Koissu, der awarische und der andische Koissu, welche später vereint den Ssulak bilden. Ssu bedeutet Wasser[1]. Wenn nun das koi vorgesetzt wird, so will man damit sagen, dafs ein solches Wasser für Schafe nicht passierbar ist. Dieser kasi-kumuchsche Koissu nun verschwindet bei Taschkopur, wohin wir uns zu Fufs begaben, nachdem er sich vorerst zwischen hohen Felsen durchgearbeitet, in einer wohl 100 Fufs tiefen Felsenspalte von etwa 60 Schritt Länge. Oben ist diese Spalte so eng, dafs ein Kind über sie hinschreiten kann, aber unten erweitert sich dieselbe, vom Wasser muldenförmig ausgenagt. Wie das Kunststück eines grofsen Zauberers sieht sich das plötzliche Verschwinden eines wasserreichen Flusses an. Durch wildes Tosen giebt er übrigens da unten zu erkennen, dafs er noch existiert. Bei Hochwasser füllt sich die Spalte bis oben und das

[1] Andere Benennungen für einen gröfseren Flufs im Daghestan sind ôr und tschai, für einen kleineren Flufs hâr.

Wasser geht mannshoch in wilden Wirbeln darüber hin. Etwas unterhalb der natürlichen Brücke führt eine schöne steinerne Brücke in drei grofsen Bogen über den Flufs. Der kasi-kumuchsche Koissu, dessen Länge ca. 90 Werst beträgt, hat 12 Werst oberhalb Tasch-kopur bei Zudachara ein gewaltiges Felsenthor von 6 Meter Breite und 100 Meter Länge gebildet. Er vereinigt sich später bei dem hübsch gelegenen Aul Gergebil mit dem Kara-Koissu (dem schwarzen Koissu), und bald darauf mit dem awarischen Koissu. Ein kleiner Zufluſs des kasi-kumuchschen Koissu bildet beim Aul Kuppa zwischen 2—300 Fufs hohen Felsen, die mit Mauern und Häusern gekrönt sind, ein ebensolches Thor, das sich im Halbkreis über 100 Meter erstreckt und durch welches die Strafse nach Gunib führt. Solche von senkrecht ansteigenden und überhängenden Felsmassen umrahmten Engpässe finden wir aber nicht nur in den Thalsohlen, sondern öfters auch oben auf den Pässen, wo sich vielleicht einmal in undenklicher Vorzeit Gletscher durchgezwängt haben, wie z. B. das sogenannte Wolfsthor zwischen Dschengutai und Kisil-Jar.

In Chodschala-machi sind wir dem Gunib bis auf 40 Werst nahegerückt. Wir können die Strecke in 4—5 Stunden zurücklegen. Wieder müssen wir über einen Grat, der die Gewässer des kasi-kumuchschen Koissu vom Kara-Koissu trennt. Der Pafs liegt 4552 Fufs über dem Meeresspiegel. In blendend weifsen Kreide- und Kalkfelsen führen die langgezogenen Zickzacke der Strafse hinab zur Station Salti und zur Salti-Brücke, welche neuerdings zu Ehren des russischen Thronfolgers „Georgs-Brücke genannt wird. Diese Brücke war in den daghestanischen Kriegen viel umstritten. Auf den ersten Blick wird es uns klar, dafs hier der Schlüssel liegt für das obere Thal des Kara-Koissu und zum Gunib, ebenso wie zur Feste Karadach am awarischen

Koissu und weiterhin zu Chunsach und Botlich, d. h. zu Awarien. Wir haben schon darauf hingewiesen, dafs im eigentlichen Daghestan von einer Thalbildung der Flüsse fast nicht gesprochen werden kann, und wenn sich einmal die Thalsohle auf kurze Zeit etwas erweitert, so folgen darauf sogleich wieder um so engere Schluchten, so eng, dafs der wilde Flufs kaum selbst darin Platz hat und die Strafse hoch oben in den Felsen eingehauen werden mufs. So steht auch von der Station Salti aus gesehen eine hohe, steil abfallende Felswand vor uns und wir wissen nicht, wie wir da hinüberkommen sollten. Wenn wir uns aber nähern, so stellt sich uns eine 8—10 Meter breite Felsenspalte dar, über welche die Georgs-Brücke, durch Brückenköpfe beiderseitig geschützt, ihren Bogen spannt. Diese Brücke hat auf den beiden Langseiten Brustwehren aus dickem Eisenblech und ein eisernes Dach, in den Türmen des Kopfs stehen Geschütze. Wir machen einige Augenblicke Halt und betreten die Brücke. Die mit Eisenblech beschlagenen grofsen Thorflügel stehen offen. Wir bemerken in der Brustwehr und auf dem Dache die Spuren von Flintenkugeln und Granaten; auch die das Dach tragenden schmiedeisernen Bänder sind an mehreren Stellen durchgeschlagen. Während des letzten Türkenkriegs hatten die aufständischen Daghestaner sich der Brücke bemächtigt, so dafs sie von den Russen in heifsem Kampfe wieder erobert werden mufste. Unten am Flufs bemerken wir einen zerstörten Aul.

Wir lassen die Brücke nun rechts liegen und fahren auf dem in die Felsen eingehauenen Weg auf dem rechten Ufer des Kara-Koissu aufwärts. Über uns türmen sich, oftmals überhängend, die steilen Felswände zum blauen Äther empor, neben uns gähnt der Abgrund; vor uns steigt das gewaltige Massiv des Gunib auf; auf einem Vorsprung

winkt uns das weifse Haus des Kreischefs, wo wir absteigen sollen, freundlich entgegen. Drüben auf dem anderen Ufer, in gleicher Höhe mit uns, liegen einige Aule, unter ihnen ist der bedeutendste Chindach, d. i. der „warme, heifse", eine Kolonie des grofsen Auls Tschoch. Chindach ist durch seinen Obstbau berühmt. Von dort geht ein eigentümlicher Artikel alljährlich in ganzen Wagenladungen nach Rufsland, nämlich Steine von Aprikosen und Kirschen, aus deren Kernen Liqueure bereitet werden. Nach einer Stunde etwa sind wir an der befestigten Brücke über den Kara-Koissu angelangt, über welcher sich die erste Terrasse des Gunib senkrecht erhebt. Die Strafse zieht sich nun in Schlangenlinien langsam bergan. Krystallklare Bächlein rieseln längs dem Wege und benetzen den Fufs uralter Nufsbäume, sie kommen, hübsche Cascaden und Wasserfälle bildend, von den höheren Terrassen herab. Bald sind wir an den Thoren der Feste. Als „gut Freund" werden wir eingelassen, noch ein, zwei Windungen und unser Wagen hält vor dem stattlichen Hause des Kreischefs, eines grusinischen Fürsten, der uns mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit aufnimmt. Wir befinden uns 3922 Fufs über dem Meer, wohl 2000 Fufs über der Thalsohle des Kara-Koissu, müfsten aber, wenn wir den höchsten Punkt des Gunib erreichen wollten, noch ca. 4000 Fufs steigen. Hier auf der unteren Terrasse, etwas tiefer als unser Haus, liegt der Ort Gunib, die Kasernen und Wohnungen der Offiziere und Beamten und einige wenige Privatgebäude.

Der Gunib[1] — oder richtiger Guni-Meer, d. i. der Berg, welcher die Form eines Heuhaufens hat, wurde in Verbindung mit dem Namen Schamyls seinerzeit so oft ge-

[1] Die Endung b ist von den Russen fälschlicherweise angehängt. Gunib heifst „ein Mann von Guni".

nannt, dafs es sich wohl lohnt, einige Augenblicke bei demselben zu verweilen. Ich bin überzeugt, dafs die meisten Leser sich keine richtige Vorstellung von dieser letzten Zufluchtsstätte Schamyls machen können. Auch Bilder und Photographien können da wenig helfen. Man stelle sich ein nach allen Seiten hin von steil abfallenden Felsen begrenztes, in seinem höchsten Punkte bis 7718 Fufs über dem Meere sich erhebendes Hochplateau vor, dessen Flächeninhalt etwa 40 Quadratkilometer beträgt, also etwa $^1/_3$ des Fürstentums Liechtenstein oder das Dreifache des Fürstentums Monaco. Als im Jahre 1851 Schamyl sich in der Tschetschnja von den Russen bedrängt sah, befahl er, ihm auf diesem von Natur so vorzüglich befestigten Berg ein Haus zu bauen. Aber erst 8 Jahre später zog er sich dahin zurück, sprengte mit Pulver diejenigen Stellen, welche ihm zugänglich schienen, oder verlegte sie mit Felsstücken und liefs eine Menge Steine aufhäufen zur Abwehr gegen den anrückenden Feind. Hier auf diesem Plateau konnte er sich um so eher halten, als dort Getreidefelder, Weiden für das Vieh und ein Birkenwald vorhanden waren. Ein wasserreicher, klarer Bach fliefst aufserdem in einer Einsenkung des Plateaus. Aber die Schar der Getreuen war zusammengeschmolzen und die Kühnheit und Tapferkeit, sowie die Übermacht der russischen Soldaten war zu grofs, so dafs Schamyl am Morgen des 6. September 1859 sich in seinem Aul von allen Seiten umgeben sah und nach kurzen Verhandlungen dem Fürsten Barjatinsky seinen Säbel übergab. Auf der Stelle, wo solches geschah, inmitten eines jungen Birkenwaldes, ist ein bescheidenes Denkmal errichtet. Schamyls Aul wurde zerstört, er selbst in Kaluga interniert. seine Getreuen aber bei Temirchan-schura in der Ebene angesiedelt. Schamyl starb 1871 auf einer Wallfahrt in

Medina. Von seinen Söhnen steht einer in russischen, ein zweiter in türkischen Diensten. Das Haus, wo der Imam gewohnt, wird erhalten und ist von einem Waldaufseher bewohnt. In nächster Nähe des Hauses wird ein unterirdisches Gelafs gezeigt, in welchem Schamyl die Verbrecher und Gefangenen schmachten liefs. Derselbe führte überhaupt ein schrecklich despotisches Regiment; die geringste Verfehlung gegen die Vorschriften des Alkoran wurde mit dem Tode bestraft, die Schuldigen in den Abgrund gestürzt. Diese eiserne Strenge stiefs zuletzt viele seiner Anhänger ab, so dafs sie ihn verliefsen.

Vom Balkon unseres Hauses, das in schwindelnder Höhe am Rand des Abgrundes auf senkrecht abfallenden Felsen steht, bietet sich eine hübsche Aussicht dar. Nach Norden können wir tief unten die Strafse fast bis zu dem Felsenthor an der Georgsbrücke verfolgen; nach Süden hin eröffnet sich der Blick auf ein kleines Plateau, das sich über dem Ufer des Kara-Koissu erhebt. Es hat den Namen Gudul-Maidan (gudul = hebräisch gadol = grofs), d. i. soviel als grofser Versammlungsplatz. Dort standen früher grofse Bäume, unter welchen sich die Bewohner der umliegenden jüdischen Aule, welche eine demokratische Verfassung hatten, zu Beratung ihrer Angelegenheiten versammelten; erst zu Zeiten des Muridismus hörten diese Versammlungen auf. Noch heute wohnen in den nahen Aulen Socratl[1] und Rugsch die Nachkommen jener Hebräer. Die Rugscher Juden waren dereinst ein streitbares Völklein und der Schrecken der Nachbarn, welche sich zum Schutze vor ihnen in dem grofsen Aul Tschoch (tschoch bedeutet „viel") zusammenthaten. Dort wohnten sie, Heiden und

[1] Die Endung tl, welche wir in daghestanischen Dorfnamen so häufig finden, ist wohl verkürzt aus itla = Dorf.

Christen, miteinander. Als nun der erste Schamchal aus Kasi-Kumuch in diese Gegend kam, lieferte er 3000 Rugschern eine Schlacht, besiegte sie und nötigte die Juden, den Islam anzunehmen. An hohen Festtagen aber tragen sie bis auf den heutigen Tag althebräische Kostüme. Die Bewohner von Tschoch stammen nach einigen aus Grusien, nach anderen aus Armenien; sie selbst geben an, dafs sie aus Arabien gekommen seien und sind so stolz auf ihre Abkunft, dafs sie keine Ehen mit Angehörigen anderer Aule eingehen wollen. Hinter Tschoch erhebt sich der fast 8000 Fufs hohe Turtschi-Dagh (der „Türkenberg"); er hat den Namen davon, dafs von dort die Araber kamen, als sie ins Land einfielen. Dort oben stand auch Fürst Argutinsky lange Zeit mit seinen Truppen und beobachtete die Bewegungen Schamyls. Nach Norden und Nordosten schliefsen die breiten Bergrücken des Sochtala und der kikuns'schen Höhen den Horizont ab, nach Westen türmen sich die überhängenden Felsen des oberen Gunib, stark zerklüftet, auf, beständig mit Absturz drohend; über kurz oder lang ist hier eine Katastrophe zu erwarten.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Gunib verabschiedeten wir uns von unserem liebenswürdigen Wirt. Wir mufsten jetzt, um nach Chunsach, dem eigentlichen Ziel unserer daghestanischen Reise, zu gelangen, zunächst in das Thal des awarischen Koissu zu kommen suchen. Das konnten wir auf zweierlei Wegen bewerkstelligen. Der nächste Weg führt durch einen künstlichen Tunnel auf dem Gunib-Plateau von gegen 100 Meter Länge, geht dann steil an dem Nordabhang des Berges hinab und mündet in einer Entfernung von drei Werst von Karadach in die sogen. Schieferschlucht oder Schieferspalte. Diese Spalte ist ein enger Gang zwischen hohen Schieferfelsen (80—100 Meter

hoch). Seine Länge beträgt ca. 150 Meter, die Breite 2—4 Meter. Durch diesen Korridor fliefst ein kleiner Bach, der bei Regen in wenigen Augenblicken zum wilden Bergstrom anschwillt und die enge Spalte mehrere Meter hoch ausfüllt, so dafs der Wanderer, der etwa darin ereilt würde, den sicheren Tod fände. Die anstehenden Felsen fallen so steil zur Schlucht ab, dafs kaum ein Tropfen unterwegs verloren geht und das Wasser mit ungeheurer Eile in die Spalte hinabstürzt. Der hier vorkommende Schiefer ist sehr bituminös und brennt stellenweise so gut, dafs er anderwärts gewifs zu industriellen Zwecken verwendet würde. Der gerade Weg ist, wie wir sehen, nicht immer der beste. Davon, dafs unsere schwere Equipage hier durchgekommen wäre, konnte gar nicht die Rede sein. So mufsten wir uns bequemen, die 13 Werst betragende Strecke zur Georgsbrücke zurückzufahren, um von da über den Pafs von Murada nach Karadach zu kommen. Hinauf ging alles gut, der Abstieg war nicht ohne Gefahr, da die Strafse an vielen Stellen durch Regengüsse sehr verdorben war. Schon waren wir glücklich unten angelangt und dem Ziel unserer heutigen Fahrt nahe, als uns der obengenannte, aus der Schieferschlucht hervorkommende Bach ein unerwartetes Hindernis in den Weg setzte. Er war durch ein eben niedergegangenes Gewitter zum reifsenden Strom geworden; blitzschnell wie er gekommen, war er allerdings auch wieder verlaufen, schwarze Schlammmassen und Geröll zurücklassend, es war jetzt wieder ein kleiner Bach; aber an der einzigen Stelle, wo die Ufer weniger steil waren und die Überfahrt bewerkstelligt werden konnte, stak mitten im schwärzlichen Wasser ein Postwagen, den Weg versperrend. Wir benützten denselben als Brücke und kletterten mit einiger Gewandtheit hinüber, worauf der leere Wagen mit

grofser Anstrengung herübergezogen wurde. Im Hause des Naib (Polizeibeamten) von Karadach fanden wir ein gutes Unterkommen.

Die kleine Befestigung von Karadach beherrscht die Brücke über den awarischen Koissu. Von hier aus führt, in dem Thal des Stromes und seines Zuflusses Beschito aufsteigend, ein gegen 200 Werst langer Reitweg über den Kodor- und Sanzchenisi-Pafs nach Kachetien, während die Poststrafse auf dem entgegengesetzten linken Ufer sich in langgezogenen Bögen zum Hochplateau von Chunsach emporwindet. 17 Werst weit fahren wir auf schmaler Strafse fast beständig am Rande des Abgrundes, der zuletzt über 3000 Fufs tief uns entgegengähnt. Drüben steigen die Berge aus der Thalsohle zu gleicher Höhe auf, an den steilen, kahlen Abhängen ist da und dort ein Aul angeklebt, zu welchen auf schmalen Graten in mannigfach geschlungenen Schlangenlinien gefährliche Fufspfade führen. Auf dem awarischen Hochplateau angelangt, müssen wir bis zur Festung Chunsach noch etwa 12 Werst zurücklegen. Diese Festung, umgeben von einigen Häusern, liegt auf den steil abfallenden Ufern des Flüfschens Tokita, welches hier in zwei Wasserfällen von mehr als 300 Fufs Höhe in eine enge Felsenschlucht hinabstürzt. Die Citadelle wurde 1837 von den Russen erbaut, zeitweise verlassen und gesprengt, im Jahre 1859 neu aufgebaut und dient gegenwärtig einem Bataillon Kosaken zu Fufs als Garnisonsort. Der eigentliche Aul Chonsach liegt 6 Werst weiter südlich, 5544 Fufs über dem Meer, malerisch an den zu einem Flüfschen abfallenden Abhängen aufgebaut. Auf dem chunsachischen Plateau zählen wir 16 Aule, welche stets treu zu einander gestanden sind. Chunsach selbst wurde zu Zeiten des Muridismus von Schamyl zerstört, weil es sich ihm nicht

anschliefsen wollte. Als im letzten Türkenkrieg (1877) ein Teil des Daghestans, wie die benachbarten Kasi-Kumyken, die Lewascher und einige Aule des Bezirks Gunib sich gegen die russische Herrschaft erhoben, blieben die Chunsacher Awaren dem Zaren treu und fochten gegen die Abtrünnigen. Zum Lohne erhielten sie eine Fahne und ein Reskript von Kaiser Alexander II. — Da wir uns in Chunsach, dem Mittelpunkt des Awarenlandes, einige Tage aufhielten, so hatten wir Gelegenheit, uns mit dem Leben und Treiben der Bewohner, ihrer Beschäftigung, ihren Wohnungen u. dgl. einigermafsen bekannt zu machen.

II.

Der Aul Chunsach war einst die Residenz der awarischen Chane oder „Nuzale". Das ehemalige Schlofs der früheren Herrscher steht in Trümmern, nur ein ganz kleiner Teil ist wieder hergerichtet und dient einem Nachkommen des letzten „Nuzal" als Wohnung. Auf dem Hof zeugt noch das Fragment einer Säule von verschwundener Pracht. Freilich ist die Säule nicht hoch und die Pracht wird ja so grofs auch nicht gewesen sein. Denn auch der sogen. Thron des Chans, welcher auf dem Kirchhof gezeigt wird, ist sehr primitiv aus Stein gehauen, und der Nuzal mag auf demselben, auch wenn er wenig oder gar keine Regierungssorgen hatte, nicht sehr weich gesessen haben. Besagte Säule steigt aus einer würfelartigen Basis auf, auf den vier Feldern lassen sich die primitiven Figuren (Hautrelief) eines Pfaus, eines Greifen, eines Elephanten und des Georgsritters mit dem Drachen sehr leicht erkennen. Der abgebrochene Schaft der Säule ist mit Arabesken geziert. Jene Figuren weisen auf auswärtige Künstler hin, ebenso ein alter Grabstein, welcher eben hier gefunden worden ist

und eine Chruzuli-Aufschrift hat. Diese Schrift hat ein armenischer Bischof Mesrop, wenn ich nicht irre, im 6. Jahrhundert n. Chr. als Kompilation des grusinischen und armenischen Alphabets erfunden.

Also auch hier in dieser Abgeschlossenheit sehen wir fremden Einfluſs und fremde Kulturelemente. Ein solcher Einfluſs war gewiſs auch vorhanden bei der Bildung und Entwickelung der daghestanischen Sprachen, über deren Sonderung und Klassifikation noch lange nicht die gewünschte Klarheit herrscht, trotz der epochemachenden Arbeiten des Barons Uslar. Auch das verdienstvolle, mit bemerkenswertem Fleiſs und Verständnis verfaſste Werk des Generals v. Erkert („Die Sprachen des Kaukasus") giebt wohl eine Menge Material, erlaubt aber noch nicht, ganz bestimmte, sichere Urteile über diese und jene Sprache zu fällen. Ein einzelner Mann ist nicht im stande, diese Riesenaufgabe zu bewältigen. Die Dialekte, in welche die Hauptsprachen zerfallen, erschweren die Sache ungemein. Hier muſs noch von vielen sehr vieles gearbeitet werden. Da die awarische Sprache die am weitesten verbreitete ist, so verdient sie ganz besonders eingehendes Studium.

Man nimmt gewöhnlich an, daſs der Name „Aware" ursprünglich ein Schimpfname war, welchen die Kumyken diesem unruhigen, streitbaren und streitsüchtigen Volk gegeben haben; auar, awar, awarala bedeutet im Türkischen unruhig, zänkisch, Landstreicher. Später freilich ist dieser Schimpfname sozusagen ein Ehrenname geworden. Da die Awaren als mächtig und tapfer galten, so gab es Liebhaber genug, welche sich diesen Namen anmaſsten. Ursprünglich nannten sich die Awaren einfach nach den Aulen, von welchen sie stammten, z. B. Nakbakau, Chunsaken, Gidatleu etc., später faſsten sie sich unter dem Namen

Maarulal (Bergbewohner) zusammen und nannten ihre Sprache maarulal-maz, d. i. Bergsprache, welche zeitweise auch von nichtawarischen Völkern gesprochen wurde. Die awarische Sprache umfafst ein Gebiet, welches sich etwa von Tschir-Jurt im Norden bis Ssakatali im Süden in einem bis zu 70 Werst breiten Streifen 160 Werst weit durch das Daghestan hinzieht; in etwa 400 Ortschaften spricht man awarisch. Nach neueren Forschungen zerfällt die awarische Sprache in zwei Hauptdialekte; alle awarischen Gesellschaften, welche nördlich von Chunsach wohnen, sprechen den Chunsacher Dialekt[1], während die südlich gelegenen Aule unter dem Einfluſs des Anzuch-Dialekts stehen und von den eigentlichen Maarulal mit dem Spitznamen „Bagualal", d. i. grobe, arme Leute, welche rohes Fleisch essen, beehrt werden. Dank der politischen Bedeutung des Ortes Chunsach, der lange Zeit eine Art Hegemonie im Daghestan ausübte, verbreitete sich diese Sprache und war eine Zeit lang sozusagen die offizielle Sprache des Daghestan. So verstehen sie auch solche Gemeinden, deren Sprache nichts gemein hat mit der awarischen Sprache, wie Ratlu, Beschito, Dljadal.

Wann die Awaren in das Daghestan gekommen, wird mit Gewifsheit wohl nie entschieden werden können; daſs sie nicht Autochthonen sind, sondern einst nomadisierten, glaubt man auf Grund linguistischer Forschungen Uslars und Anderer mit Sicherheit annehmen zu dürfen. Schriftliche Überlieferungen sind natürlich nicht vorhanden. Die mündliche im Volk lebende Tradition geht zurück bis ins 9. Jahrhundert, als die Araber ins Daghestan einfielen und

[1] Diesen Dialekt finden wir auch in einigen Aulen im Bezirk von Temirchan-Schura, im Dargo und Kasikumucher Land, sowie in Technuzal und Unkratl, deren Bewohner aus Chunsach ausgewandert sind.

die Völker desselben zum Islam bekehrten. Damals herrschte im Aul Tanus, etwa 10 Werst nördlich von Chunsach, der mächtige Nuzal Surakat, dessen Herrschaft sich über die Länder von Schemacha bis zur Kabarda erstreckte. Dieser Nuzal leistete den Arabern kräftigen Widerstand. Wie lange die Awaren damals schon ansässig waren, wissen wir nicht. Wenn sie wirklich als Nomaden früher in der Ebene lebten, so können sie nur durch ein stärkeres Nomadenvolk, welches aus Centralasien nach Europa zog und sich längere Zeit in jener Ebene aufhielt, in die Berge verdrängt worden sein. Nur die Not konnte sie zwingen, in diese öden, kahlen und rauhen Berge zu ziehen; freiwillig geht da niemand hin. Jedenfalls steht aber eines, glaube ich, fest, dafs die kaukasischen Awaren nichts Gemeinschaftliches mit jenem Volke haben, welches vom 5.—9. Jahrhundert Europa in Schrecken setzte und endlich dem Schwert Karls des Grofsen erlag. Jene geschichtlichen Awaren waren ural-altaischer Abstammung, was sich bei ihren kaukasischen Namensbrüdern nicht nachweisen läfst, wie auch deren Sprache mit den Sprachen jener Familie nichts Gemeinsames zu haben scheint. Wie weit Klaproth zu glauben ist, welcher eine Verwandtschaft der kaukasischen Awaren mit den Hunnen, resp. Madjaren vermutet, das bleibt einstweilen noch dahingestellt.

Ich möchte mir hier eine kleine Abschweifung erlauben. Wenn man den Kaukasus durchreist, wo Völker und Sprachen so bunt durcheinander gewürfelt sind, so kommt man zum öfteren zu der Überzeugung, dafs die Sprache durchaus nicht immer ein sicheres Merkmal für die Verwandtschaft der Völker unter einander ist. Die Sprache des kleineren schwächeren Volks geht oftmals gänzlich unter in der Sprache des mächtigeren, um so eher, je mehr es mit

demselben in lebhaftem Verkehr lebt, der natürlich auch wesentlich durch das Terrain bedingt ist. Dabei wirkt gewöhnlich auch die veränderte Religion auf die Annahme einer anderen Sprache ein. Wir hören im Kaukasus solche Stämme awarisch sprechen, welche durchaus keine Awaren sind, wir haben da Armenier, die nur die grusinische Sprache kennen, Juden sprechen grusinisch und neupersisch, Grusiner türkisch, die Taten neupersisch, die Adscharen grusinisch. Die Udinen von Wartaschen und Nisch im Kreise Nucha hatten einst viel mehr Stammesgenossen, welche udinisch sprachen; auch sie werden bald ihre Sprache vergessen und die in jenen Gegenden übliche armenische annehmen. Zuverlässigere Merkmale für die Verwandtschaft der Völker bilden, so glaube ich, anthropometrische Messungen, das eingehende Studium der Wohnungen, ihrer Einteilung und Dimensionen, das Hausgeräte, Gegenstände des Schmucks, Musikinstrumente etc. Gar nicht zu verachten sind auch Volkssagen[1] und Sprichwörter.

Kehren wir zu den Awaren zurück und wollen wir uns in ihren Häusern etwas umsehen. Die meist einstöckigen Häuser haben im grofsen und ganzen alle die gleiche Form, wie im ganzen Daghestan, sie sind je nach der Örtlichkeit und dem zu Gebot stehenden Material aus Stein oder ungebrannten, an der Luft getrockneten und mit Häcksel versetzten Ziegeln gebaut. Sie nehmen sich von weitem aus wie Würfel, bald regelmäfsiger, bald verlängerter Form. Das Dach ist flach, von einem zierlichen Rauchfang überragt. Auf jedem Dach liegt eine mittelgrofse Steinwalze, mittelst deren es beständig geebnet und

[1] Mir stehen zufällig eine Menge awarischer Sagen und Sprichwörter zur Verfügung, die ich bei anderer Gelegenheit zu veröffentlichen gedenke.

festgewalzt wird, was namentlich nach Regen geschieht. Zur Straſse resp. Gasse hin ist auſser der in den Hof führenden Thüre in der Regel keine Öffnung zu erblicken. Über eine kleine schmale Galerie gelangen wir zur niedrigen Hausthür, über welcher oft ein Spruch aus dem Koran oder einfach arabische Zahlen als Talisman stehen. Wir müssen uns bücken und die Füſse hoch heben, um an der Schwelle oder am oberen Querbalken nicht anzustoſsen und treten nun in einen mäſsig groſsen Raum von ca. 3 bis 4 Meter im Geviert, neben welchem wir ein ebensolches Gemach bemerken; durch kleine Fensteröffnungen (sehr oft ohne Scheiben und durch Laden zu schlieſsen) fällt spärliches Licht. Eine dünne Wand trennt das Familienzimmer vom Gastzimmer. Ein in der Mitte des Wohnraums stehender Holzpfeiler trägt einen dicken Balken, der, in seiner ganzen Länge sichtbar, entweder glatt gehobelt oder mit Einschnitten verziert ist. Auf diesem Balken ruht das Dach. Auf die Mauern und diesen Balken werden dünnere Balken gelegt und auf diese wieder Schilf oder dünne Stangen, welche dann mit Lehm und Sand bedeckt werden; so entsteht eine Art Tenne. Der Fuſsboden besteht ebenfalls aus festgestampftem Lehm mit Sand vermengt. Auf der Langseite des Zimmers ist das Kamin angebracht, in der Regel mit einer groſsen Haube zum Abzug des Rauches versehen. Das hindert aber nicht, daſs dennoch viel Rauch im Zimmer bleibt und Decke und Wände schwärzt, auch vielfach Augenkrankheiten verursacht. Das geschieht namentlich da, wo mit „kisjak“, d. i. getrocknetem Mist, geheizt wird. Das Holz ist ja selten im Daghestan und beispielsweise in Chunsach kostet eine Klafter desselben 50—60 Rubel. Die in der Nähe von Botlich vorkommenden Torflager werden noch nicht ausgebeutet, ebensowenig

die an vielen Stellen des Daghestan zu Tage tretende Steinkohle. An den Wänden des Familienzimmers liegen auf Wandbrettern die Betten und Teppiche, welche zur Nacht auf dem Boden aufgemacht werden; sie machen meist einen reinlichen Eindruck, was man von der Kleidung der Männer und Frauen nicht gerade sagen kann. Von den Brettern hängen noch Teppiche oder Stoffe vorhangartig herab, mit solchen ist auch manchmal die Wand bekleidet; in der Ecke steht ein bunt angestrichener Koffer mit Blechbeschlägen, in demselben ruhen die besseren Kleider und andere Habseligkeiten der Familie, daneben Kessel und grofse Tassen aus Kupfer. Von Möbeln ist meist nichts zu bemerken, die Herrschaften sitzen in der Regel auf dem Boden; selten sieht man plumpe, niedrige Stühle, deren Sitz ein gleichseitiges Dreieck bildet und dessen Lehne aus einer etwa 1 ½ Meter hohen Stange besteht, welche man mit dem König im Kegelspiel vergleichen könnte. Diese Stühle zeigen grobe Schnitzereien oder sie sind mit Rot und Blau bemalt. Noch seltener trifft man den halbkreisförmigen Lehnsessel auf drei Beinen mit plumper Lehne, eine Art Familienthron, und den plumpgeschnitzten Divan. Alle diese Gegenstände sind in der Regel aus massivem Nutzholz gearbeitet. Das Gastzimmer des Awaren ist in den meisten Fällen ein wahres Raritätenmuseum, auf welches er sich nicht wenig einbildet; auf den an den Wänden angebrachten Brettern steht eine Unmasse von allen möglichen Tellern, Schüsseln, Tassen, Krügen aus Kupfer, Blech und Thon, eine Menge von Dingen, deren Gebrauch den Leuten nicht einmal klar ist. Die in feineren Häusern Europas seit einigen Jahren wieder aufgekommene Mode, die Wände mit Tellern und Thon- oder Porzellanmedaillons zu schmücken, war bei den Awaren schon längst im Brauch.

Teppiche, Stücke bunten Stoffs, Waffen etc. vollenden die Ausstattung des Muscums. Ein Gerät fehlt wohl in keinem Haus, es ist der primitive Webstuhl, der auf dem Balkon steht. An demselben arbeiten die Frauen auf der Erde niedergekauert und fertigen Tuche und Teppiche.

Die gewöhnliche Kleidung der Männer besteht in einem Schafpelz, das Fell nach aufsen, welcher fast das ganze Jahr durch getragen wird; er ist meist ohne Ärmel und hat einen bis zum Gürtel reichenden Kragen, die Kopfbedeckung ist die zottige Pelzmütze; die Kinder sind in alle möglichen Lappen und alte Pelze gehüllt; die Frauen tragen ebenfalls die ärmlichste, abgerissenste Kleidung und bedecken das Gesicht nicht (nur zu Zeiten des Muridismus war die Bedeckung des Gesichts bei strenger Strafe geboten). Alles macht den Eindruck der gröfsten Armut und Unreinlichkeit, und trotz der durch die Religion vorgeschriebenen Waschungen scheint man hier vom Wasser wenig Gebrauch zu machen. Die Männer sind zu faul, die Frauen haben keine Zeit dazu.

Diese letzteren haben kein beneidenswertes Loos, sie sind die richtigen Sklavinnen, man sieht sie nicht anders an, denn als Arbeitstiere. Ja die Männer behaupten sogar, dafs die Weiber mehr aushalten und arbeiten müssen und können, als das Vieh; denn das Weib esse reines Brot, das Kräfte verleiht, während das Vieh nur Häcksel zu fressen bekomme. Bei der Wahl einer Frau[1] giebt weder Schönheit — die wohl selten zu finden ist — noch Liebe den Ausschlag, sondern die kräftige Gestalt. Wer heiratet,

[1] Die Mädchen heiraten in der Regel mit 15 Jahren. Die junge Frau tritt ins Elternhaus des Mannes ein und wird hier als Arbeiterin von Anfang an mifsbraucht; die Schwiegermutter ladet alle ihre Arbeit auf sie ab.

heiratet nur, um eine tüchtige Arbeiterin im Hause zu haben. Nur mit Mitleid und Bedauern kann man diese gebeugten Gestalten ansehen. Was muſs nur eine solche Frau nicht alles leisten! Früh morgens schleppt sie im groſsen schweren Krug Wasser herbei, sammelt den Mist auf der Straſse und bereitet aus demselben Kisjak, sie kocht das Mahl, geht in den Wald nach Holz, sammelt mit den Händen das Gras da, wo man mit der Sichel nicht ankommen kann, und trocknet es auf dem Dache, bäckt das Brot, webt Tuch und Teppiche, hilft dem Mann bei Bestellung des Feldes, schert die Schafe etc. Mit einem Wort, sie trägt die ganze Arbeit auf ihren Schultern bei spärlicher Nahrung. Diese besteht aus schlechtem schwarzen Brot, das aus einer Mischung von Gerstenmehl und dem Mehl von gerösteten Buffbohnen bereitet wird, etwas Zwiebel und Käse. Fleisch wird selten gegessen. Die tägliche Hauptspeise, das Mittagsmahl, ist der sogenannte „Chinkal", eine sehr grobe und wenig nahrhafte Speise. Er wird aus ungesäuertem Teig aus Mais, Hirse, Bohnen oder Gerstenmehl bereitet, in Stücke zerschnitten und in Wasser abgesotten. Nachdem er gar gekocht ist, werden die Stücke herausgenommen und mit Molken oder Essig, Knoblauch und etwas salzigem Käse angemacht. Das Wasser wird von einigen getrunken, meistens aber dem Vieh gegeben. Als Getränk dienen Wasser und Milch, bei besonderen Festlichkeiten werden Schnaps (selten busa = Bier) und Wein, dieser gewöhnlich gekocht, getrunken.

Während die Frauen fast alle Arbeiten verrichten, sind die Männer in der Mehrzahl die gröfsten Tagediebe von der Welt. Man darf aber nicht glauben, daſs sie wenig befähigt wären. Es giebt unter ihnen nicht wenige, welche ganz selbständig ohne Lehrer mehrere Handwerke erlernt

haben und sehr hübsche Arbeiten machen. Wir hatten in Chunsach Gelegenheit, sehr brave Schreiner- und Drechslerarbeiten solcher Autodidakten zu sehen. Auch brachte man uns Stöcke, Pfeifen, Holzlöffel, Kästchen und dergleichen, welche kunstvoll mit Metallstäbchen ausgelegt waren, sehr feine und hübsche Arbeit. Das sind nun freilich Ausnahmen; die anderen sitzen und stehen unthätig vor ihren Häusern oder am liebsten vor der Moschee, um zu schwatzen, nicht aber, um zu beten, denn das ist namentlich bei den jungen Leuten längst aus der Mode gekommen, wie mir ein alter Mann klagte. Umsonst ruft der „Budun“ (= Mueddsin) fünf Mal am Tage den Gläubigen zu: Kommt zum Gebet! kommt zum Glück, das Gebet ist nützlicher als der Schlaf! Die männliche Jugend treibt sich auf der Straſse herum oder sie beschäftigen sich tagelang mit Steinwerfen, wobei einige aufeinandergetürmte Steine das Ziel bilden, auf welches mit einem 12—15 Pfund schweren Steine aus bestimmter Entfernung geworfen wird.

In Chunsach wurden zu Ehren des Grafen Zichy die besten Sänger und Tänzer herbeigerufen, welche uns den ganzen Abend unterhielten. Auf dem geräumigen Hofe vor unserem gastlichen Hause versammelten sich die Männer, während auf den flachen Dächern der Nachbarhäuser die Frauen und Kinder eine bunte Staffage abgaben. Bald ertönte die übliche Trommel und eine Art Klarinette, sowie das rhythmische Klatschen der Hände, zum Tanze einladend. Ein Mann in der kleidsamen Tscherkessentracht trat hervor, und langsam sich im Kreise drehend mit ausgestreckten Armen, forderte er durch Mimik eine Tänzerin auf, die sich nicht lange bitten liefs und mit leichten Schritten über die Erde hinschwebend sich um ihn drehte, bald näher kommend, bald entfliehend. Es ist die sogenannte Lesghinka, die in

verschiedenen Modifikationen im ganzen Kaukasus, besonders graziös und leidenschaftlich aber von Georgiern getanzt wird. Der Tanz stellt das sich Suchen und Meiden der beiden Geschlechter in rhythmischer Bewegung dar. Oftmals wird übrigens die Lesghinka auch solo getanzt zwischen scharfgeschliffenen Kinschalen (Dolchen), welche in die Erde gesteckt werden, oder aber der Tänzer hält diese in den Händen und führt während des Tanzes verschiedene gefährliche Manipulationen mit denselben aus. Das ärmliche Kostüm und die kurzen Röcke der Frauen liefsen in Chunsach das anmutige Hinschweben nicht recht zur Geltung kommen, die Männer tanzten durchweg besser als die Frauen. In den Pausen wurden Sologesänge, auch Duette vorgetragen. Es waren awarische Lieder, den Inhalt eines derselben habe ich mir aufgeschrieben. Dafs der Gesang schön war, kann man nicht sagen, die ins Ohr schmetternden, schneidend gutturalen und gedehnten nasalen Laute stimmen wenig zu unseren musikalischen Begriffen. Begleitet wird der Gesang von der Thara, einem dreisaitigen Instrument nach Art der Guitarre. Merkwürdigerweise schlossen die Sängerinnen während des Gesangs die Augen. Hier gebe ich ein awarisches Liebeslied in wörtlicher Übersetzung.

1. Abends leg' ich mich
Und denke in der Nacht nur daran,
Wie ich dir begegne.
Morgens geh' ich zum Wasser
Um dir zu begegnen,
Mein Herz ist zerrissen,
Mein Auge weint,
Ohne dich kann ich nicht leben.

2. Nachts leg' ich mich schlafen
Auf goldgesticktem Bette,
Nachdem ich mein Gebet gesprochen,
Die schwarzen Augen mach' ich zu.

Ich hoffe dich im Traum zu sehen.
Ich wache auf
Und finde meine Zöpfe
Zwischen den Zähnen.

3. Wenn es soll so weiter gehn,
Magst du mich lieber töten.
Ich würde den Grabstein umarmend
Ruhig und fest schlafen.
Und wenn ich wüfste,
Dafs du mich nicht liebest,
So würde ich die Erde,
Die feuchte lieben.

Chunsach liegt in der Einsenkung eines Hochplateaus, so dafs sich nur nach Süden und Südosten ein etwas weiterer Blick darbietet. Nach Süden hin zieht die eigentümliche Gestalt des langgestreckten Tlili-Meer (-Sattelberg) unsere Aufmerksamkeit auf sich, hinter demselben tritt im Südosten das Massiv des Gunib hervor. Nach den anderen Himmelsrichtungen hin schweift der Blick über grüne Wiesen und Felder und auf die nahen Felder des Tinow-Tau. Ein schöner Aufenthalt ist Chunsach keineswegs und wir schieden trotz der grofsen Gastfreundschaft, die uns dort geworden, nicht ungern von dem Orte. Wir schlugen zunächt bis Lewaschi-kunt denselben Weg ein, auf dem wir gekommen, von da aus wendeten wir uns aber direkt nach Osten und gelangten über das freundlich gelegene, von Gärten umgebene Stabsquartier Deschlagar bei Kaja-kent wieder an die Ebene, welche sich an das Westufer des Kaspischen Meeres schliefst. Ich möchte diese Ebene eine „historische“ nennen, weil viele Völker, die in der Geschichte eine Rolle spielen, dieselbe durchzogen. Südlich von Kaja-kent fahren wir in der Abenddämmerung durch einen mächtigen Eichenwald, den ersten und einzigen, den wir auf der ganzen Reise gesehen. Die

Poststrafse führt in ziemlicher Entfernung vom Meer über mehrere, zur Regenzeit sehr wasserreiche und reifsende Flüfschen, vorüber an grofsen Dörfern, deren Obstgärten und Felder üppiges Wachstum aufweisen. Da jene Gewässer nicht überbrückt sind, da aufserdem die Strafse stellenweise durch sumpfiges Terrain führt, so geht die Reise nicht immer glatt ab und ist manchmal mit Gefahr verbunden; es kommt vor, dafs die angeschwollenen Flüfschen den Verkehr gänzlich unterbrechen. Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellen sich noch Myriaden von Stechmücken, welche unser Nachtlager stören und den Menschen zur Verzweiflung bringen können. Bewohnt wird dieser Landstrich von Kumyken und Tataren. Bei der eiligen Durchfahrt war es nicht möglich, irgend welche Notizen über dieselben zu sammeln. Ich begnüge mich deshalb, zum Schlufs noch einiges über die interessante Stadt Derbent zu erzählen, wo wir uns einen Tag aufhielten.

Derbent ist mit ca. 15000 Einwohnern (Tataren, Juden, Armenier) die bedeutendste Stadt des Daghestan und war früher der Sitz eines Gouverneurs, als das Daghestan noch in zwei Verwaltungsgebiete eingeteilt war. Die Stadt wird schon sehr früh als wichtige Handelsstadt und Festung erwähnt. So berichtet der arabische Schriftsteller Abu el Cassim: „Der Hafen (?) wird besucht von Chasaren, von den Serir, von den Schiffen Taberistans, von Dschurdjan (Georgien), von Deilem, sowie den umliegenden Völkern. Man verfertigt in der „Stadt der Thore“ viele Seidenstoffe; der Safran (wohl Verwechselung mit Krapp, Rubia tinctorum) wächst in Unmasse in dieser Gegend, derselbe geht per Schiff nach Georgien und von dort mit Karawanen nach Indien.“ Ebn Haoucal erzählt von einem sehr besuchten Sklavenmarkt in der Stadt, wo sich Kaufleute aus den

mohammedanischen Provinzen, aus den Gebieten der Römer, aus Armenien, aus Caschakien (Circassien) und anderen Gegenden treffen. Die Stadt ist viel gröfser als Tiflis, sagt er. In neuerer Zeit hat Derbent durch den Wegzug der höheren Behörden viel verloren, noch mehr aber durch das Anfhören des Handels mit Krapp, welcher durch die Anilinfarben leider gänzlich vom Markt verdrängt worden ist. So bietet der Ort jetzt das Bild einer gefallenen Gröfse dar. Zu allem Unglück hat die Stadt keinen Hafen und die Schiffe müssen 2—3 Werst weit vom Ufer stehen. Bei hohem Seegang ist an ein Ein- und Ausladen gar nicht zu denken.

Derbent ist mit Ausnahme des Judenquartiers, das südlich von der Mauer liegt, zwischen zwei fast parallel laufenden Mauern aufgebaut, welche sich vom Meer bis hinauf zur Citadelle etwa zwei Kilometer weit hinziehen. Die Mauern sind ca. 40′ hoch und 4—7′ dick (nach Abu el Cassim 120′ hoch und 9′ dick), von vorspringenden Bastionen flankiert, aus grofsen Quadern ohne Mörtelverbindung aufgebaut. Der weiteste Zwischenraum zwischen den beiden Mauern beträgt 2100′. Von den einstigen 12 Thoren sind noch 7 erhalten. Das gröfste und schönste ist das Doppelthor auf der Südseite in der Nähe der Citadelle. Dasselbe erinnert mit seinem arabischen Stil, den schön geformten Säulen und maurischen Bögen an die Bauart der Alhambra. Von diesem Hauptthor gelangen wir durch enge Gäfschen, in welche kleine vergitterte Fensterchen herabschauen, aufwärts steigend zur Moschee. Sie liegt in einem von grofsen Platanen beschatteten und von Arkaden umgebenen Hof. Wir treten in das Heiligtum, welches aus zwei langen und hohen Gewölben be-

steht, in deren Mitte sich eine Kuppel erhebt. Die Sage behauptet, dafs hier einst eine griechische Kathedrale gestanden habe.

Schlagen wir einige Blätter aus der Geschichte der Stadt auf. Die Anfänge derselben liegen im Dunkel. Armenische und arabische Schriftsteller schreiben den Bau der Stadt und Festung dem gewaltigen Eroberer aus dem Sassanidengeschlecht, Chosru I Nuschirwan zu, wir aber wissen aus den alten Schriftstellern, dafs die Mauern und Thore lange vor dieser Zeit bestanden haben müssen. Während bei Strabo (XI, 15, 4) nicht erhellt, was er unter Portae caspiae versteht, erwähnt Plinius (Hist. nat. V, 12, 1 und VI, 1) dieselben im Unterschied von den Portae caucasicae, ebenso Tacitus (Annal. VI, 33, Hist. I, 6), auch Josephus Flavius (Antiquit. jud. XVIII, 4, 4). Bei den byzantinischen Schriftstellern werden die Portae caspiae ebenfalls öfters genannt.

Die oben genannten arabischen und armenischen Schriftsteller wollen möglicherweise nur sagen, das Chosru I die Festung neu aufgebaut und bedeutend verstärkt habe. Jedenfalls hat er mit sicherem Blick die strategische Bedeutung des Orts erkannt, der an der Stelle liegt, wo zwischen dem Meer und den tabassaranischen Bergen ein schmaler Landstreifen übrig bleibt. Im Derbend-Name wird die Erbauung der Stadt Alexander d. Gr. zugeschrieben, was auf einer Verwechselung des grofsen Makedoniers mit einem anderen Iskander mit dem Beinamen „der Zweihörnige“ beruhen mag. Dieselbe Sage behauptet, dafs die Mauern sich über den ganzen Kaukasus erstreckt haben. Dieser Irrtum hat sich dahin aufgeklärt, dafs die Mauer sich wirklich einige Meilen ins Land hinein gezogen hat, bald zu den Höhen

aufsteigend, bald sich in die Thäler hinablassend. Noch heute kann man in grofser Entfernung von der Stadt die Ruinen der Türme und Mauern verfolgen.

Um den Besitz dieser Stadt wurde in den ersten Jahrhunderten nach Christus und später zur Zeit der Araber heftig gestritten. Perser, Georgier, Hunnen, Türken, Araber, Armenier etc. suchten sich dieses Schlüssels, je nachdem zu Asien oder Europa, zu bemächtigen. Da das Meer bedeutend zurückgegangen ist und der Engpafs früher noch viel schmäler war, so war er auch leichter zu verteidigen und schwerer einzunehmen. In neuerer Zeit erkannte auch Peter d. Gr. die Bedeutung des Platzes und besetzte auf seinem Feldzuge gegen Persien die Stadt am 23. August 1722. Mangel an Proviant nötigte ihn aber, den Feldzug aufzugeben, er kehrte nach St. Petersburg zurück, nicht ohne eine Garnison in der Citadelle zu lassen. Noch heute zeigt man das Haus, wo Peter gewohnt haben soll, und das Fenster auf der Citadelle, durch welches er auf seine Flotte hinabschaute. Die russische Garnison verliefs 1736 die Stadt, als die von Rufsland eroberten Gebiete den Persern zurückgegeben wurden. Im Jahre 1796 wurde Derbent wieder von den Russen genommen und 1806 endgültig mit Rufsland vereinigt. Während der kaukasischen Kriege wurde es 1832 von dem Imam Kasi-Mulla belagert, aber ohne Erfolg.

Ich kann meinen Aufsatz nicht schliefsen, ohne noch kurz auf die Frage des „kaukasischen“ und „kaspischen“ Thors zurückzukommen. Es herrscht darüber einige Unklarheit. Unter dem „kaukasischen“ Thor, glaube ich, darf man einzig und allein die Darjal-Schlucht verstehen. Unter dem kaspischen Thor wird man hauptsächlich Derbent zu verstehen haben. Da dasselbe aber als Thor der Thore bezeichnet wird (bab-ul-abwâb), so könnte man daraus den

Schluſs ziehen, daſs wohl noch andere Thore existiert haben. Es läſst sich auch leicht denken, daſs auf dieser Landenge, auf welcher sich so viele Kämpfe abgespielt, noch andere Befestigungen, gewissermaſsen als weit vorgeschobene Vorwerke vorhanden waren. Und daher mache ich im Einklang mit armenischen Schriftstellern den Vorschlag, wenigstens drei Thore am kaspischen Meer zu unterscheiden: nämlich südlich von Derbent das albanische, dann das „Thor der Thore“ in Derbent (bei den Armeniern: „Dschor“) und das sogenannte „Hunnenthor“ bei Kajakent.

Leider war es mir auf meiner diesjährigen Reise nicht vergönnt, die südlich von Derbent an verschiedenen Stellen erhaltenen Ruinen zu besichtigen, da die Expedition anstatt des beschwerlichen Postwegs über Kuba nach Baku oder Schemacha es vorzog, den Dampfer nach Baku zu benützen und von da wieder nach Tiflis zu reisen, wo wir am dritten Tage eintrafen.

In den ersten Tagen des Jahres 1896 machte ich mit dem Grafen Zichy die Reise von Baku nach Kuba und fand die folgenden Anhaltspunkte für meinen obigen Vorschlag. Etwa 80 Werst nördlich von Baku bei der Poststation Chidersinde verengt sich die bis dahin mehrere Werst breite Salzsteppe bis auf einige hundert Faden. Hier erhebt sich der gegen 2000′ hohe, fast senkrecht über dem Wege ansteigende Fünffingerfelsen (Besch-barmak), auf dessen Gipfel die Ruinen einer alten Befestigung stehen. Vom Fuſse des Felsens zieht sich bis zum Meere ein Wall hin. Etwa 25 Werst in nordwestlicher Richtung von hier kommt der Fluſs Gilgin-Tschai aus einer tiefeingeschnittenen Schlucht mit beiderseitig sehr steil abfallenden Rändern hervor. Da wo er mit seinem breiten und zu gewöhnlicher Zeit sehr seichten Bette in die Ebene tritt, beginnt auf seinem linken

Ufer ein jetzt noch deutlich erkennbarer Wall mit Mauerresten, der sich 12—15 Werst weit bis zum Meer erstreckt. Hier oder bei Besch-barmak könnte das albanische Thor gewesen sein. Nordwärts vom Gilgin-Tschai bis Derbent wird die Ebene zwischen dem Meer und den Bergen so breit, dafs es keinen Sinn gehabt hätte, hier Befestigungen anzulegen. Jedoch stellt eine Menge von Flüssen, die bei Hochwasser gänzlich unpassierbar sind, vor allem der grofse Ssamur, einer Wanderung grofser Massen bedeutende Hindernisse entgegen.

VIII.

Einiges über die Kumyken[1].

I.

In der Geographischen Gesellschaft zu Tiflis hielt der durch seine anthropologischen und anthropometrischen Forschungen rühmlichst bekannte Dr. Pantjuchow einen sehr interessanten Vortrag über die Kumyken, deren Herkunft ungewifs und deren Sprache noch nicht erforscht ist. Wir geben hier einen längeren Auszug dieses ungemein belehrenden Vortrags, der eine Menge neuer, die Wissenschaft unserer Tage beschäftigender Fragen berührt.

Dr. Pantjuchow schickte seinem Vortrage eine gröfsere Einleitung voraus, welcher wir folgendes entnehmen. Es galt bis jetzt für gewifs, dafs die alte Kultur aus Asien nach Europa gekommen, dafs die Arier aus Asien ausgewandert und nach Europa die Haustiere, sowie die Werkzeuge des Stein- und Bronze-Zeitalters mitgebracht haben. Fufsend hauptsächlich auf der Ähnlichkeit der

[1] Die Kumyken bewohnen den nördlichen Teil des daghestanischen Ufers am Kaspischen Meer von der Mündung des Terek bis Derbend. Im Westen stofsen sie an die Tschetschenzen, Awaren und Darginer. Die südliche Grenze bildet der Baschky-Tschai, welcher nördlich von Derbend in das Kaspische Meer fällt.

Wurzeln der europäischen Sprachen mit den sanskritischen haben die Gelehrten die Vorfahren der Europäer bald auf den unfruchtbaren Hochflächen des Pamir, bald in den Steppen von Centralasien, bald unter den verschiedenen Stämmen Hindostans gesucht. Der Weg, auf welchem die Arier nach Europa einwanderten, führte nach der Meinung der Meisten durch den Kaukasus.

In neuerer Zeit wurde bekanntlich diese Ansicht angefochten. Lombard weist nach, dafs in Südeuropa und im Kaukasus nach der Quaternärepoche die Mittelmeer-Rasse die herrschende war, dafs es in Asien keine Blondköpfe gab und dafs ihre Urheimat Skandinavien gewesen, das einst eine hohe Kultur aufwies. Max Müller findet auf dem bisher angenommenen Weg aus Asien nach Europa keine Spuren der Arier; auch Penka kommt auf Grund anthropologischer, topographischer und anderer Thatsachen zu dem Schlufs, dafs Skandinavien die Heimat der Arier gewesen. S. Reinach in seinem letzten Werke „Le mirage oriental“ (1893) setzt zwar die Urheimat der Arier nicht fest — es kann Südrufsland, Deutschland oder das Gebiet der unteren Donau gewesen sein —, spricht es aber offen aus, dafs heutzutage niemand, der nicht ein Vorurteil habe, die Urstätte der Arier in Asien suchen werde. Abgesehen von linguistischen Thatsachen, ist die Unabhängigkeit der europäischen Kultur von der asiatischen durch die Anthropologie unmittelbar nachzuweisen. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs die europäischen Tiere: das Pferd, der Ochse (bos primigenus), das Schwein, die Ziege schon in der paläolithischen Epoche in Europa existiert haben und hier zu Haustieren wurden, dafs das asiatische Haustier, das Kamel, in Europa nirgends sich vorfand und dafs die Werkzeuge des Stein- und Bronzezeitalters in Europs ihren

eigenen Charakter haben. Indem Reinach die auffallende Ähnlichkeit der Gegenstände aus dem Bronzezeitalter in Assyrien, Babylonien und Ägypten konstatiert, stellt er die kategorische Behauptung auf, dafs weder bei den verschiedenen Gräberfunden, noch in den Höhlen, Dolmenen und bei den Pfahlbauten in Europa die charakteristischen assyrischen Cylinder oder ägyptischen und phönikischen Amulette, überhaupt kein einziger Gegenstand gefunden worden, welcher unzweifelhaft auf den Orient hinweise.

Dagegen findet Reinach, dafs mit der Kultur des Bronzezeitalters von Westeuropa zwei andere Centren ebenfalls selbständiger Bronzekultur einigen Zusammenhang aufweisen, nämlich der Altai und der Kaukasus. Wir sprechen hier nur von der selbständigen Bronzekultur des Kausasus, besonders des nördlichen.

Die ersten Funde der Archäologen in Transkaukasien, welche dem Bronzezeitalter angehörten, führten zu keinem positiven Resultat. Bötticher fand einige Ähnlichkeit dieser Gegenstände mit denjenigen, welche Schliemann bei Troja zu Tage gefördert und welche auf assyrisch-babylonische Kultur in Vermischung mit der phönikischen und ägyptischen hinweisen. Weit selbständiger ist die Bronzekultur des nördlichen Kaukasus. Der russische Gelehrte Philomonow, welcher in den Gräbern von Ossetien im oberen Koban und am Kasbek eigentümliche bogenförmige Fibeln fand, die Ähnlichkeit hatten mit den in Etrurien gefundenen, sprach schon 1877 die Ansicht aus, dafs die ersten Bewohner Etruriens aus dem Kaukasus eingewandert seien. Die späteren Ausgrabungen des Grafen Uwarow, Professors Antonowitsch, Sisow u. a. bezeugten die Selbständigkeit der Bronzekultur in Ossetien. Die sorgfältigen Forschungen und genauen Beschreibungen des Professor Antonowitsch

eröffnen uns eine reiche Welt der Thätigkeit der einst hier wohnenden Menschen. Die ungemeine Mannigfaltigkeit und oftmals in hohem Grade künstlerische Ausschmückung der Gegenstände, welche Antonowitsch in Digorien am Tial-Dag, in den Gräbern von Kamunt, Koban, Latz und bei Kasbek gefunden, weisen auf eine bedeutende Entwicklung der örtlichen Kultur, sowie auf die ausgedehnten Beziehungen des dortigen Volkes mit der Aufsenwelt hin. Man fand in den Gräbern die mannigfaltigsten Bracelets aus Gold und Bronze, Broschen, Fibeln, Ringe, eine grofse Menge von bunten Glasperlen, ebenso solche Perlen aus Carneol und Bernstein, eigentümliche Spinnrocken, Glöckchen aus Bronze, Beile aus Eisen und Bronze, manchmal zweischneidig, Messer, Scheren, Knöpfe, Haken, Kettchen, viereckige durchbohrte Spielknochen, Krüge mit originellen Verzierungen, einen Handmühlstein, eine Ahle, einen Feuerstein etc. In Kamunt wurde ein Amulett aus Thon ausgegraben, welches den Kopf eines Schafes darstellt, aufserdem Ohrringe aus Bronze, eiserne Schnallen und Glasperlen; in Koban ein Beil aus Bronze mit den Bildern von Fischen und Schlangen, ein Bracelet aus Bronze mit Vogelköpfen und eine lange Reihe von Carneolsteinen, auf einen Bronzedraht aufgezogen; in Latz zwei Bronzesiegelringe und zwei zweischneidige eiserne Beile, ein Köcher und 14 eiserne Pfeilspitzen; in Kasbek unter anderem goldene Anhängsel in Gestalt eines Vogels mit eingeschlagenen Flügeln und Perlen aus grünem, gelbem und goldfarbenem Glas. Oft wurden Gegenstände gefunden, deren Bestimmung unklar war. Die Abbildungen von Tieren entsprachen den am Ort vorkommenden. Indem Graf Uwarow die Resultate dieser Funde resumiert, erklärt er, dafs die grofse Menge von Perlen aus Carneol zwar auf persischen, das farbige

Glas auf griechischen Einfluſs schlieſsen lasse, daſs aber die originelle Form der Ornamente und Thongefäſse, die Abbildung der örtlichen Tiere, die Einlagen von Eisen in Bronze, die besondere Form der Fibeln und eine Menge Verzierungen darauf hinweisen, daſs das Volk, welches diese Gegenstände geschaffen, einen hohen Grad von geistiger Entwicklung besessen.

Reinach spricht sich ganz entschieden für die Selbständigkeit der Bronzekultur in Ossetien aus. Da man Halsbänder aus Perlen und grünem Glas, schaufelartige (spatuliformes) Stecknadeln, besonders geformte Beile (hâches courbe à doulle), die man in Ossetien antrifft, nirgends in Europa gefunden, da diese Gegenstände, besonders die Beile, unter den Bronzen von Assyrien und Babylon nicht vorkommen, so war Ossetien ein selbständiges Centrum der Bronzekultur. Zugleich will Reinach nicht zugeben, daſs die Kultur aus Asien über den Kaukasus in Europa eingedrungen sei.

In der kaspischen Niederung, wo längs des Meeres der bequemste Weg für den Übergang von Asien nach Europa hinführt, war der Zustand der Kultur in der Bronze-Epoche ein viel niedrigerer als in Ossetien. Bei den Ausgrabungen in der Nähe von Derbent und im südlichen Daghestan fand man in den Gräbern Pfeilspitzen und Lanzenspitzen aus Bronze von sehr grober Arbeit, Bracelets und Ringe, steinerne Perlen, einen Knopf aus Carneol, einfache Thongefäſse und überhaupt nichts, was die Bewegung der Kultur aus Asien nach Europa auf diesem Wege beweisen könnte oder irgend eine Beziehung zu der hohen Kultur Ossetiens hätte. Zwar sind die Details der Verbreitung der assyrisch-babylonischen, sowie der kaukasischen und altaischen Kultur noch nicht erforscht, aber

auf Grund schon jetzt bekannter Thatsachen darf man den Kaukasus nicht als den Weg ansehen, auf welchem die Bronzekultur aus Asien nach Europa eingedrungen. Jedenfalls hatte die Kultur von Ossetien, sowie sie unabhängig war von anderen, auch eine sehr geringe Verbreitung.

Die Umstände, welche das bedingten, sind topographischer Natur. Ebenen und Steppen erweisen sich für die Entwicklung und Festsetzung der Kultur als ungünstig. Das Herumwandern verhindert das Ansässigwerden, die Krystallisation. Wenn in der Steppe irgendwo eine Kultur entstand, so hing das ab von zufälligen Umständen, und eine solche Kultur war nicht nachhaltig. Nur da, wo die Wanderung aufhört und die beginnende Kultur Schutz findet, kann sie sich entwickeln und vervollkommnen. Einen solchen Schutz gewährten den in den Steppen Asiens und Afrikas herumirrenden Völkern die kaukasischen Berge.

Das kaukasische Gebirge, welches gleich einer riesenhaften Mauer Europa von Asien scheidet, bildete im Altertum ein fast unübersteigbares Hindernis für den Übergang aus dem einen Weltteil in den anderen. Dort oben thronten Gottheiten, welche den kühnen Sterblichen bedrohten, der es wagte, in ihr Reich einzudringen. Für die südlich wohnenden Völker bildete der Kaukasus sozusagen das Ende der Welt. An einen Felsen des Elbrus war Prometheus angeschmiedet, auf den Höhen und in den Schluchten wohnten Amiran and andere schreckliche Berggeister. Die Übergänge übers Gebirge waren mit solchen Gefahren verbunden, dafs bis auf den heutigen Tag die Eingeborenen den Geistern der Berge Opfer bringen.

Vertrieben durch Feinde oder Hungersnot, durch Epidemien, durch die physikalische Veränderung des Landes und endlich infolge der Vermehrung der Bevölkerung langten

verschiedene Völkergruppen schon in den ersten Epochen der Menschheit von Süden her am Fuſse des kaukasischen Gebirges an. Hier hieſs es: Halt und nicht weiter! Da diesen Horden andere nachfolgten, so muſsten sich die schwächeren in die Gebirge zurückziehen, soweit, daſs sie eine sichere Zuflucht fanden. Diese in den Gebirgsschluchten eingeschlossenen Völkerschaften waren nun gesichert gegen äuſsere Feinde und konnten nun ihre festen Wohnsitze einrichten. Bei weiteren Verschiebungen der Völker konnten in diese von der Natur und tapferen Bewohnern geschützten Berge nur kleine Partien eindringen, welche entweder kleine Inseln bildeten oder in der gröſseren Masse aufgingen, nur geringe anthropologische oder linguistische Spuren hinterlassend.

Man darf wohl kaum annehmen, daſs die Stämme, welche sich in vorgeschichtlicher Zeit im Kaukasusgebirge festgesetzt hatten, durch die nachfolgenden Einwanderer verdrängt worden wären. Über den groſsen Kaukasus konnten niemals groſse Armeen mit den nötigen Saumtieren und dem Troſs herüberkommen. Noch weniger wahrscheinlich ist es, daſs ganze Völker mit Weib und Kind, mit Hab und Gut und den Herden über das Gebirge gegangen wären. Der Ansturm der herandringenden Völker muſste sich an der gewaltigen Mauer zerschlagen und die kleinen Partien, welche etwa in die Berge eindrangen, konnten die schon ansässigen Völker weder vernichten, noch einen Einfluſs auf sie ausüben. Daher müssen wir der Ansicht der bedeutendsten Forscher wie Uslar, Loulier u. a. beistimmen, daſs die Hauptstämme der Bergvölker schon einige tausend Jahre an ihren Stätten ansässig sind und daſs man sie, wie z. B. die westlichen Adyge, wenn nicht als Autochthonen, so doch als die ältesten Anwohner zu betrachten hat.

Die Bewohner der kaukasischen Berge haben, von äufseren Feinden nicht beunruhigt, einen ziemlichen Grad der Entwicklung erreicht und schon in vorhistorischer Zeit verschiedene im Haushalt nötige Gegenstände erfunden, auch ihre Häuser verhältnismäfsig bequem eingerichtet, doch konnten sich bei ihrer Abgeschlossenheit die kulturellen Anlagen nicht weiter entwickeln. Die Berührung mit benachbarten Völkern erfolgte fast ausschliefslich, wenn eigener Mangel zu Einfällen in fremdes Gebiet zwang.

Die Frage, von welcher Seite her die meisten Völkerströme am Kaukasus anprallten, läfst sich wohl leicht lösen, wenn man die im Süden des Kaukasus liegenden gebirgigen Länder Grusiens, Armeniens und Irans in Erwägung zieht, welche einem wandernden Volk ungeheuere Hindernisse in den Weg legen, während dagegen die Ebenen der nördlich vom Kaukasus gelegenen Gebiete solchen Wanderungen günstiger sind. So läfst sich denn auch als wahrscheinlich annehmen, dafs die Hauptstämme, welche sich in vorhistorischer Zeit an den Abhängen des nördlichen Kaukasus niedergelassen haben, von Norden kamen.

Welchen anthropologischen Typus die kaukasischen Völker im Zeitalter des Steins und der Bronze gehabt, läfst sich nicht genau nachweisen. Schädel aus dem Steinzeitalter wie Cro Magnon hat man hier nicht gefunden oder nicht messen können, die Schädel des Bronzezeitalters zeigen bedeutende Schwankungen. Die Messungen A. A. Iwanowskys, die er an Schädeln aus Gräbern des nördlichen Kaukasus angestellt hat, weisen folgende Zahlen auf:

Zahl der Schädel	Örtlichkeit	Mafs
4 Schädel	von Rutcha	71.2
4 „	„ Kamunt	72.2
3 „	„ Sadalisk	74.0
4 andere Schädel	„ „	80.5

Zahl der Schädel	Örtlichkeit	Mafs
20 „ „	bei Pjätigorsk	75.8
10 Schädel	von Dargows	81.3

Einzelne Exemplare schwankten zwischen 65 und 84. Drei Schädel aus dem Daghestan im Kaukasischen Museum zu Tiflis zeigen 78.8, 81.2 und 84. Dolichocephal oder subdolichocephal sind 50.6 Prozent der 67 von Iwanowsky gemessenen Schädel des nördlichen Kaukasus. Im Daghestan und näher zum Kaspischen Meere hat entschieden der dolichocephale Typus vorgeherrscht. Nach Topinard waren die vorhistorischen Dolichocephalen blond. Trotz Mangels an ausreichendem Material kann man doch mit einiger Gewifsheit den Satz aufstellen, dafs diejenigen Stämme, welche im Bronzezeitalter im westlichen und mittleren Kaukasus einen ziemlich hohen Kulturgrad erreichten, dolichocephal waren, während die näher dem Kaspischen Meere wohnenden Völker, bei denen in der Bronzezeit die Kultur viel niedriger stand, brachycephalen Typus aufweisen.

Die ältesten historischen Denkmäler, betreffend die Völker im nördlichen Kaukasus, welche griechische, römische, grusinische und armenische Schriftsteller hinterlassen haben, gewähren uns lange nicht irgend eine klare Vorstellung von diesen Völkern. Selbst die Angaben des berühmten Strabo sind sehr vage und geben ebensowenig wie die späteren Nachrichten griechischer, römischer, arabischer und anderer Schriftsteller irgend einen Anhaltspunkt üder Herkunft, Typus und Sprache der einzelnen Völker. Ohne genaue historische Daten über den Typus der Völker zu haben, welche den nördlichen Kaukasus bewohnten, beharren wir bei der Ansicht, dafs die späteren Einwanderungen, sogar die zahlreichen Einfälle der Perser, die Völkerfluten eines Tschingis-Chan, Tamerlan und der Araber diesen

Typus nicht wesentlich verändern konnten. Als Beweis dafür mögen einige anthropologische Angaben über den Typus der jetzigen Bevölkerung dienen.

Bei allen Eigentümlichkeiten, welche das Äufsere der alten Bergbewohner im Kaukasus trägt, sind ihnen allen als charakteristische Merkmale eigen mehr als mittelgrofser Wuchs, gerade Stirne und dichter, oft breiter Bart. Schon dieser letztere Umstand beweist, dafs sie weder zum mongolischen, noch zum rein tatarischen Typus zu zählen sind, noch mehr aber weist die Farbe der Augen bei vielen Stämmen auf nordischen Ursprung hin. So finden wir bei den Stämmen am Schwarzen Meer auffallend reine blaue Augen. Ebenso haben die Tscherkessen mehr blaue als dunkle Augen. Im Daghestan giebt es zwar weniger Augen ohne Pigment, dennoch ist ihre Anzahl bedeutend, und zwar hat General R. v. Erckert („Kopfmessungen im Kaukasus") folgendes beobachtet: graue Augen bei den Didoizen 23 Prozent, bei den Tschetschenzen 20 Prozent, bei den Kasikumyken 16 Prozent, bei den Kurinern 4 Prozent, nur bei den Avaren hat sie Erckert nicht gefunden. Blaue Augen sah er bei den Andiern 12 Prozent, bei den Tschetschenzen 10 Prozent, bei den östlichen Bergvölkern 8 Prozent, bei den Kurinern 7 Prozent, bei den Avaren 5 Prozent. Gemischte Augen von mittlerer Farbe fand er am häufigsten bei den Tabasaranern, nämlich 45 Prozent, und bei den Didoizen, Kurinern und Darginern, 30—35 Prozent.

Wenn auch zu wenig Daten vorliegen, um eine Veränderung der Sprache, der Farbe der Augen, der Behaarung unter dem Einflufs hinzugekommener Völker nachzuweisen, so haben doch die Messungen von Schädeln die

Thatsache festgestellt, dafs der Schädel der Bewohner des Kaukasus seit der Bronzezeit breiter geworden ist. So weist der Schädel der Völker, welche im Centralkaukasus und in den westlichen Ausläufern des Gebirges wohnen, der Osseten, der westlichen Bergvölker, der Kabardiner, und eines kleinen Völkchens im Daghestan, der Chinalugen, den Index 80—81 auf, jener der gröfseren Stämme im Daghestan, der Darginer, Tabasaranen, Kuriner, der Bergjuden und der Kumyken 84—85. Wenn man den Mittelindex der Bronzezeit mit 75—76 annimmt, so zeigt sich eine Vergröfserung des jetzigen Schädels um 7, bezw. 15 Proz. Die breitköpfigen Stämme, welche zu den kaukasischen Bergvölkern hinzukamen und, sich auf den nördlichen Abhängen des Gebirges niederlassend, eine Änderung des alten Typus veranlafsten, waren, wie die Geschichte zeigt, sehr mannigfaltig.

Nachdem unbekannte, wohl eher nördliche als südliche Völker das kaukasische Gebirge besetzt hatten, dort ansässig geworden waren und es noch unzugänglicher gemacht hatten, erschienen am Fufse der Berge nacheinander verschiedene neue Völker. Diese Völkerströme konnten der geographischen Lage des Kaukasus gemäfs aus Asien oder Europa kommen. Schon in vorhistorischer Zeit unterschied sich der westliche Strom vom östlichen dadurch, dafs am Schwarzen Meer ebenso wie im westlichen Europa Dolmen existierten während in den Gegenden am Kaspischen Meere, wohin sich der östliche Strom ergofs, solche sich nicht fanden, auch dadurch, dafs in der westlichen Hälfte des nördlichen Kaukasus der Dolichocephaltypus stärker ausgesprochen ist als im Osten. Bis jetzt haben wir keine wissenschaftlich begründeten Daten, um das dunkle Rätsel zu lösen, woher

die ersten Einwohner des Kaukasus, seine westlichen und östlichen Bergvölker gekommen sind; etwas mehr wissen wir von den Völkern der Vorberge.

Zu Anfang der Geschichte und in allen folgenden Perioden erscheinen als Repräsentanten der westlichen europäischen Richtung, im Centralkaukasus und in der westlichen Hälfte der Landenge die Alanen, Ossen, Jassen oder Osseten, als Vertreter des östlichen asiatischen Stroms in den Gegenden am Kaspi die Chasaren, Awaren, Hunnen und Kumyken. Da sie die zwei Hauptstrafsen und die Pässe über das Gebirge, im Centralkaukasus am Terek und am Kaspischen Meere mit offenen Ausgängen nach Norden besetzt hielten, so spielten sie in der Geschichte des Landes eine grofse Rolle.

Die Alanen und Chasaren werden schon in mythischen Zeiten in den armenischen und grusinischen Sagen erwähnt. Seit Alexander dem Grofsen erhalten diese Nachrichten eine gewisse historische Grundlage. Nach den letzten Forschungen W. Müllers sind die Alanen, Ossen, Jassen und Osseten ein und derselbe Stamm. Wir haben auch keinerlei Anhaltspunkt dafür, dafs da, wo die Alanen wohnten, in der Bronzezeit irgend ein anderes, hernach spurlos verschwundenes Volk mit hoher Kultur seinen Wohnsitz hatte. Dieses Alanenvolk, welches steinerne Häuser und Städte hatte, konnte da, wo die Bevölkerung zu zahlreich wurde, diese oder jene Gruppen ausscheiden, welche sich anderwärts ansiedelten, aber der Kern blieb am alten Wohnsitz. Für die europäische Abstammung der Alanen, bezw. Osseten, spricht ausfer der Sprache der Umstand, dafs ungeachtet der Vermischung mit tatarischen, grusinischen und anderen braunäugigen Stämmen wir bei ihnen doch 33—35 Proz. graue und blaue Augen, sowie einige Besonderheiten des Skeletts

finden. Unter anderem ist der obere Gesichtsteil beim Osseten breiter, der Unterkiefer dagegen schmäler, als bei den ural-altaischen Völkern. Infolge der beständigen Vermischung mit den Grusinern im Süden und mit den breitköpfigen ural-altaischen Stämmen im Norden hat sich der frühere dolichocephale Typus in den mesocephalen verändert, aber der allgemein europäische Typus des Osseten in Wuchs, Gesichtsform, Haarfarbe etc. hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und stellt ihn neben den Letten und Norddeutschen. Dagegen ist der ossetische Typus mit dem iranischen weit weniger verwandt.

Das andere Volk, welches in der Geschichte des nördlichen Kaukasus eine grofse Rolle gespielt hat, sind die Chasaren. Unter diesem Namen existierten im Altertum verschiedene Stämme, alle asiatischen Ursprungs. Wir müssen hier einige wenige historische Thatsachen anführen, um den Zusammenhang turko-tatarischer und mongolischer Stämme mit den Chasaren nachzuweisen, von welchen nach Vambery, Klapproth und W. Th. Müller die Kumyken abstammen. Nach grusinischen und armenischen Sagen haben die Chasaren lange vor Christi Geburt im Kaukasus existiert. In den Chroniken finden wir die Nachricht, dafs schon im 7. und 8. Jahrhundert v. Chr. Völker, unter dem Namen Chasaren und Skythen bekannt, die kaukasischen Länder verwüstet haben. Dieselben Chroniken berichten, dafs um die Zeit der Geburt Christi die Alanen die Chasaren besiegt, das Daghestan erobert und einigen Einfluſs auf die Sprache der unterworfenen Völker ausgeübt haben. Nach armenischen Quellen erschienen im Jahre 227 n. Chr. während der Kriege des Chosroes die Hunnen. Nach Marcelin schlugen im 4. Jahrhundert die Hunnen die Alanen aufs Haupt. Im 5. Jahrhundert eroberten die Hunnen oder

Awaren das Daghestan. Nach der Meinung A. W. Komarows kamen die Awaren von Norden und nicht von Süden. Im 5. und 6. Jahrhundert wohnten nach armenischen Quellen in der Nachbarschaft mit den Alanen vier türkische Stämme der Bolgaren. Ende des 6. und 7. Jahrhunderts wurde im östlichen Teil der kaukasischen Landenge das Chasaren-Reich errichtet. Als im Jahre 733 die Araber erschienen, verhielten sich die Chasaren feindlich gegen dieselben und sympathisierten mit den Griechen. 718 wollte der chasarische Kogan die Tochter des grusinischen Zaren heiraten, erhielt aber eine abschlägige Antwort, wofür er sich durch verheerende Einfälle in Grusien zu rächen suchte. Im Jahre 851 drang der arabische Feldherr Buga mit Hülfe eines einheimischen Verräters durch die Pforten von Derbent ein und führte 300 chasarische Familien weg. Vom 8. bis zum 10. Jahrhundert, wahrscheinlich auch schon bedeutend früher, bekannten die Chasaren den jüdischen Glauben, und ihr Reich erstreckte sich weit nach Norden bis zu den Ufern des Asowschen und Schwarzen Meeres und sie berührten sich hier mit den verschiedensten Völkern. Im 12. Jahrhundert wächst der Einfluſs der Araber. Im Jahre 1221 zieht ein Teil der Horden Tschingis-Chans längs des Kaspischen Meeres; auf demselben Wege kehren 1395 einige Abteilungen Timurs zurück. Obgleich infolge topographischer Bedingungen ganze Völker und groſse Massen von Süden nicht in das Land der Chasaren eindringen konnten, gelang es doch einigen begeisterten Anhängern Mohammeds, dieselben zum Islam zu bekehren. Im 14. Jahrhundert gehörte den Herrschern der Kumyken auch ein Teil des östlichen Daghestan. Im 14. und 15. Jahrhundert waren die Fürsten der Kumyken, die sich zuerst „schambala“, später „schamchali“ nannten, sehr mächtig

und machten öfters verheerende Einfälle nach Grusien. Im 16. Jahrhundert kam es zu einem Zusammenstofs der Russen mit den Kumyken. Auf Bitten des grusinischen Zaren gab der russische Zar Feodor Iwanowitsch dem Wojewoden Sasäkin den Befehl, von Astrachan aus gegen die Kumyken zu ziehen. Die Russen besiegten den „schamchal“ und verwundeten ihn. Um dieselbe Zeit zog der Wojewode Chworostinin aus der russischen Stadt Terki (Wladikawkas) gegen die Residenz des „Schamchals“, den Aul Tarki und zerstörte denselben. In den Jahren 1638 und 1643 erhielt der Herrscher der Kumyken, Sultan-Chan, ein Reskript vom russischen Zaren, durch welches er in den russischen Unterthanenverband aufgenommen wurde. Seit dieser Zeit befinden sich die Kumyken in gröfserer oder geringerer Abhängigkeit von Rufsland.

Dieser kurze geschichtliche Überblick zeigt zur Genüge, dafs die Chasaren, die im nördlichen Kaukasus, hauptsächlich in seiner östlichen Hälfte, noch vor Christi Geburt ansässig waren, zwar zeitweise durch die hereinbrechenden Awaren, Hunnen, Bolgaren, Tataren und Mongolen etwas in den Hintergrund zurückgedrängt werden, aber diese fremden Elemente verschwinden bald wieder und das chasarische oder kumykische Volk erhält sich unverändert.

In der dunkeln und verwickelten Geschichte der Chasaren ist ein sehr wichtiges Moment das, dafs sie den jüdischen Glauben bekannt haben. Ebräische Kolonien haben im Kaukasus seit uralter Zeit existiert. Baron Uslar nimmt an, dafs die Juden schon zu Abrahams Zeiten aus Chaldäa in den Kaukasus gekommen seien. Nach der babylonischen Gefangenschaft und der Zerstörung Jerusalems erschienen die Juden in verschiedenen Gegenden Asiens und Transkaukasiens. Im nördlichen Kaukasus konnten jüdische

Kolonien hauptsächlich an den gegen Iran hin offenen Ufern des Kaspischen Meeres sich ansiedeln. G. J. Tscherny und Professor Garkawi halten es für wahrscheinlich, dafs bald nach den Zeiten Nebukadnezars ansehnliche Kolonien aus Persien sich dort angesiedelt haben. Zwar haben die Juden sich niemals durch Proselytenmacherei ausgezeichnet, aber im Buch Esther 8,17 lesen wir, dafs die Juden zur Zeit des Artaxerxes so stark und mächtig waren, dafs viele Völker aus Furcht vor ihnen ihren Glauben annahmen. Die Bibel giebt uns Beispiele, dafs die Ebräer im Besitze der Macht sehr grausam waren und mit fremden Völkern wenig Federlesens machten. Auf Grund dieser Thatsachen und noch mehr in Anbetracht einiger weiter unten angeführten anthropologischen Beobachtungen, die an den Kumyken, den Nachkommen der Chasaren, gemacht worden, glauben wir fast mit Gewifsheit behaupten zu können, dafs die lange vor Christi Geburt am Ufer des Kaspischen Meeres erschienenen ebräischen Kolonien stark durch ihre vorgeschrittene Kultur und die einheitliche Religion den Grund zu dem berühmten Chasaren-Reich gelegt haben. Dabei ist es sehr wahrscheinlich, dafs der damals dort ansässige ural-altaische Stamm entweder aus Furcht vor den Juden oder weil ihn der heidnische Glaube nicht mehr befriedigte, die mosaische Religion annahm. Nachher verschwand unter dem schweren Druck des Islam die ebräische Religion, welche sich nur noch in einigen wenigen Gemeinschaften erhielt. Spuren des Mosaismus bei den Chasaren fanden wir noch in der Krim. Die Krimschen Karaimi, welche mit Entrüstung ihre Verwandtschaft mit den Juden abweisen, nennen sich bis auf den heutigen Tag Nachkommen der Chasaren.

In geschichtlicher Zeit hatten die Chasaren vielfach von den Einfällen verschiedener fremder Völker zu leiden.

Die deutlichsten Spuren am Typus der Kumyken sind von uralaltaischen Völkern nachgeblieben.

Die beständig an einem festen Wohnsitz lebenden Völkerschaften reinigen sich nach Verlauf mehrerer Generationen von zufälligen Beimischungen und der Urtypus derselben stellt sich von selbst wieder her. Bei den Kumyken hat die zahlreiche und zu verschiedenen Zeiten vor sich gehende Vermischung mit fremdem Blut den Grundtypus in keinerlei Weise verändert. Sie haben fast nichts gemeinsames mit dem mongolischen Stamm der Chasaren, welche zwischen Herat und Kabul wohnen, noch mit den im Jahre 1616 in ihrer Nachbarschaft angesiedelten Kalmyken, noch mit den Persern, noch mit den arabischen Semiten. Wo wir ihre nächsten Verwandten zu suchen haben, ist noch nicht festgestellt. Peschel zählt die Kumyken zu dem türkischen Zweige der uralaltaischen Völkergruppe in einer Reihe mit den Osmanen, Jakuten, Türken, Nogaiern, Kirgisen. Uslar sieht in ihnen einen finnisch-tatarischen Stamm desjenigen Zweiges, zu welchem die Wogulen, Madjaren und Bolgaren gehören.

Unter den fremden Elementen, welche sich den Kumyken beigemengt haben, sind aufser den uralaltaischen und den eigentlichen Bergvölkern auch mongolische nicht zu verkennen. Auf ein Verweilen und zeitweilige Herrschaft des mongolischen Stammes der Hunnen weisen aufser noch erhaltenen Typen die Benennungen einiger Ortschaften hin, wie z. B. von Chunsach, das an das Wort Hunnen erinnert, ebenso die interessante Beobachtung von E. G. Weidenbaum, (Verfasser des Wegführers durch den Kaukasus in russischer Sprache), dafs in dem Aul Enderi bis auf den heutigen Tag sich eine kleine Gruppe von Leuten vorfindet, welche sich Guenen nennen. Diese sprechen zwar die Sprache der

Kumyken, aber sie behaupten, dafs erst im 16. Jahrhundert einer der guenischen Fürsten, der Sultan Mut, sich von seinem Vater getrennt und das Kumykenreich gegründet habe. Weidenbaum hat ein guenisches Lied aufgeschrieben, aus welchem hervorgeht, dafs die Guenen vor Zeiten Schweinefleisch gegessen haben, d. h. keine Mohammedaner waren.

Die Sprache der Kumyken steht den türkischen Dialekten der Nogaier, Karatschaier und der Bergtataren sehr nahe. Einen solchen türkischen Dialekt sprechen in der Gegenwart Völkerstämme von ganz verschiedenem anthropologischen Typus, d. i. Stämme von verschiedener Abstammung. Verschiedene Beispiele, z. B. in Südamerika, zeigen, wie rasch eine solche Aneignung einer fremden Sprache sich vollzieht. Aus der Sprache einen Schlufs auf die Abstammung eines Volkes zu ziehen, ist sehr oft nicht möglich. So sprechen türkische Dialekte die langköpfigen adjerbeidschanischen Tataren, die breitköpfigen Karatschaier und die mit Mongolen und anderen Völkern vermischten Kumyken, auch die kasanischen Tataren in Petrowsk finden zwischen ihrer Sprache und derjenigen der Kumyken kaum einen Unterschied, nur ist die Aussprache der letzteren eine weichere, das ana (Mutter) der kasanischen Tataren und das kol (Pferd) lautet bei den Kumyken anai und kuol.

Ansässig in dem an die Berge sich anlehnenden Küstenstrich mit seinen fruchtbaren Ebenen, hatten die Kumyken seit den ältesten Zeiten Handels- und andere Beziehungen mit den Bergvölkern des Daghestans, sowie mit allen an das Kaspische Meer angrenzenden. Infolge ihrer höheren Kultur, ihrem leichteren Accomodationsvermögen, der gemeinsamen Religion und ihrem ausgebreiteten Handel hatten die Kumyken stets einen grofsen Einflufs auf die Lesghier, haben aber bei ihrem lebhaftem Verkehr mit diesem Volk

und durch gegenseitige Ehen viele Bräuche und Lebensanschauungen derselben angenommen. Von anderen Völkern haben vor dem Erscheinen der Russen die Perser grofsen Einflufs auf die Kumyken ausgeübt. Die letzteren kauften von den Persern seidene und baumwollene Gewebe, Südfrüchte und Metalle und verkauften ihnen Schafwolle, Häute, Vieh, Teppiche u. s. w. Besonders wichtige Handelsartikel waren für die Kumyken die in ihrem Lande in grofsen Mengen gefangenen Fische und Salz. Über Persien gelangten ins Daghestan ohne Zweifel auch verschiedene Gegenstände aus dem fernen Indien. Überhaupt ist der Einflufs der schiitischen Perser auf die sunnitischen Kumyken nicht zu verkennen und drückt sich in manchen Gebräuchen aus. Mit den Russen waren dieselben ohne Zweifel seit langer Zeit bekannt. Im Daghestan geht die Sage, dafs verschiedene Gemeinden von den Russen gegründet worden; man findet da und dort Individuen mit echt russischem Typus.

In unmittelbare und beständige Beziehungen zu den Russen traten die Kumyken nach der Eroberung Astrachans unter Johann dem Grausamen, als den russischen Fischern und Händlern das Kaspische Meer eröffnet wurde. In den über ein Jahrhundert dauernden Kriegen der Russen mit den Bergvölkern haben die Kumyken eine zweideutige Rolle gespielt, doch haben sie zeitweise als Vermittler nicht zu verachtenden Nutzen gebracht.

Ein sehr wichtiger Punkt für den Handel und in politischer Beziehung war seit alter Zeit der etwa vier Werst vom Meer liegende Aul Tarki und sein natürlicher Hafen, das jetzige Petrowsk. Hier endigen die letzten Ausläufer des kaukasischen Gebirges. Die Völker, welche aus Asien nach Europa wanderten, traten hier aus der engen Schlucht, und vor ihren Augen breitete sich die endlose nördliche

Ebene aus. Für die Völker, welche aus Europa nach Asien zogen, war Tarki die letzte Etappe vor dem Eintritt in das von Bergreihen durchschnittene Corridor zwischen dem Meere und dem kaukasischen Gebirge. Diejenigen Völker, welche eine gewisse Organisation und einen vorgefaſsten Plan bei ihren Zügen hatten, muſsten Tarki als Operationsbasis benützen und dasselbe befestigen. Dieser Ort war ohne Zweifel auch derjenige, an welchem sich die ersten Häuflein der Kumyken festgesetzt haben.

II.

Durch geschichtliche Dokumente und Überlieferungen kann die ferne Vergangenheit der Kumyken nicht aufgeklärt werden. Weder bei den alten Geschichtschreibern, wie Herodot, Thukydides, Diodor und den späteren, Strabo, Appian, Aelian, noch bei neueren Gelehrten, welchen eine Menge von Gegenständen der alten Kultur zu Gebote standen, finden wir irgend welche Anhaltspunkte. Die Stelle, welche die Kumyken unter andern Völkern einnehmen, ihre Verwandtschaft mit anderen Stämmen und teilweise ihre früheren Schicksale kann nur bis zu einem gewissen Grade die Sprachwissenschaft, die Archäologie und hauptsächlich die Anthropologie aufdecken.

Sitten und Gebräuche, Glauben und Sprache eines Volkes können sich unter verschiedenen Einflüssen verändern, der Schädel, die Farbe der Augen, der Bau der Nase und der Ohren, die Eigentümlichkeiten der Haut und der Behaarung und andere anatomische Eigentümlichkeiten bleiben in jeder Völkergruppe unverändert. Die Grundformen des menschlichen Schädels in der historischen Zeit und in der Gegenwart sind dieselben wie in der vorhistorischen Epoche. Die Farbe der Augen ist bei den Mongolen überall braun,

bei den Norwegern immer hell. Die Nase der Semiten hat heute noch denselben Bau, wie zur Zeit der Pharaonen. Die Beständigkeit der Typen ist so grofs, dafs einer der bedeutendsten Anthropologen der Neuzeit, Kolmann, die kategorische Behauptung aufstellt, dafs im Laufe der unserer Forschung zugänglichen Zeiten niemand einen neuen Menschentypus sich habe bilden sehen; ebenso erhalten sich auch unendlich lang die psychischen Eigenschaften der Grundtypen.

Schwierigkeiten für die Erklärung der Abkunft und Verwandtschaft der Völker stellen nur diejenigen Formen dar, welche sich aus der Mischung von zwei oder mehr Typen gebildet haben. Die Resultate der Mischung müssen sich ausdrücken durch bestimmte anatomische Veränderungen der Haut und der Haare und der äufseren und inneren Organe. Wenn die Gesetze dieser Veränderungen wegen Unzulänglichkeit unseres Wissens bis jetzt nicht genügend bekannt sind, so ist damit die Möglichkeit ihrer Erforschung keineswegs ausgeschlossen.

Feste kompakte Völkerschaften unterliegen selten solchen Mischungen, welche den Grundtypus völlig verwischen könnten. Bei einem gesunden Völkertypus, der eine Zukunft hat, ist der Grundtypus stets ein klarer. Vermischung mit verwandten Typen verändert den Grundtypus keineswegs, sondern kräftigt ihn im Gegenteil. Die durch Vermischung zu stande gekommenen Formen vererben sich in der Regel nicht und kehren mit der Zeit zum Grundtypus zurück. Das Vorwiegen der Mischung verschiedener Typen in irgend einem Volk weist in der Regel auf seine Ausartung hin.

Der Grundtypus der Kumyken ist nach dem vorwiegenden Aufbau des Körpers und der Schädelform der

uralaltaische. Er ist verhältnismäfsig sehr rein. Um den Platz zu bestimmen, welchen die Kumyken in anthropologischer Hinsicht unter den anderen Völkerschaften einnehmen, fehlt es nicht nur an speciellen linguistischen, ethnologischen und anthropologischen Daten, sondern auch an den Messungen, welche die allgemeinen Merkmale eines Typus charakterisieren. Wir wollen hier einige wenige solcher Messungen anführen, welche General Erckert und Dr. Pantjuchow angestellt haben. Ohne die Frage von der Abstammung der Kumyken zu entscheiden, sind sie von einigem Nutzen bei der Feststellung der Beziehungen des Typus derselben zu dem Typus der benachbarten und mit ihnen verwandten Völker.

General Erckert hat überhaupt 24, ganz genau 19 Köpfe gemessen. Dr. Pantjuchow hat die Farbe der Augen und der Haare bei 200 Individuen bestimmt, Kopf und Wuchs bei 20, verschiedene Körperteile bei sechs Individuen gemessen. Wohnungen wurden bei den Kumyken in Tarki und bei Petrowsk 34 besichtigt, bei den im Aul Tarki wohnenden Bergjuden acht.

Der Schädel der Kumyken ist umfangreich und breit, seine mittlere Länge beträgt 186.7—190, die Breite 158.2 bis 159.8 mm; so weist also der Schädelindex nach Pantjuchow 84,5, nach General Erckert 84,6 auf. Die Länge des Gesichts von den Haarwurzeln bis zum Kinn gleicht 185 mm; die gröfste Breite nach Erckerts Messungen 143,4, nach Dr. Pantjuchow — 144,8. Die Stirn ist hoch, meist gerade, selten schräg, manchmal eingedrückt. Die mittlere Länge der Nase beträgt 55 mm, die Breite 33.6—34 mm. Dieselbe ist meist gerade. Die Lippen sind ziemlich dick, der Mund grofs (52—56 mm), das Haupthaar schwarz, schlicht und grob bei 85—90 Prozent, bei den übrigen

weicher und mit helleren Nuancen; der Bart breit und dicht, selten dünn. Die Augen sind bei 86 Prozent hellbraun, selten dunkelbraun, bei zehn Prozent mittelfarben, bei zwei Prozent grau und bei 1,3 blau; schwarze Augen kommen nicht vor. Die Augenbrauen sind breit und bei 25 Prozent über der Nasenwurzel zusammengewachsen; die Ohren grofs, 64—70 und sogar bis zu 74 mm lang; der Fufs breit.

Schon auf Grund dieser wenigen Zahlen kann man einige Schlüsse ziehen. Von den in der Gegenwart in Transkaukasien lebenden Völkerschaften unterscheiden sich die Kumyken ziemlich auffallend. Von den vermutlichen Nachkommen der alten Albaner — den Udinen, Taten und adjerbeidschan'schen Tataren, den Persern und Kurden mit einem Schädelindex von 80—81 sind die Kumyken durch ihren breiten Kopf verschieden; von den Grusiern und Armeniern durch viele Merkmale, unter anderem durch breites Gesicht, durch grofsen Mund und Ohren und hervorstehende Backenknochen. Im Vergleich zu den benachbarten Lesghiern sind beim Kumyken Mund, Nase und Ohren breiter und die Augen selten ohne Pigment. Durch solche und viele andere Merkmale unterscheiden sie sich auch von den westlichen Bergvölkern, den Osseten, Inguschen, Karatschaiern und Kabardinern. Die Frage nach der Abstammung der Kumyken läfst sich auf Grund jener verhältnismäfsig geringen Zahl von Messungen freilich nicht lösen, aber wir können doch feststellen, dafs nach Kopfform, nach der Eigenschaft der Haare und Augen und nach der Breite der Nasen dieselben am meisten sich dem Typus der im Norden und Osten Rufslands wohnenden Völker, den Tataren, Wogulen und Jakuten nähern.

Unter den Merkmalen, welche auf eine Vermischung

der Kumyken mit anderen Völkerschaften hinweisen, wenden wir unser Augenmerk nur den Hauptformen der Nase zu. Unter den breiten, geraden, selten gewölbten Nasen mit einem mittleren Index von 60—62, sind 20 Prozent besser geformt, schmal mit kleinem Höcker und einem Index von 50—55, bei zehn Prozent ist die Nase schmal ohne Vertiefung in der Mitte, mehr oder weniger zum Mund geneigt, wie bei einigen Grusiern und kaukasischen Bergvölkern; 1—2 Prozent haben mongolische Plattnasen; bei 2—3 Prozent sind sie mehr oder weniger aufgestülpt. Semitische Eigentümlichkeiten finden wir bei schmalen und breiten Nasen. Höckernasen wie bei Armeniern und Kurden, sowie grofse und dicke, wie bei Russen und Grusiern, kommen bei den Kumyken nicht vor. — Der mittlere Wuchs der Kumyken beträgt nach den allerdings nicht zahlreichen Messungen 1700 mm; der mittlere horizontale Umfang des Kopfes 558 mm, die mittlere Länge des ganzen Armes vom Acromion 778, des Beins von spina oss. ilei ant. sup. 953. Die verhältnismäfsig beträchtliche Länge des Armes, welche 45,7 Prozent des ganzen Wuchses beträgt, verdient Beachtung, nicht weniger das verhältnismäfsig kurze Bein — 48,2 Prozent des Wuchses. Die Länge der ausgestreckten Hände beträgt von einem Ende zum andern über der Brust gemessen 105,4 Prozent des Wuchses und ist ebenfalls verhältnismäfsig grofs und beträgt mehr als bei den Osseten, Grusiern und Armeniern (102—103 Prozent). Zwei der gemessenen Individuen hatten dichten Haarwuchs auf der Brust.

Von den sechs Gemessenen hatten schon zwei nicht den Grundtypus des Volkes. Der eine mit gelber unbehaarter Haut, mit schiefgeschlitzten Augen und plattgedrückter, kurzer Nase (Index 71,1) gehört fast zum reinen mongo-

lischen Typus, der andere, ein Einheimischer des Auls Tarki, stellt einen aufserordentlich gemischten Typus dar und trägt daher die Zeichen der Abartung an sich. Das letztere Individuum hat kleine Stirn, die einen regelmäfsigen Halbkreis bildet, ungeachtet seiner Jugend (22 Jahre) hat er viele graue Haare; der Ausdruck des Gesichts ist unruhig und mifstrauisch, die Augen können nicht stille stehen, die Zähne sind unregelmäfsig.

Die Frauen der Kumyken genieſsen grofse Freiheit und handeln unter anderem auf den Wochenmärkten in Petrowsk mit allerlei häuslichen Produkten. Sie antworteten gern auf die gestellten Fragen und erlaubten sogar, ihren Kopf und Wuchs zu messen. Nach neun Messungen schwankte ihr Wuchs zwischen 1450—1600 mm. Der Schädel ist gröfser bei den Blonden und kleiner bei den Brünetten. Der gröfste Längendurchmesser bei einer Blonden war 195, bei einer Kumykin von rein jüdischem Typus mit hervorstehenden dicken Lippen — 176. Der Schädelindex weist, wohl zufällig, bei den weiblichen Individuen eine kleinere Zahl auf, als bei den Männern, bei einer Blondine mit blauen Augen 83,2, bei einer anderen mit arabisch-semitischem Typus 81,6. Die Hautfarbe ist heller als bei den Männern und im Gesicht oftmals sehr zart. Pigmentlose blaugraue Augen wurden etwa bei fünf Prozent gefunden; rötliche Nuancen der Haare kommen bei Weibern öfters vor als bei Männern. Bei der Kumykin mit semitischem Typus waren die Haare leicht gewellt und glänzend schwarz. Einige haben die Augenbrauen, seltener das Haupthaar mit einer Farbe (chna) rot gefärbt. Das Haar wird in kleine Zöpfchen geflochten, Mädchen bis zu zwölf Jahren haben deren 8—10, Jungfrauen und ältere Weiber 21—24.

Von Schmuck tragen die Kumykinnen an Werktagen silberne Ringe und Ohrgehänge mit schwarzer Oxydation, oft von bedeutender Gröfse mit herabhängenden silbernen Kettchen, die Ringe werden in der Regel am kleinen, vierten und mittleren Finger der rechten und am vierten Finger der linken Hand getragen.

Der Bau und die Einrichtung der Kumykenhäuser kommt denen der Lesghier nahe, nur wohnen erstere viel reinlicher und komfortabler. Fast alle Wohnungen sind in der zweiten Etage, haben je zwei Fenster und sind innerlich reinlich geweifst. Im Wohnzimmer bemerken wir längs der einen Wand eine Stellage oder einen Vorsprung mit Bettstücken, Kamine oftmals mit Verzierungen und in der Mitte einen kleinen eisernen Ofen. An der Wand hängen mehrere Spiegel (Moskauer Arbeit), auf einer Stellage steht eine Theemaschine und zahlreiches Geschirr. Die verschiedenen Möbel und andere Gegenstände sind kunstreich verfertigt. Da ist der „tepsi", ein niedriges Tischchen zum Essen, manchmal vieleckig mit Schnitzereien, seltener aus Metall, die „tschischtacha", ein kleiner Schrank zum Aufbewahren der Löffel mit mehreren Abteilungen, mit reicher Verzierung; der „meschmail", eine Platte aus Metall, die „tschaltu", ein grofser Löffel; die „sene" oder „serpitsch", eine metallene Paradeschale für den „pilaw", alles gut gearbeitet, was auf einen gewissen Wohlstand hinweist. Die Wiegen sind den grusischen nachgemacht.

Unter den untersuchten Kumykinnen hat Dr. Pantjuchow nur eine Frau mit reinem arabisch-semitischen Typus gefunden; General Erckert [1] war hierin glücklicher; unter 19 Individuen verzeichnet er bei neun reinen ebräischen Typus,

[1] R. v. Erckert „Kopfmessungen kaukasischer Völker", 1881, und „Der Kaukasus und seine Völker", Leipzig, 1887.

den er von dem semitischen unterscheidet und bei einem — den arabischen. Nach seinen Messungen drückt sich der mittlere kumykische Typus im Vergleich mit anderen Völkerschaften in folgenden Zahlen aus:

	Index			
	Kopflänge	Kopfhöhe	Breite des Gesichts	Länge der Nase
Kumyken	84,7	67,9	87,0	61,9
Adjerbeidschanische Tataren	79,4	70,1	87,4	65,0
Kalmyken	80,9	62,0	80,3	75,3
Osseten	81,4	69,3	86,1	62,5
Tscherkessen, Adyge . . .	81,9	68,0	87,0	61,0
Lesghier	85,5	68,3	85,9	63,6
Nogaier	86,2	67,0	82,9	70,0
Bergjuden	86,7	67,9	89,0	62,4

Was die Breite des unteren Gesichtsteils betrifft, welche man durch die Entfernung zwischen den Winkeln des Unterkiefers bemifst, so ist dieselbe bei den Kumyken und den in linguistischer Beziehung ihnen zunächststehenden Völkerschaften ebenfalls sehr ungleich und beträgt bei den adjerbeidschanischen Tataren 107.5, bei den Nogaiern 119.8, bei den Karatschajern 122.6; bei den Kumyken dagegen 115.1 mm. Mit dem Typus der Bergjuden hat der Typus der Kumyken Ähnlichkeit nur, was die Kopfhöhe betrifft, aber namentlich in Eigenheiten des Gesichts, welche sich nicht messen lassen.

Genaue anthropologische Beweise dafür, dafs unter den Kumyken ein sehr bedeutendes Prozent des ebräischen Typus zu finden ist, liegen keineswegs vor, doch haben wir keinen Grund, an den Angaben eines so hervorragenden und gewissenhaften Beobachters, wie General Erckert es ist, auch nur im geringsten zu zweifeln. Wir möchten daher einige Vermutungen aufstellen darüber, wie sich der ebräische Typus mit den Kumyken vermischen konnte.

In der Bronzezeit, als ein bedeutender Teil der ans Kaspische Meer angrenzenden Niederungen noch unter Wasser stand, konnte wohl von einem regelmäfsigen Verkehr zwischen Asien und Europa über das Meer keine Rede sein. Nach den Ausgrabungen Bertins in Ninive, Bayerns in Mzchet u. a. zu schliefsen, wog im Süden von der Kaukasuskette der dolichocephale (iranische) und der brachycephale (chaldäisch-semitische) Typus vor. Auf den unabsehbaren Ebenen Scythiens wohnte damals nach Forschungen von Professor Bogdanow und anderen zuerst ein dolichocephaler, später ein gemischter Typus, welcher nach einigen Anzeichen vom iranischen und chaldäisch-semitischen verschieden war. In der Epoche der Bronze und der darauf folgenden Zeit konnte aus geographischen Gründen irgend eine bedeutende Mischung der Völkerschaften, welche im Norden und Süden des Kaukasus wohnten, nicht vor sich gehen. Besonders unwahrscheinlich ist der Übergang südlicher Stämme nach Norden. Kaufleute, Gefangene, einzelne Gruppen und Abteilungen konnten über das Gebirge kommen, der Übergang ganzer Stämme und Völker aus Asien nach Europa ist nicht nachzuweisen. Aufser den unzugänglichen Bergen war ein anderer Grund noch der, dafs es in Scythien für die südlichen Völker zu kalt war und dafs dort ein armes und kriegerisches Volk lebte.

Viel mehr Verlockungen zum Überschreiten des gewaltigen Gebirgskamms hatten die nordischen Völker. Schon viele Jahrhunderte vor Christus berichten uns verschiedene Geschichtschreiber von den Einfällen der Scythen und Chasaren nach Asien. Wie diese Völker auch geheifsen haben mögen, so konnten sie in Kleinasien und Transkaukasien nicht direkt aus Scythien erscheinen. Die nördlichen Völker mufsten, ehe sie ferne Feldzüge unternahmen, sich zuerst an

einem der Pässe, die über das Gebirge führen, festsetzen. So unterliegt es wohl keinem Zweifel, dafs die Stämme, welche zu Alexander des Grofsen Zeit in Transkaukasien einfielen, schon längere Zeit vorher sich an den über das Gebirge führenden Strafsen angesiedelt hatten. Um aber solche ausgedehnte Feldzüge zu unternehmen, mufsten diese Völker einheitlich organisiert sein. Als solche erscheinen die Völker, welche zuerst unter dem Namen der Chasaren und später der Kumyken bekannt waren. Die späterhin aus Nordasien und Osteuropa auf der kumykischen Ebene anlangenden Völker gehörten meistenteils demselben uralaltaischen anthropologischen Typus an und deswegen hat sich der Grundtypus der Chasaren in seinen Grundzügen nicht verändert. Die hierher verschlagenen mongolischen, iranischen, slavischen u. a. Typen waren wenig zahlreich und verschwanden nach einigen Generationen wieder. Bedeutende Spuren im Typus der Kumyken haben kaukasische Aborigener hinterlassen, sowie die mit vielen der kaukasischen Völker verwandten semitischen Stämme.

Die Kolonien der palästinischen Juden erschienen in Centralasien, am Ufer des Kaspischen Meeres und in Transkaukasien schon vor dem 4. und 5. Jahrhundert v. Chr. Im Anfang der christlichen Zeitrechnung spielten die Juden eine grofse Rolle in Armenien und gelangten im 6. und 7. Jahrhundert zu solchem Ansehen, dafs im grusisch-armenischen Reiche die ebräische Dynastie der Bagratiden ans Ruder kam. Die Chasaren mufsten während ihrer vielfachen Einfälle in Transkaukasien auch mit den Juden bekannt geworden sein; feste Ansiedelungen der Juden im Chasarenland fallen mit der Epoche der Bagratiden zusammen.

Es ist nicht bekannt, wie grofs die Zahl der Ebräer

im Lande der Chasaren war und unter welchen Umständen die ebräische Religion die herrschende bei ihnen wurde, aber nach den Forschungen Neumanns (Die Völker von Südrufsland) und nach Angaben des arabischen Geschichtschreibers Jakut el Gamavi (Erckert, Der Kaukasus S. 311) u. a. hatten die Juden die höchsten Stellen im Reiche inne, wobei übrigens die Christen die gleichen Rechte mit ihnen genossen. Mit Hülfe anderer Völkerschaften Transkaukasiens, besonders der Grusier, Armenier, Chaldäer haben die Chasaren den Mosaismus und das Christentum weit nach Norden verbreitet. Ebenso erstreckte sich der Einfluſs des Kaukasus auch weit nach Westen. Die Kumanen, Kuenen und Polower, welche vom 11. bis 13. Jahrhundert nach Rufsland, Polen, Ungarn und Bulgarien einfielen, welche Koloman und Swjatopolk im Jahre 1100 aufs Haupt schlugen und sich durch religiöse Toleranz auszeichneten, waren hauptsächlich Kaukasier. Unter ihnen befanden sich Chasaren, Jassen, Russen (Tmutrakan) und zu ihnen gesellten sich Juden und Armenier und drangen in Kjew, Polen und Ungarn ein. Daſs die Kumanen keine asiatischen Wilden waren, zeigt die bei ihnen wie bei den Chasaren bestehende Religionsfreiheit und die geachtete Stellung, welche die Frauen bei ihnen einnahmen. Unter anderem standen die ungarischen Könige Stephan II. (1114—1134) und Wladislaw (1284) unter bedeutendem Einfluſs kumanischer Frauen.

Der Umstand, daſs die herrschende Dynastie, die oberen Stände und ein Teil der Chasaren sich zum mosaischen Glauben bekannten, muſste eine Vermischung der Ural-Altaier mit den Juden herbeiführen. Als dann der Islam triumphierte, verlieſsen die Ebräer das Land und zerstreuten

sich nach allen Weltgegenden. Von da an begann die Wiederherstellung und Reinigung des uralaltaischen Typus. Jedenfalls fand eine Vermischung der Ebräer mit den Chasaren im 6. bis 10. Jahrhundert n. Chr. statt, und das Vorhandensein des ebräischen Typus unter den Kumyken ist historisch begründet. Es bleibt nur unerklärt, wie weit dieser semitische Typus unter den jetzigen Kumyken die Folge ihrer Vermischung mit den Ebräern zur Zeit der Blüte des chasarischen Reichs gewesen und wie weit er beruht auf der Vermischung der Kumyken und anderer Aborigener des Kaukasus mit den Arabern und später angesiedelten Ebräern, oder aber mit semitischen Völkerschaften vorhistorischer Epochen.

In psychischer Beziehung haben ungeachtet vielfacher örtlicher Einflüsse die Kumyken einige allgemeine Züge der Bewohner von Scythien beibehalten. Der Gesichtsausdruck ist ruhig, nachdenklich, gutmütig und sanftmütig. Sie reagieren weniger energisch auf äufsere Eindrücke, als die Südländer, beeilen sich niemals, bewegen sich langsam und benehmen sich mit Würde. Sie haben keine durch Temperament und Fanatismus bedingten Neigungen zum abenteuerlichen Leben, sind nicht gleichgültig gegen die Bequemlichkeiten des Lebens, und der Schmutz und die Unordentlichkeit der Lesghier und anderer benachbarter Völkerschaften sind ihnen fremd. Einige Charakterzüge haben sie entschieden von den Ebräern entlehnt; so verstehen sie sich besser als ihre Nachbarn in alle Verhältnisse zu fügen. Ohne besondere Neigung für Ackerbau und Viehzucht zu haben, treiben sie mancherlei Gewerbe und sogar Handel. Sie sind keine Fanatiker und verheiraten, obgleich sie selbst Sunniten sind, ihre Töchter an persische Schiiten.

Ohne sich durch kriegerischen Sinn auszuzeichnen, genossen die Kumyken bei den Lesghiern stets grofses Ansehen und die kumykischen Kogane und Schamchale standen in der Regel an der Spitze der von den östlichen Bergvölkern nach Transkaukasien unternommenen Feldzüge.

IX.

Eine Schülerfahrt von Tiflis nach Baku

Ende März 1892.

Motto: Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
. . . . . .

Über den bildenden Einfluſs der Schülerfahrten hier ausführlich zu reden ist überflüssig. In der pädagogischen Litteratur ist dieses Thema zur Genüge besprochen worden. Nur auf ein Moment, welches nicht das geringste ist, scheint mir zu wenig hingewiesen worden zu sein. Neben der Erweiterung des Horizontes, der Erwerbung von so mancherlei neuen Kenntnissen in Geographie und Geschichte der bereisten Gegenden und des Lebens, der Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, neben der Stählung des Körpers (besonders bei Fuſstouren) und Erfrischung des Geistes liegt ein sehr wichtiges erziehliches Moment in der bei solchen Gelegenheiten sich so ganz von selbst gebenden Annäherung der Lehrer und Schüler. In der freien Gottesnatur, auf Reisen, herrscht ein anderer Ton, als in der engen Schulstube, wo der Schüler in respektvoller Entfernung vom Lehrer auf seiner engen Bank sitzend mit einem gewissen Zug von

Verehrung und Angst hinaufschaut zu dem Katheder, wo der Schulmonarch, respektive Schuldespot in seiner ganzen Strenge thront und als unbeschränkter Richter sein Urteil fällt über die Kenntnisse der Schüler in Gestalt von guten und schlechten Noten, oder aus der reichen Schatzkammer seines Wissens der lernbegierigen Jugend allerlei gute nützliche Gaben spendet. Auf dem Ausflug, welchen der Lehrer mit seinen Schülern unternimmt, ist der offizielle Abstand, der sonst die Lehrenden von den Lernenden trennt, verschwunden, der Lehrer ist jetzt der ältere Freund, der ältere Kamerad geworden, der neben dem Schüler sitzt, mit ihm ifst und trinkt, die Entbehrungen und Mühen, die Freuden und Leiden mit ihm teilt. Wenn eine Reise in der Regel ganz fremde Menschen miteinander nahe bekannt macht, wieviel gröfser mufs die Annäherung zwischen denen sein, welche seit langer Zeit miteinander Umgang gehabt haben. Da schliefst der Schüler dem Lehrer seine Seele auf ohne Falsch und ohne Verstellung, da erkennt er das Gemüt des Lehrers und das Resultat ist ein wärmeres Verhältnis zwischen beiden Teilen, wenn sie nach gemeinschaftlich genossenem Vergnügen wieder zur Arbeit zurückkehren. Auf Grund meiner fast zwanzigjährigen pädagogischen Thätigkeit behaupte ich es fest und ohne Wanken, dafs nur derjenige Lehrer einen erziehlichen Einflufs auf seine Schüler haben und sie mit Erfolg unterrichten kann, welcher mit ihnen auch aufserhalb der Schule verkehrt und sich ihnen auch von seiner rein menschlichen Seite zeigt. Einen solchen Lehrer lieben die Schüler und die Liebe zum Lehrer ist ein mächtiger Sporn zum Lernen, nicht weniger als ein kräftiger Hemmschuh jeglicher Ausgelassenheit und Unart.

In Rufsland hat man längst den Wert der Schülerausflüge erkannt, aber sie bis jetzt viel zu wenig zur Aus-

führung gebracht. Der kaukasische Lehrbezirk ist in dieser Beziehung, wie in so manchem anderen, vorangegangen. Ganz falsch ist die in Rufsland vielfach verbreitete Meinung, dafs der Kaukasus das Land der Kopfabschneider, das Eldorado der Räuber sei und in seiner Kultur weit zurückstehe. Nein, wir bleiben nicht zurück hinter dem übrigen Rufsland, wir marschieren im Gegenteil in manchen Beziehungen voraus. Wir haben auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes so manches angebahnt, was hernach im ganzen Reiche angenommen wurde. So möchten wir auch wünschen, dafs unsere kaukasischen Schülerfahrten allenthalben in dem grofsen Lande nachgeahmt werden, das des Schönen und Interessanten so viel bietet. Die grofsen Entfernungen spielen ja in Rufsland keine Rolle, umsoweniger, als die Tarife neuerdings sehr bedeutend herabgesetzt sind.

Um auch anderen Lust zu machen, will ich hier in möglichster Kürze einen ungemein gelungenen Ausflug nach Baku beschreiben, welchen das erste Gymnasium zu Tiflis unter Leitung seines trefflichen Direktors, wirklichen Staatsrates L. v. Markoff, Ende März v. J. unternommen hat. [1]

[1] Das erste Gymnasium in Tiflis mit einer Schülerzahl von über 700 Schülern und einem Internat für 200 Schüler ist die älteste Lehranstalt in Tiflis (gegründet 1802) und kann in vielen Beziehungen als Musteranstalt dienen. Dasselbe hat unter der mehr als zwanzigjährigen Leitung seines jetzigen Direktors einen ungemeinen Aufschwung genommen. Wir finden hier Einrichtungen und eine Ausstattung, wie sie selten bei ähnlichen Anstalten im Ausland zu treffen sind. Vor allem verdienen Erwähnung die vorzügliche Schülerbibliothek mit grofsem hellen Lesesaal, das physikalische Kabinett und der Zeichensaal, beide sehr reich ausgestattet, der Turnsaal, die grofse offene Halle für Spiele, die Werkstätten für Tischler- und Buchbinderarbeiten, die Badeanstalt mit Schwimmbassin etc. Hier findet der Zögling in seinen Mufsestunden die mannigfaltigste Erholung und Anregung, wie sie das Elternhaus nie bieten kann.

Die lange Strecke von Tiflis nach Baku (514 Werst = 548 km) legt das Dampfroſs, ohne sich besonders zu beeilen, in 16—18 Stunden zurück. Wer mit der Bahn von Batum kommt und sein Auge erfreut hat an den prächtigen Landschaften der Rionniederung und des Kwirila- und Tschcheremelathals, an den gartenreichen und dichtbevölkerten Ebenen der oberen Kura, von bewaldeten Bergen eingerahmt, die bald in weiter Ferne winken, mit blauem Duft bedeckt, bald mit ihren Ausläufern an den Fluſs herantreten, der wird erstaunt sein über die Öde und Einförmigkeit der Gegend, nachdem er aus dem Thalkessel von Tiflis heraufgestiegen ist. Schon vor Tiflis fällt der schroffe Kontrast in die Augen, aber je weiter wir nach Osten fahren, desto einförmiger und öder wird die Steppe, welche jetzt zunächst noch, dank dem regenreichen Frühling, mit spärlichem Gras und den stahlgrauen Büschen der Artemisia bedeckt ist, weiterhin aber fast nur noch Sand und salzhaltigen Lehm aufweist, auf welchem die stacheligen Büsche einer Astragalusart mit rosafarbenen Schmetterlingsblüten, die eirunden, glänzenden Blätter des Kapernstrauches (Capparis spinosa), mit seinen weiſsen Blütenkelchen, einige Halophyten, die Steppengurke (Momordica oder Ekbalion), die Süſsholzstaude (Glycyrhiza glabra) und wenige Exemplare des Kamelkrautes (Alhagi camelorum) den traurigen Eindruck des weiſslichgelben salzhaltigen Erdbodens etwas lindern. Später, wenn die Sonne höher am Firmamente aufsteigt, erstirbt auch dieses spärliche Pflanzenleben fast gänzlich in der Steppe, welche jetzt nur noch belebt ist von giftigen Schlangen, Taranteln und Phalangen, von Mücken und der Wanderheuschrecke. Diese legt in der menschen-

Viel Leben bringen auch in die Anstalt die beiden Schülerorchester (Blas- und Streichinstrumente).

leeren Öde ungestört ihre Milliarden von Eiern und im Frühjahre überschwemmen ihre verheerenden Scharen, verstärkt durch die Legionen der am Unterlauf der Kura und des Araxes liegenden Steppen Schirin-Kum und Mughan, die angebauten Ländereien Transkaukasiens. Zu bedauern ist der Mensch, den Amt und Beruf hier zu wohnen zwingt. Bleigrau liegt im Sommer der Himmel über der trostlosen Landschaft, glühend heifs brennt die Sonne auf den gelben, von tiefen Spalten durchfurchten Lehmboden herab; nirgends entquillt ein Tropfen gesunden Wassers der Erde; wo sich Wasser in Vertiefungen sammelt, ist es übelriechendes und böse Fieber zeugendes Sumpfwasser. Unfreundlich und häfslich wie die Natur sind auch die Bewohner dieser Gegenden, die in ärmlichen Erdhütten hausen, die wilden Tataren mit unheimlichem Gesichtsausdruck, welche oftmals räuberische Anfälle auf die Hütten der Bahnwärter, ja selbst auf die Bahnzüge machen. Etwas erleichtert wird das schwere Leben der bei der Bahn Angestellten durch reichliche Zufuhr von Trinkwaser mittelst der Bahnzüge, sowie durch die in der Nähe aller Stationsgebäude aufgebauten zwei- bis dreistöckigen Pavillons, welche gegen die vom Erdreich zurückgestrahlte Hitze einigermafsen schützen, der frischen Luft freien Zugang gewähren und gegen die lästigen Insekten sichern. Nur auf diesen Türmen kann der Mensch noch seine Ruhe finden, während in den aus weifsem Kalkstein aufgebauten massiven Amtswohnungen auch nachts unerträgliche Schwüle herrscht.

Einige wenige kleine Oasen finden sich auf dieser öden Strecke da, wo der Kurafluſs und die vom fernen Gebirge herkommenden Bäche die Ebenen durchfliefsen, tiefe Flufsbette in den Lehm eingrabend, oder wo des Menschen Hand Bewässerungskanäle angelegt hat (wie z. B. das

Mariensystem in der Steppe Karajas). Diese Kanäle bilden schnurgerade Linien und sind an den zu beiden Seiten angepflanzten Weiden und Pappeln zu erkennen. An solchen Orten bemerken wir Frucht- und Reisfelder, welche reiche Ernte geben und beweisen, dafs der Steppenboden, wenn man ihm nur das gehörige Mafs des belebenden Wassers zuführt, sehr fruchtbar ist. Hier gedeiht auch gutes Obst und feueriger Wein und sogar Wald (Eichen, Silberpappeln, Weiden, Buchen etc.) erfreut das Auge des Reisenden. Aus der Ferne ist derselbe freilich angenehmer anzusehen, als in der Nähe, da er durch ungemein üppige, stachelige Schlinggewächse (Smilax) fast undurchdringlich gemacht wird. An den Rändern des Waldes wächst der zierliche Tamariskenstrauch mit seinen zartgrünen Blättern und rötlichen Blütenbüscheln. Solche Waldkomplexe wimmeln von Wild; das Wildschwein, die Wildkatze, der Hirsch und die Antilope, der Hase und der prächtige Fasan schlagen hier ihr Lager auf; — ein herrliches Gebiet für den Jäger, dem freilich im undurchdringlichen Dickicht oftmals die Beute entgeht, die dann den unzähligen Raubtieren als willkommene Nahrung zufällt.

Die Bahnlinie zieht sich die ganze Zeit in der grofsen, nach Osten allmählich zum Meere abfallenden Einsenkung zwischen dem Grofsen und Kleinen Kaukasus hin und verfolgt die Richtung nach Ostsüdost. Von Tiflis an bleibt die Kura zunächst rechts liegen, bei der siebenten Station gehen wir auf das rechte Ufer über und halten uns bis hinter Elisabethpol auf demselben. Bei Ewlach setzen wir wiederholt über den breiten Strom, um uns dann mehr und mehr von demselben zu entfernen. Die Kette des Grofsen Kaukasus hält sich in beträchtlicher Entfernung von der Bahnlinie und nur bei klarem Wetter tauchen einige der

beschneiten Gipfel, hinter denen sich das Daghestan ausbreitet, auf; der Kleine Kaukasus dagegen tritt mit seinen Vorbergen, besonders bei Akstafa von rechts sehr nahe heran und zieht durch einige grotesk geformte Gipfel unsere Aufmerksamkeit auf sich. Im Thale des Flüfschens gleichen Namens steigt die Poststrafse nach Eriwan zur prächtigen Schlucht von Delischan und zum grofsen, ein Gebiet von 1200 Quadratwerst (= 1366 km²) bedeckenden forellenreichen Alpensee Goktscha (1925 m über dem Meere) auf. In der Nähe von Baku nähern sich der Bahn die letzten niedrigen Ausläufer des Grofsen Kaukasus, einst von den Wellen des Meeres beleckt und zernagt, daneben stehen einige regelmäfsige Kegel, Schlammvulkane, welche zeitweise thätig sind, mit Spuren von Naphtha. Hier ist die Natur trostlos, das Terrain ist wellig und der Treibsand verändert bei jedem starken Winde sein Aussehen; der stachelige Astragalus, kümmerlich sein Leben fristend, häuft den groben Sand an und es bilden sich kleine Hügel von mehreren Fufs Höhe, welche dann beim nächsten Sturm wieder zerstört oder noch vergröfsert werden.

Frühmorgens, an einem Sonntag, langten wir in Baku an, nachdem wir kurz vor der Einfahrt noch einen Wald von Schornsteinen und einer Unmasse von Cisternenwaggons (man zählt ihrer ca. 20000), welche der Füllung harrten, vorbeipassiert waren. Sie liefsen uns ahnen, welch grofsartiges Arbeitsleben hier herrschen mufs. Ein kalter Nord blies uns ins Gesicht, sein eisiger Hauch ging durch Mark und Bein; die mächtigen Eismassen der Wolga, welche jetzt dem Meere zutreiben, hatten ihn abgekühlt; grober Sand des leicht verwitternden Muschelkalks flog uns in die Augen. Aber wir vergafsen bald die Unbilden der Witterung über dem freundlichen Empfang, der unser wartete.

Von seiten des Gouverneurs und unserer Kollegen, von seiten der Vertreter der grofsen Naphthafirmen wurde uns so viel Aufmerksamkeit erwiesen, dafs es uns auch beim eisigen Nord warm ums Herz wurde. Als Hauptquartier wurde uns die Realschule von deren Direktor in liebenswürdigster Weise angewiesen. Wir waren dort sehr gut aufgehoben.

Die Stadt Baku selbst bietet des Interessanten wenig, sie macht wegen des bunten Gemisches der verschiedenartigsten Bauten und besonders wegen des Mangels an Grün keinen besonderen Eindruck, obgleich da und dort mächtige Steinpaläste unser Auge fesseln. Es ist eine Geschäftsstadt, im Entstehen begriffen, wächst aber rasch; es wird viel gebaut; besondere Reinlichkeit kann man ihr nicht nachsagen. Wie alle gröfseren Städte im Oriente, bietet sie eine Menge von Kontrasten. Neben der Pferdebahn und Dampftrambahn begegnen wir vorsündflutlichen Fuhrwerken auf ungemein hohen Rädern, neben elektrischer Beleuchtung und Telephonverbindung noch den allerprimitivsten Vorrichtungen aus uralter Zeit. Von einigem historischen Interesse ist die gut erhaltene, ziemlich ausgedehnte Festung auf einer Anhöhe nahe am Meer. Dort prangt der alte Palast der Chane. In Verbindung mit der Festung steht der sogenannte Jungfrauenturm, Kis-Kala, wohin sich die Tochter eines Khans vor den Nachstellungen ihres Vaters geflüchtet und zuletzt ins Meer geworfen haben soll. Jetzt dient Kis-Kala als Leuchtturm, von wo sich eine hübsche Aussicht bietet auf das Meer, dessen Bucht mit der vorliegenden langgestreckten Insel Nargin der Stadt den einzigen landschaftlichen Reiz verleiht. Nicht weit von der Festung erhebt sich in einem sehr dürftigen Garten das Denkmal des Generals Zizianoff, welcher hier im Jahre 1806 von meuchlerischer Hand den Tod fand, nachdem sich

die Festung scheinbar ergeben hatte. Die über 100000[1] Köpfe betragende Bewölkerung der Stadt Baku besteht hauptsächlich aus Tataren (Taten[2]), Armeniern und Russen, doch stellen auch Ausländer, namentlich Schweden und Deutsche, ein ansehnliches Kontingent. Die allgemeine Physiognomie der Strafse unterscheidet sich wenig von der anderer kaukasischer Städte, allenfalls sieht man öfters als sonst mohammedanische Weiber mit verhülltem Gesicht.

Nach solennem Frühstück beim Gouverneur wurden die Lehrer und älteren Zöglinge im Saale des Rathauses von Specialisten mit den verschiedenen Theorien der Entstehung des Naphthas, mit den Arten seiner Gewinnung und Verarbeitung bekannt gemacht und so einigermafsen vorbereitet auf das, was sie im Laufe der nächsten zwei Tage sehen sollten. Der Montag wurde der Besichtigung von Balachani-Sabuntschi und der ewigen Feuer von Surachani gewidmet, den Dienstag verbrachten wir in der sogenannten „schwarzen Stadt", fuhren abends aufs Meer hinaus, um die aus demselben aufsteigenden Gase anzuzünden.

Balachani und Sabuntschi[3] heifsen die circa 12 Werst[4]

---

[1] Für das Jahr 1885 wurden im Gothaer statistischen Jahrbuch als amtliche Ziffer 45000 angegeben; doch geben neuere Angaben gleich der obigen circa 100000.

[2] Tataren und Taten sind eigentlich streng zu unterscheiden, da jene mongolischer, diese arischer Abstammung sind. Sie werden aber gewöhnlich mit dem gemeinschaftlichen Namen „Tataren" bezeichnet.

[3] Das ganze Naphtaterrain umfafst ein Areal von circa 3500 Dessatin (= circa 40 km²). Dieses Gebiet ist im Halbkreis von einer mäfsig hohen Hügelreihe (Muschelkalk) umschlossen, welche von dem Schlammvulkan bei Balachani aus deutlich zu sehen ist.

[4] Nachstehend die wichtigsten Mafsvergleichungen:

1 Werst	= 1066,78 m
1 Quadratwerst	= 1,138 km²
1 russ. Fufs = 1 engl. Fufs	= 0,3048 m
1 Saschen = 7 Fufs . . .	= 2,1336 m
1 Pud	= 16,38 kg.

nordöstlich von Baku liegenden Orte, wo hauptsächlich die Bohrung auf Naphtha stattfindet. Viele hundert schwarze Pyramiden, leichte Holzbauten von 70—80 Fuſs Höhe starren hier in die Luft empor, neben jeder derselben stehen in kleinen Anbauten die nötigen Maschinen. In diesen Türmen sind die Bohrlöcher, in denselben wird nicht nur gebohrt, sondern auch das Naphtha, wo es nicht selbst der Erde entquillt oder in mächtiger Fontäne emporspringt, in groſsen Eimern von 2—3 Saschen Länge und etwa einem Fuſs Durchmesser zu Tage gefördert (mit jedem Eimer 15 bis 35 Pud, in der Stunde 2400 Pud). Hier wurde uns der ganze Prozeſs des Bohrens gezeigt, angefangen vom Anlegen des obersten Schachtes, dem Einfügen der Röhren, dem Einsetzen und Einsenken des Bohrers. Der Bohrer ist eigentlich nichts anderes als ein an schmiedeeisernen, aneinandergeschraubten Stangen aufgehängtes Gewicht, das bei jedem Auffallen etwas gedreht wird. Das Bohren findet Tag und Nacht statt und der in 24 Stunden durchschnittlich gebohrte Raum beträgt 4—7 Fuſs. Mittelst einer sinnreichen Vorrichtung wird das Bohrloch von Zeit zu Zeit gereinigt und an die schon in der Erde steckende Röhrensäule ein neues Glied von einem Saschen Länge mittelst starker Bolzen angehämmert und durch eine besondere Vorrichtung in die Erde getrieben. So erhält man allmählich eine mächtige Röhrensäule, welche endlich bis zum unterirdischen Bassin reichend, der aufsteigenden Flüssigkeit den Weg zeigt, in ähnlicher Weise, wie Wasserquellen gefaſst werden. Durch eine einfache, sehr sinnreiche Einrichtung wird von der zu Tage geförderten Flüssigkeit Wasser und Schlamm ausgeschieden, so daſs das reine Naphtha nachbleibt, welches in die nahen Reservoires abfliefst. Überhaupt

tragen alle die verschiedenen Vorrichtungen den Charakter genialer Einfachheit und Zweckmäfsigkeit an sich.

Die Anlage eines solchen Bohrloches verschlingt grofses Kapital und es ist ein bedeutendes Risiko damit verbunden. Gar mancher setzt seinen letzten Kopeken daran und macht noch Schulden, um das angefangene Werk zu Ende zu führen. (Die Tiefe der Bohrlöcher beträgt jetzt schon über 100 Saschen.) Und unter 100 Fällen ist die ganze Arbeit in zehn Fällen nutzlos, anstatt des Naphtha kommt Wasser und Schlamm zum Vorschein, während dicht nebenan der Nachbar, dem das Glück hold ist, mit solchen Massen von Naphtha gesegnet wird, dafs die vorbereiteten Bassins nicht ausreichen, selbst wenn sie für Millionen von Pud berechnet sind, die mächtigen Erddämme durchbrochen und alles, was im Wege steht, niedergerissen und verschwemmt wird. Mit ungeheuerem Getöse steigen die unterirdischen Massen, einmal mit der Luft in Verbindnng gelangt, ans Tageslicht empor, Gase, Sand, Steine, Schlamm und Wasser mit Naphtha vermengt; ganze Hügel von Schlamm werden aufgeworfen; oftmals wird bei plötzlichem Ausbruch der Fontäne das centnerschwere Gestänge des Bohrers hoch in die Luft geschleudert, als wäre es ein Strohhalm, „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!" mufs sich da oft der glückliche Besitzer eines solchen Brunnens zurufen. Wir sahen unter anderem eine Fontäne (Nr. 50 der Gebrüder Nobel), welche im Laufe von 17 Monaten 23 — sage dreiundzwanzig — Millionen Pud Naphtha auswarf und sich ein breites Bett im sandigen Boden ausgegraben hat. Was für eine kolossale Masse das ist, wird der Leser am besten verstehen, wenn ich ihm sage, dafs das Naphtha dieses einzigen Brunnens imstande gewesen wäre, einen Kanal

von 100 Werst Länge, 7 Fuſs Tiefe und ebensoviel Breite auszufüllen. Da das Naphtha an der Luft, besonders im Sommer, leicht verdirbt, so ist man bemüht, möglichst viele bedeckte Reservoirs herzustellen. Während unserer Anwesenheit wurde eben an einem riesigen kreisrunden Reservoir aus Stein für 6 Millionen Pud für die Firma Nobel gebaut.

Eine Menge von Firmen haben hier in Sabuntschi-Balachani ihre Bohrtürme. Auffallenderweise fehlen russische Namen darunter fast ganz, und wir finden auch hier bestätigt, was man oft sagen hört, daſs der russische Kapitalist leider viel zu wenig Unternehmungsgeist habe; dagegen sind armenische und tatarische Firmen, namentlich aber ausländische stark vertreten, allen voran das schwedische Haus der Gebrüder Nobel. Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, dienen die Träger dieses Namens aller Welt und namentlich der heranwachsenden Jugend als ein leuchtendes Beispiel dafür, was der strebsame Mensch durch Fleiſs und Energie zu leisten imstande ist, wenn ihm das Glück nur halbwegs wohl will. Dabei darf man ja nicht vergessen, was das lateinische Sprichwort sagt: Fortes fortuna juvat. Welch kolossalen Wert repräsentiert jetzt das Besitztum der Gebrüder Nobel! Aus kleinen Anfängen ist ein kaum übersehbares Unternehmen herangewachsen!

Ebenso wie die Nationalitäten der beati possidentes hier eine sehr bunte Karte bilden, sind auch die Arbeiter aus aller Herren Länder zusammengewürfelt. Jeder, der arbeiten will, findet sein gutes Auskommen. In gröſster Anzahl sind die Tataren vertreten. Sie stammen aus den umliegenden Dörfern, wo sich die Familie mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigt, während der Hausvater und die erwachsenen Söhne bei der Naphthaindustrie gutes Geld

verdienen (15—40 Rubel monatlich). Diese Tataren werden als nüchterne, fleifsige und zuverlässige, auch verständige Arbeiter gerühmt. Alle Arbeiter haben gesundes Aussehen, denn die Ausdünstungen des Naphtha, so widerlich sie für die Nase sein mögen, sind der Gesundheit eher zuträglich als schädlich und besonders Brustkranke sollen in dieser Luft sich auffallend erholen. Die Arbeitgeber tragen übrigens für das Wohlergehen der Arbeiter (circa 5000) und ihrer Familien gewissenhaft Sorge durch mäfsigen Ansatz der Arbeitszeit, durch gesunde Wohnungen, Krankenhäuser und Schulen, während auch für die Beamten saubere Häuschen aufgebaut und durch Klubs für die Geselligkeit gesorgt ist. Sogar Blumengärtchen erblickt man da und dort, wozu freilich die Erde aus Lenkoran[1] und das Wasser zum Begiefsen von der Wolga hergeschafft wird.[2]

Das Terrain in Sabuntschi-Balachani ist sehr uneben, nur eine einzige Strafse führt quer durch den Ort; überall bemerken wir Schlamm, Schmutz und Pfützen, Hügel und Gräben. Man thut gut, alte Kleider anzuziehen, denn wo man geht und steht, beschmutzt man sich. Da die Luft beständig mit entzündlichen Gasen geschwängert ist, so sind überall Aufschriften angebracht: „Rauchen verboten!“ Mit Feuer mufs hier überhaupt sehr vorsichtig umgegangen werden und die Beleuchtung ist überall die elektrische.

Unsere etwa fünfstündige Besichtigung der Wunder von Sabuntschi-Balachani endigte mit der Besteigung eines kleinen Schlammvulkanes, von wo sich ein allgemeiner

---

[1] Lenkoran ist eine Stadt, 200 km südlich von Baku an der Küste.

[2] Baku hat sehr schlechtes Trinkwasser; es ist sehr salzhaltig Gegenwärtig liegen Projekte vor, der Stadt von dem 100 Werst entfernten Kurafluſs Wasser zuzuführen.

Überblick über das von dämonischen Kräften durchwaltete Gebiet eröffnet. Gegen 3 Uhr fanden sich die einzelnen Partien der jungen Reisenden mit ihren Lehrern und Führern im Klub zusammen, wo ihnen von der Firma Nobel ein solennes Mahl gespendet wurde. Belebt wurde dasselbe durch verschiedene Toaste und die Klänge unserer Blechmusik. Aber noch neue Wunder sollten wir an diesem Tage sehen. Ein Extrazug brachte uns nach dem Mittag nach Surachani, dem Orte der ewigen Feuer. Schon war die Dämmerung eingetreten und um so effektvoller flackerten dieselben, vom starken Winde die abenteuerlichsten Formen annehmend. In Surachani kann man der Erde an jeglicher Stelle, wo man einen Stock einsteckt, Gase entlocken, welche am angebrannten Zündholz entflammen und fortbrennen. „Wohlthätig ist des Feuers Macht" an diesem Ort; es dient zum Heizen, Kochen und zur Beleuchtung, hilft dem Schmiede und brennt ungeheuere Mengen von Kalk.

Aber viel interessanter als diese prosaische Ausnützung des von der Natur in so freigiebiger Weise dargebotenen Elements ist für uns die Verehrung des ewigen Feuers und Lichts, wie sie hier einst stattgehabt. Noch steht gar wohl erhalten das Heiligtum der Gebern (ateschta). Durch ein Thor, über welchem aus zwei Schornsteinen weithin sichtbar wie mächtige Fackeln das ewige Feuer emporschlägt, gelangen wir in einen ziemlich geräumigen, ein unregelmäfsiges Viereck bildenden Hof, dessen Seiten grofse Zellen bilden. Über dem Eingang zu den einzelnen Zellen stehen deutlich erhaltene Sanskritinschriften (Devanagari?), an einer Stelle auch eine persische Inschrift. Interessant wäre es, dieselben zu entziffern. Inmitten des Hofes steht der eigentliche Tempel, wie alle übrigen Gebäulichkeiten

aus Kalk aufgebaut und geweifst. Das ist eine Art Turm mit quadratischer Basis von vier grofsen Portalen getragen. Einige hohe Stufen führen hinauf. Im Fufsboden befindet sich eine Öffnung, wo das heilige Feuer einst brannte, das jetzt ausgelöscht ist. Oben in der Decke ist ein Balken angebracht, von welchem ein Strick herabgelassen wurde, um die zu verbrennenden Leichen, welche hierher gebracht wurden, zu halten. Zwar sind die Priester, welche einst des Heiligtums warteten, ausgestorben, aber noch ist Surachani ein hochheiliger Wallfahrtsort für die Parsen [1], welche noch oft vom fernen Bombay hergepilgert kommen. Diese Anbetung des Feuers und Lichtes hat etwas ungemein Sympathisches [2] und wir sind ja alle bis zu einem gewissen Grade auch Feuer- und Lichtanbeter, nur in etwas mehr vergeistigter Form . . . . .

Am späten Abend kehren wir mit reichen Schätzen neuer Kenntnisse und mächtiger anregender Eindrücke per Bahn nach Baku zurück.

Dienstags früh gings mit Extrazug der Dampftrambahn, welchen uns wieder die Firma Nobel in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt, in die „schwarze Stadt", so genannt von dem schwarzen Rauche, welcher Hunderten von Schloten entquellend, sich über dem Orte lagert, und in seinen schweren Teilen sich zur Erde setzt. Tausende von Maschinen arbeiten hier auf des Menschen Geheifs, der sie durch den leisesten Ruck der Hand stille stehen macht

---

[1] Man zählt ihrer noch über 100000 Köpfe. Es sind das bekanntlich Perser, welche der Lehre des Zoroaster treu bleibend, im Jahre 641 aus Persien ins nördliche Indien ausgewandert sind, als der Islam ihre Religion zu vernichten drohte.

[2] In historischer Zeit noch waren die Bewohner von Grusien und Armenien Feueranbeter. Spuren solcher Heiligtümer finden wir an verschiedenen Orten des Kaukasus, z. B. bei Mzôhet, in Ani, Schemacha etc.

und in Bewegung setzt. Es wird uns unheimlich zu Mut in diesem Höllenlärm, wo alles um die Wette keucht und zischt, stampft und pocht, dampft und raucht, hämmert und klopft. Gegen 15000 Pferdekräfte sind hier in Thätigkeit. Das Naphtha, das wir gestern in rohem Zustande als schwarze Flüssigkeit mit grünlichem Schaum haben aus der Erde hervorkommen sehen, mufs noch einer ganzen Reihe von komplizierten Prozessen unterworfen werden, ehe es verarbeitet zu Benzin, Gasolin, Kerosin[1], Maschinenöl, Massuth etc. auf den Markt gebracht werden kann. Mittelst starken Druckes wird das Naphtha in einer Unzahl von eisernen Röhren verschiedenen Kalibers von Sabuntschi-Balachani in die „schwarze Stadt" geleitet. Wiederholte Erwärmung bis auf hohe Temperatur (über 300°) im geschlossenen Raume, Vermischung mit Wasserdämpfen, Abkühlung mittelst ungeheuerer Mengen Meerwassers, welches hergepumpt wird und verschiedene chemische, künstlich hervorgerufene Prozesse stellen die wertvollen Produkte her, welche in der ganzen Welt in den Handel kommen. Die verschiedenen Gebäude der Gebrüder Nobel, welche diesen Zwecken dienen, bilden eine ansehnliche Fabrikstadt, welche in all ihren einzelnen interessanten Details zu besichtigen kaum eine Woche, geschweige denn ein halber Tag ausreichen würde. In diesem Chaos von Dampfmaschinen und Kesseln, Luft- und Wasserpumpen, Rädern und Transmissionen wird uns drehend und schwindlig vor den Augen, zugleich aber bekommen wir Respekt vor dem menschlichen Geist, welcher alle die verschiedenen praktischen Vorrichtungen ausgedacht und hergestellt hat. Die Firma Nobel produziert hier täglich allein 50000 Pud Kerosin,

[1] Aus drei Pud Naphtha gewinnt man neben anderen Stoffen im Durchschnitt ein Pud Kerosin.

d. h. sie könnte jeden Tag drei Züge zu je 30 Cisternenwaggons, von welchen jeder circa 600 Pud faſst, abfertigen. Hier in der schwarzen Stadt sind auch die Vorrichtungen, um die Cisternen oder groſsen Behälter der Schiffe zu füllen (Nobel hat 20 Schiffe auf dem kaspischen Meer und 12 Schiffe, welche die Wolga befahren). Die Cisternen befördern das Kerosin nach Batum, die Schiffe nach Persien, Rufsland und Transkaspien.

Auch an diesem Tage lieſsen es sich die Vertreter der groſsen Firma Nobel nicht nehmen, uns im Klubgebäude reichlich zu bewirten. Nach dem Mittagessen wurden wir zu einer in voller Flaggenparade prangenden Dampfbarkasse geleitet. Unter den fröhlichen Klängen unserer Gymnasiastenmusik trug uns das Schiff an Baku und dem Vorgebirge Bailow vorüber in die Nähe von Bibi-Eibat, wo ebenfalls wohl über ein Dutzend schwarzer Bohrtürme in die Luft ragt. Das kleine Dorf in der Nähe ist ein berühmter Wallfahrtsort für die Schiiten, da dort die sterblichen Überreste der Schwester Mohammeds begraben sein sollen. An einer Stelle, etwa eine Werst vom Ufer, machen wir Halt. Eine auffallend wunderbare Erscheinung fesselt unsere Aufmerksamkeit. Das Meer sprudelt hier wie kochendes Wasser; aus dem tiefen Meeresgrund steigen Gase auf. Wir zünden dieselben an, das Meer scheint zu brennen, die Flammen züngeln hoch an unserem Schiff empor. Aber nur kurze Zeit dürfen wir uns an dem wunderbaren Anblick weiden. Drüben, in Bibi-Eibat hat eine Naphthafontäne zu schlagen begonnen; man befürchtet, dafs das Feuer durch den Wind an das Land getrieben werden könnte. Daher ruft man uns zu, die Flammen wieder zu löschen. Mit Wasser ist da nichts gethan; erst, als die Barkasse zweimal über die Feuer hinweggefahren, gelang es mit dem starken Schlag

der grofsen Flügel der Schiffsschraube dieselben zu löschen. Dann kehrten wir nach Baku zurück, von wo uns der Bahnzug um Mitternacht nach Tiflis entführte.

Voll Dankbarkeit gegen unsere freundlichen Wirte und mit mächtigen Eindrücken, welche unseren Zöglingen und uns Alten für das ganze Leben bleiben werden, verliefsen wir Baku. Ein Umstand störte einigermafsen unsere angenehmen Erinnerungen, die Krisis, von welcher gegenwärtig das grofsartige Gewerbe der Naphthaproduktion heimgesucht ist und welche so manche Firma zur Liquidation und zum Bankerott führt. Die Hauptursachen sind die hohen Tarife der Eisenbahn nach Batum (circa 20 Kopeken pro Pud) und die Überproduktion der letzten Jahre, welche schon weit über das zweite Hundert von Millionen Pud geht. Möchten doch der grofsartigen Industrie, mit welcher sich die amerikanische in keiner Weise messen kann, bald bessere Zeiten erblühen!

X.

Die Sekte der Duchoboren in Transkaukasien[1].

Fast überall, wo wir in Transkaukasien bei unseren Wanderungen auf russische Dörfer stoſsen, können wir sicher sein, in den Bewohnern Sektierer, wie Molakaner, Duchoboren u. s. w. vorzufinden[2]. Dieselben sind von der russischen Regierung in der Mitte der vierziger Jahre entweder in den Kaukasus verschickt worden, oder haben sich aus freiem Antriebe daselbst angesiedelt. Wir haben solche Sektiererkolonien in den Gouvernements Tiflis, Eriwan, Elisabethpol und Baku. Bemerkenswert ist, daſs alle diese Dissidenten, obwohl ihnen meist unfruchtbare und in klimatischer Hinsicht ganz und gar ungünstige Ländereien angewiesen worden, dennoch dank ihrer Energie sich materiell sehr gut gestellt und sich ziemlich vermehrt haben.

Die Duchoboren, mit welchen sich dieser Artikel beschäftigen soll, wohnen gröſstenteils im kleinen Kaukasus

[1] Nach russischen Quellen mitgeteilt. Irrtümlich schreibt man in Deutschland oft „Duchoborzen".

[2] Seltener sind die Ansiedelungen ehemaliger Soldaten in der Nähe der Standquartiere russischer Regimenter.

im Kreise von Achalkalaki auf einem 5—6000′ hohen grofsen Plateau, dessen Einförmigkeit durch eine Menge grofser und kleiner Seen belebt ist. Wir nennen von den ersteren den Toparawan, Tabizchuri und Chontschali[1]. Alle diese Seen haben Süfswasser und sind reich an verschiedenen edlen Fischarten. Das Klima ist ein so rauhes, dafs an vielen Stellen Roggen und Weizen nicht zur Reife gelangen. Dagegen giebt es dort herrliche Weiden für das Vieh, weshalb sich die Ansiedler hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigen. Auch mit dem Fuhrwesen verdienen die Duchoboren viel Geld.

Seit einigen Jahren ist nun unter diesen Häretikern eine grofse Gärung zu bemerken, welche viel von sich sprechen macht. Der Tod der „duchoborischen Göttin“ im Jahre 1887 war die Veranlassung dazu, dafs die Sekte sich in zwei Parteien teilte, die einen grimmigen Kampf miteinander führen. Zugleich stiegen aber auch bei vielen Anhängern der Sekte Zweifel über die Richtigkeit der duchoborischen Lehre auf.

Hier müssen wir aber um viele Jahre zurückgreifen und von der Entstehung und Entwicklung der Sekte sprechen. Die Häresis entstand in Rufsland zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Jekaterinoslaw und Tambow, sowie einigen anderen Orten. Um diese Zeit lebte in einem Dorfe im Gouvernement Charkow ein früherer preufsischer Unteroffizier, dessen Name sich nicht erhalten hat. Durch solide Lebensweise und Arbeitsamkeit verstand er es, sich die Achtung der Bewohner des Dorfes zu verschaffen. Er

[1] Der Toparawan, verketzert aus dem grusinischen „Tba-Parawani“ (Bedeutung der Worte unklar), liegt 6500′ hoch und hat eine Oberfläche von 32 Quadratwerst; der Tabizchuri (grusinisch: „Tbis-kuri“) nimmt 15 Quadratwerst ein.

bildete einen intimen Kreis von Bauern und unterrichtete sie in seiner Lehre, welche den Dogmen der Calvinisten, Anabaptisten und Quäker entlehnt und dem Verständnis der Bauern angepafst war. Der Hauptgrundsatz seiner Doktrin war der, dafs in der Seele jedes Menschen Gott selbst seinen Wohnsitz aufgeschlagen und die innere Welt des Menschen regiere. Der Nachfolger des Stifters der Sekte, ein gebildeter Russe, Namens Kolesnikow, breitete die Lehre mit Erfolg weiter aus und gewann eine Menge Proselyten im eigenen und in den benachbarten Dörfern. Die Grundsätze seiner Lehre brachte er seinen Anhängern in der Form von selbstverfertigten Versen bei. Weiter als diese Verkündiger der neuen Lehre ging aber ein gewisser Poborichin. Er wollte nicht mehr einfacher Prediger der neuen Lehre sein, sondern als ihr Stifter und Haupt geehrt werden. Er lehrte: Gott, der Vater, ist das Gedächtnis, Gott, der Sohn — die Vernunft, und Gott, der heilige Geist — der Wille; Gott wollte sich im Gedächtnis, in der Vernnnft und im Willen den gefallenen Seelen offenbaren und erschien auf Erden in Gestalt Christi, eines sündlosen Menschen, und seit der Zeit pflanzt sich die göttliche Kraft Christi von einem Erwählten auf den anderen fort. Dabei behauptete Poborichin, dafs er selbst die Kraft Christi in sich fühle, d. h. dafs er selbst Christus sei. Er umgab sich mit zwölf Aposteln, welche die neue Lehre verbreiten sollten, mit zwölf Erzengeln, die seine Befehle ausführen, und zwölf Todesengeln, welche die Abtrünnigen und Ungehorsamen bestrafen mufsten. Durchdrungen von der Überzeugung, dafs Mangel an jeglicher Bildung am meisten die Leichtgläubigkeit fördert, behauptete Poborichin, dafs die Rettung der Seelen nicht nach Büchern, sondern durch die Kraft des Geistes vor sich gehe, dafs man sich nicht an die Bibel,

sondern an das Gedächtnis zu halten habe; daher ward das Erlernen von Schreiben und Lesen verpönt. Die Lehre selbst wurde mündlich vorgetragen, und die Anhänger mufsten sie auswendig lernen.

Was aber der eigentliche Kern der Lehre ist, für welche so viele rechtgläubige Christen gewonnen worden sind, ist schwer zu ergründen, wenigstens haben die jetzigen Duchoboren keine klare Vorstellung von ihrem inneren Gehalt. Die Lehre, voll von unverständlichem Mysticismus, wurde von Geschlecht zu Geschlecht durchs Gedächtnis überliefert und hat sich infolgedessen in den Details so verändert und verdunkelt, dafs man einen vernünftigen Gedanken in derselben nicht finden kann. Man kann sogar sagen, dafs die gegenwärtigen Duchoboren eigentlich keine Religion haben, nicht als ob sie bewufste Atheisten wären, sondern darum, weil sie selbst nicht wissen, was sie glauben, niemals beten und keinerlei religiöse Handlungen vollziehen. Die Sakramente sind nach ihrer Meinung rein äufserliche Handlungen, welche die Menschen sich ausgedacht haben, Gebet und Gottesdienst in der Kirche bringen der Seele keinen Nutzen und sind darum überflüssig, die heilige Schrift ist unnütz. Gott ist ihnen ein Geist, welcher Menschengestalt angenommen hat und beständig unter den Menschen weilt, d. h. ausschliefslich unter den Duchoboren. „Wir haben unsere Lehre von unseren Vätern", sagen sie, „und diese haben sie von der unsichtbaren Kirche erhalten; wir glauben nicht an die Lehren der Schrift und der Konzilien, haben keinerlei Dogmen, noch Sakramente u. s. w., glauben nur an den einigen Gott; die Apostel, die wahren Schüler Christi, anerkennen wir als brave und rechtschaffene Menschen; wir bereuen ein für allemal unsere Sünden und treten in die Gemeinschaft des Leibes Christi, um von ihm Kraft, Segen

und innere Erleuchtung zu erlangen. Die Ehe wird nach freiem Gesetze und auf Grund der Liebe, aber ohne jede kirchliche Handlung geschlossen; die Verstorbenen werden an beliebigen Orten begraben, ebenfalls ohne Gebet und Einsegnung, jedoch kann die Gemeinde nachher die Psalmen Davids singen, soviel sie will." — „Unsere Lehre", behaupten die Duchoboren weiter, „führt ihren Anfang zurück auf drei Märtyrer aus der Zeit Nebukadnezars, hat also lange Zeit vor der Erscheinung Christi existiert".

Auf Poborichin folgte der frühere Korporal der Garde, S. Kapustin; er wird als der eigentliche Organisator der Sekte verehrt. Er vereinigte alle Sektierer zu einer Gemeinde und gab ihnen zuerst den Namen „Duchoboren". Es war ein kluger und beredter Mann. Er lehrte: „Als Gott zum erstenmal Mensch wurde, wählte er sich dazu den Leib des reinsten und besten Menschen auf Erden, den Leib Christi, in welchem die reinste Seele wohnte. Seitdem sich Gott in Christo geoffenbart hat, bleibt er beständig im Menschengeschlechte, wobei die göttliche Seele Christi in einer auserwählten Familie von einem Menschen in den anderen übergeht. Wenn die Seele auch in den Körper eines unvollkommenen Menschen übersiedelt, so behält sie doch das Bewufstsein ihres göttlichen Ursprungs, und der Mensch, in dessen Leib Christi Seele wohnt, fühlt solches gar deutlich. Die Erwählten sind die Duchoboren, und in einem derselben wohnt stets die Seele Christi". Dafs dieselbe sich in dem Körper Kapustins und aller seiner Nachfolger niedergelassen, dafs also dieselben alle wirklich Söhne Gottes, echte Christusse waren, das, sagen die Duchoboren, ist so wahr, als das Himmelsgewölbe sich über uns ausspannt und die Erde unter unseren Füfsen liegt. Und Kapustin selbst sprach: „Ich bin in Wahrheit Euer Christus,

Euer Gott, fallet nieder vor mir und betet mich an!“ Und alle beugten die Knie vor ihm und beteten ihn an.

Die Verfolgungen, denen die Häresis bald ausgesetzt wurde, trugen nur dazu bei, den Fanatismus zu steigern; die strengen Mafsregeln, welche bis zum Jahre 1801 gegen sie ergriffen wurden, vermehrten nur die Zahl der Anhänger. Unter der Regierung Alexanders I. hörten die Verfolgungen auf; die wegen Ketzerei Verschickten durften zu den Ihrigen zurückkehren, und die im Gefängnis Schmachtenden wurden freigelassen. Den Behörden und der Geistlichkeit ward eine wohlwollende Behandlung der Sektierer empfohlen. „Denn einem christlichen Staat geziemt es nicht,“ lautet eine Stelle im diesbezüglichen Ukas des Kaisers, „die Verirrten durch Strenge, Mifshandlungen und Verbannung in den Schofs der Kirche zurückzubringen“.

Allein diese humane Behandlung machte die Duchoboren übermütig, sie warben offen für ihre Sekte und gehorchten den Befehlen der Obrigkeit nicht mehr. So begannen die Verfolgungen der Obrigkeit, der Geistlichkeit und des Volkes aufs neue. Die Duchoboren ihrerseits aber klagten bei dem Kaiser gegen ihre Bedränger. Als Antwort wurde der Sekte die Erlaubnis gegeben, im Gouvernement Tauris im Kreise Melitopol an dem Flusse Molotschna eine besondere Niederlassung zu gründen. Dort mehrte sich ihre Zahl zusehends durch flüchtige Leibeigene, Deserteure und allerlei Verbrecher, welche sich der Hand der Gerechtigkeit durch Flucht entzogen. Ein Dorf nach dem anderen wurde gegründet, und alle diese Dörfer erreichten dank der fest organisierten gegenseitigen Hülfe grofsen Wohlstand. Unter den ersten Ansiedlern war auch der Christus der Sekte, Kapustin, sein Sohn Wassilj und sein Enkel Illarion, welche beide nach dem Grofsvater von

mütterlicher Seite Kalmykoff genannt wurden. Kapustin wufste am neuen Orte nicht nur seine Würde zu behaupten, sondern er verstand es sogar, sie in seiner Familie erblich zu machen. Die erste Ansiedelung erhielt den Namen „Geduld" (Terpenje). Hier schaltete Kapustin als unumschränkter Herr über Leben und Gut der Duchoboren, umgeben von seinen Aposteln, Erzengeln und Todesengeln; hier wurde zuerst die feste Organisation der Sekte geschaffen, welche ihr später zum öfteren half, in kritischen Momenten sich zu erhalten. Hier wurde zuerst ein Waisenhaus unter dem Namen „Zion" gegründet. Dieses Zion war nun der Mittelpunkt der Sekte, wie die Stiftshütte der Juden oder die Kaaba der Mohammedaner. In demselben versammelten sich die Duchoboren zum allgemeinen Gebete und zur Anbetung ihres Christus; ebendaselbst fanden hülflose Greise und Krüppel ein gutes Unterkommen und anständige Verpflegung; von hier aus gingen die Befehle Kapustins, welche bei seinen Anhängern als Gesetz galten. Hier wurde zuerst die Verordnung bekannt gegeben, dafs die formale Ehe durch freie Liebe ersetzt werden solle, und dafs die Ehescheidung durch Bezahlung einer bestimmten Summe Geld des einen Teiles an den anderen erfolgen könne, — eine Verordnung, welche der Sekte eine Menge neuer Anhänger zuführte. In demselben Hause wohnten auch sechs auserwählte Jungfrauen, denen die Pflicht oblag, die entstellten Psalmen Davids und die Gebetlieder der Sekte auswendig zu lernen und der Nachkommenschaft zu überliefern. Diese Jungfrauen waren natürlich keine keuschen Vestalinnen, welche das reine Feuer der duchoborischen Lehre erhalten sollten; sie dienten nur zur Unterhaltung und Befriedigung der tierischen Instinkte für Kapustin und seine Anhänger, die Apostel und Erzengel.

Nach Kapustins Tode wurde sein Sohn Kalmykoff der Christus der Sekte. Er war ein Trunkenbold und liederlicher Mensch und liefs seine Apostel und Engel schalten und walten. Er selbst umgab sich mit Mädchen, verdrängte die Greise, Krüppel und Waisen aus dem Hause und führte ein sittenloses Leben. Körperlich und moralisch aufs äufserste verkommen, starb er bald. An seine Stelle trat sein Sohn Illarion. Da er das 30. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, also noch nicht vollberechtigter Christus sein konnte, so gaben ihm die Apostel und Engel sechs hübsche Mädchen zur Fortpflanzung des Geschlechtes der Kalmykoff, in welchem die Seele Christi sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzte, regierten für den noch Minderjährigen die Duchoboren und schalteten ungeniert mit dem gemeinschaftlichen Gut, welches sie auch bald unter sich verteilten. Diese kleine Gesellschaft wufste die Menge durch Gewaltthätigkeit und Schrecken zu beherrschen. Sie plünderte und raubte und beging allerlei Verbrechen; von Gleichberechtigung, von Brüderlichkeit und Gemeinsamkeit der Interressen war keine Rede mehr. Besonders hatten von dieser Räuberbande die Reichen zu leiden. Die Unzufriedenheit mit diesen Zuständen wuchs von Tag zu Tag. Die Duchoboren warfen ihren Aposteln offen Habgier vor, weigerten sich endlich, ihrem Christus zu gehorchen und zum Unterhalte des Gemeindehauses Beiträge zu zahlen. Der ganzen Sekte drohte völliger Verfall, man fürchtete das Eindringen der orthodoxen Kirche. Um die Duchoboren zu zügeln und dem Abfall von der Sekte vorzubeugen, arbeiteten die Apostel unter dem Vorsitze des ergrimmten Kalmykoff sehr strenge Vorschriften gegen die Ungehorsamen aus. Auch wurde ein geheimes Gericht unter dem Namen „Hölle und Paradies“ eingesetzt.

Die Zahl der Todesengel wurde vermehrt und ein ganzes Heer von Spionen geschaffen. Wer auf bloſsen Verdacht oder auf Denunciation hin in die Hände der Todesengel geriet, sah das Tageslicht nicht mehr. So verschwanden in kurzer Zeit über 400 Personen, deren Hab und Gut zu Gunsten der Gemeinschaft oder, besser gesagt, zu Gunsten Kalmykoffs und seiner Kreaturen eingezogen wurde. Dieser Terrorismus versetzte die Duchoboren in panischen Schrecken, und sie fingen wieder an, sich dem heiligen Willen Kalmykoffs unterzuordnen, seine Füſse zu küssen und seine Umgebung zu verehren; ihr Vermögen und ihre Töchter standen wieder zur völligen Verfügung des Christus und des Gemeindehauses.

Nun verbreitete sich aber die Kunde von dem heimlichen Gerichte, von dessen unzähligen Opfern, von den Gewaltthätigkeiten und Schandthaten der Apostel immer mehr und mehr. Zu gleicher Zeit wurden am Ufer der Molotschna zum öfteren verstümmelte Leichen angeschwemmt; wo der Wind den Sand aufwühlte, fand man zahlreiche Leichen Erschlagener und sogar Lebendigbegrabener. Infolge dessen ordnete die Regierung im Jahre 1835 eine Untersuchung an. Nach vierjähriger Arbeit deckte die Kommission die greulichsten Verbrechen und himmelschreiende Schandthaten auf. Verdächtige und widerspenstige Personen waren von den Todesengeln zu Hunderten mit den schrecklichsten Foltern zum Tode gebracht, erwürgt, ersäuft, erschlagen worden. Der berühmte Torquemada erscheint als ein Kind gegenüber jenen Aposteln und Todesengeln, welche in Erfindung von Qualen und Folterwerkzeugen für ihre Opfer die höchste Genialität entfalteten. Natürlich wurden die Veranstalter jener Blutgerichte nun selbst gerichtet. Das Hauptresultat aber jener Untersuchung

war, dafs die ganze Sekte von der Molotschna nach Transkaukasien übergesiedelt wurde. Die Übersiedelung dauerte von 1841—1844. In den Kreisen von Achalkalaki und Elisabethpol wurden neun grofse Dörfer gegründet. Mit den Einwanderern kam auch der Christus Illarion Kalmykoff in den Kaukasus. In den Jahren 1879 und 1880 wurden noch einige Ansiedelungen im Gebiete von Kars angelegt, so dafs gegenwärtig 18 duchoborische Dörfer mit 11 000 Seelen beiderlei Geschlechts gezählt werden (im Kreise von Achalkalaki 6700, im Kreise von Elisabethpol 2500 und bei Kars 1800 Seelen).

Als Centrum der neuen Ansiedelungen, von wo aus der Segen sich über alle ausbreiten sollte, wurde das Dorf Goreloje im Kreise Achalkalaki gewählt, wo sich Kalmykoff niederliefs. Hier trat die duchoborische Lehre in eine neue Phase und veränderte mit den neuen Lebensbedingungen auch ihre Form. Die neue Umgebung, die klimatischen Verhältnisse, das Gemisch von Völkern und Sprachen in der neuen Heimat mit Sitten und Gebräuchen, die so ganz verschieden waren von denen der Duchoboren, einerseits und die schweren überstandenen Prüfungen andererseits hatten die Sektierer moralisch umgeschaffen und erweckten in ihnen das Verlangen nach einer Reformation der alten Religion. Die Apostel, Erzengel und Todesengel wurden abgeschafft und durch drei Männer ersetzt, welche Kalmykoff erwählte, damit sie der Angelegenheiten der Sekte walteten; das neugegründete Gemeindehaus öffnete seine Thüren wieder für Greise, Sieche und Waisen; aus der gemeinsamen Kasse, welche in diesem Hause verwahrt wurde, erhielten die Armen Unterstützungen zur Ansiedelung und ersten Einrichtung. Auch wurde ein Waisengericht zum Schutze des Eigentums verwaister Kinder gestiftet. Die

ungehorsamen Fanatiker verwandelten sich in friedliche Bauern. Durch Bebauung des Landes und Viehzucht erreichten sie bald bedeutenden Wohlstand. Die einzige Verpflichtung der Gemeinde gegenüber bestand in der Abgabe eines bestimmten Teiles der Einnahmen zu Gunsten des Gemeindehauses, in welchem nach dem Tode Illarion Kalmykoffs seine zwei kleinen Söhne Wassilj und Peter erzogen wurden.

Der erstere starb bald, der zweite Sohn Peter aber heiratete Lukeria Gudanowa; aber auch ihn brachten Trunksucht und ausschweifendes Leben bald ins Grab. Er hinterliefs keine Kinder. Jetzt aber verstand es Lukeria, ein kluges, listiges Weib, die Zügel der Regierung an sich zu reifsen und sich zur Göttin der Duchoboren aufzuwerfen. Schon in höherem Alter stehend, liebte sie es, sich jung zu machen. Ihr gewöhnliches Kostüm war ein einfaches, aber sehr sorgfältig genähtes Kleid, ein Tuch um den Hals und eine schneeweifse Haube, welche zu ihrem frischen, roten Gesicht herrlich pafste; ihr Blick war streng und ernst, ihre Gestalt hoch und majestätisch. Durch ihr äufseres Auftreten und kleine Geschenke wufste sie die Duchoboren für sich einzunehmen; ihre Ermahnungen und Ratschläge galten als Gesetz, ihre Launen wurden von allen nicht blofs ohne Murren, sondern mit einer Art Andacht erfüllt. Da sie von der Gemeinde grofse Einnahmen bezog, so lebte sie selbst ungemein luxuriös und half anderen gerne. Dabei hatte sie aber einige Schwäche für das starke Geschlecht und umgab sich mit kräftigen, hübschen Männern. Als sie 1887 starb, übergab sie die göttliche Kraft und die Leitung der Duchoboren ihrem Liebling Peter Werigin.

Diesen hatte die „Göttin“ auf einer ihrer Reisen in die Dörfer der Sektierer im Jahre 1883 kennen gelernt, und

da er ihr wohlgefiel, trennte sie ihn von seiner Frau, nahm ihn mit sich nach Goreloje und erklärte ihn zu ihrem Nachfolger. Er leitete auch bis zum Tode der Lukeria die Angelegenheiten der Sekte und verstand durch sein freundliches Wesen die Herzen für sich zu gewinnen, so dafs man ihn allgemein für den Erwählten ansah, in dessen Körper nach Lukerias Tode die Kraft Christi übersiedeln sollte. Aber es fand sich eine Partei Unzufriedener, welche Werigin um seine Bevorzugung beneideten. Sie wiesen darauf hin, dafs es von Werigin, der als einfacher Duchobore aus einem entfernten Dorfe gekommen sei, eine grofse Anmafsung sei, auf die Rolle des Christus Anspruch zu machen, da doch im Centrum der ganzen Ansiedelung, in Goreloje, Brüder und nahe Verwandte der verstorbenen „Göttin" leben. An die Spitze der Unzufriedenen, die allerdings in der Minderzahl waren, stellte sich der Bruder der Lukeria, welcher nicht nur die Erbschaft des Vermögens seiner Schwester, sondern auch der zu ihrer Verfügung gestandenen Gemeindesumme beanspruchte, und dem durch Ausspruch des Gerichtes beides anheimfiel. Seitdem stehen in der Sekte zwei Parteien einander in grimmigem Hasse gegenüber. Keinerlei Mittel werden geschont, um den Gegnern Schaden zu bringen. Auch veröffentlichen viele Duchoboren, um ihren Feinden einen Possen zu spielen, die Geheimnisse ihrer Lehre, suchen diese schlecht zu machen und den orthodoxen Glauben anzunehmen. Beide Parteien sind bereit, für ihren Christus, für Werigin oder Gubanow, in den Tod zu gehen. Anstatt eines Bethauses existieren jetzt zwei, und die Zwietracht setzt sich fort bis zum häuslichen Herde, indem die Männer ihre Frauen zwingen wollen, das Bethaus ihrer Partei zu besuchen, die Frauen aber wieder durch verwandtschaftliche Bande in das andere gezogen werden. Die Folge ist, dafs

viele Frauen ihre Männer verlassen. Die Feindschaft der Parteien spitzte sich endlich so zu, dafs die Regierung einschreiten mufste, welche denn auch Peter Werigin und fünf seiner vornehmsten Anhänger „verschickte“ [1]. Jedoch hegt seine Partei die Zuversicht, dafs er bald auf einem weifsen Rosse, umgeben von Engeln mit flammenden Schwertern, zurückkommen und seine Widersacher niederschlagen werde.

Diese Parteiung hat unter den Duchoboren auch mancherlei Zweifel an der Lehre wachgerufen; die Kritik führte zum Skepticismus, und von da zum gänzlichen Verfall der Sekte ist nur ein Schritt. Einen kleinen Halt geben den Sektierern nur noch Vermögens- und Verwandtschaftsverhältnisse.

---

[1] Im Sommer 1895 wurde eine Menge widerspenstiger Duchoboren aus verschiedenen Dörfern verschickt. Viele derselben wollten den russischen Kaiser und die russische Obrigkeit nicht anerkennen, weigerten sich Steuern zu zahlen, der Militärpflicht zu genügen etc., so dafs sich die Regierung zu energischen Mafsregeln veranlafst sah.

XI.

Kreuz- und Querzüge im Kleinen Kaukasus.

Der sogenannte „kleine“ oder „niedrige“ Kaukasus liegt zwischen dem 38° 52′—42° 8′ nördlicher Breite und dem 59° 34′—65° 17′ östlicher Länge. Es ist kein Kettengebirge, wie der Grofse Kaukasus, sondern ein ungemein coupiertes, man möchte fast sagen, wirres Gebirgsland, dessen gröfster Teil zwischen der Kura und dem Araxes liegt. Die Benennung „klein“ oder „niedrig“ ist als relativ aufzufassen. Denn klein ist dieses Gebirge nur im Verhältnis zum „Grofsen Kaukasus“, an und für sich aber stellt es eine ganz respektable Erhebung dar, welche in der Längenachse von NW nach SO eine Ausdehnung von wenigstens 500 Kilometer hat, während die gröfste Breite (etwa eine Linie von Elisabethpol nach Ordubad am Araxes) wohl 180 Kilometer und darüber betragen mag. In seinen höchsten Gipfeln bleibt der Kleine Kaukasus wenig hinter den Bergriesen der Alpen zurück[1], ohne jedoch bei seiner bedeutend südlicheren

[1] Wir fassen den grofsen und kleinen Ararat als einen selbständigen Gebirgsstock auf.

Lage ewig beschneite Gipfel und Gletscher zu haben. Getrennt ist der Kleine Kaukasus vom Grofsen durch das Tahl der Kura und deren Niederungen im Osten, im Westen dagegen scheidet der Mittellauf und Unterlauf des Rion, sowie die Thäler einiger kleineren von Osten herkommenden Zuflüsse die beiden Gebirge. Eine Brücke zwischen denselben bildet das Suram- oder meschische Gebirge[1]. Dieses vereinigt sich mit derjenigen Hauptkette des Kleinen Kaukasus, welche sich vom Schwarzen Meer bis zur Stadt Tiflis in fast gerader Linie von W nach O hinzieht. Durchbrochen wird diese Kette durch den Kurafluſs, welcher bei der alten türkischen Festung Azchur sich in dem Gebirge einen Weg gebahnt hat und die an Naturschönheiten so reiche Schlucht von Borschom bildet, um nach etwa 40 Kilometer langem, sehr eingeengtem Lauf in die Suram-Ebene zu treten, wo sie einst einen mächtigen See gebildet haben mag. Durch diese Schlucht wird die genannte Kette in zwei Abschnitte geteilt, deren westlicher den Namen Achalzych-Gebirge trägt, welches mit seinen Ausläufern — den adscharischen Bergen — bis zum Schwarzen Meer reicht. Das letztere Gebirge haben wir zu betrachten als die Fortsetzung eines vulkanischen Grats, welcher den Oberlauf der Kura von dem des Tschoroch trennt und nach beiden Seiten hin ungemein steil zu den Thälern jener Flüsse abfällt. Nach Süden hin geht dasselbe in den Taurus über. Perpendikulär zum adscharischen Gebirge stöfst die

[1] Dieses Scheidegebirge, über welches früher die Bahn Baku-Batum in 3027′ Höhe führte, ist jetzt durch einen ca. 3 Kilometer langen Tunnel durchbrochen. Gleich hinter dem Tunnel folgt die Bahn dem Thale des Flüfschens Tscheremula, welches Ende Oktober 1895 so grofse Verheerungen angerichtet und die Bahn auf Monate lang unfahrbar gemacht hat; die Tscheremula vereinigt sich mit der Kwirila, welche unterhalb Kutais in den Rion fällt.

Arsian-Kette nach S vor und bildet westwärts fünf deutlich erkennbare Ausläufer. Die Erhebung der einzelnen Gebirgszüge und ihrer Spitzen beträgt hier zwischen $6^1/_2$—9000'. Die Höhen bieten sehr schöne Alpenwiesen, während die steilen Abhänge mit fast undurchdringlichen Wäldern bestanden sind. Südlich vom Achalzych-Gebirge erhebt sich um den Tschaldyr-See ein System von Bergen, das Tschaldyr- oder Saganlug-Gebirge, welches den Oberlauf des Araxes von dem der Kura trennt. Östlich von der Borschomer-Schlucht zieht das trialetische Gebirge in einer Ausdehnung von ca. 150 Kilometer gegen Tiflis hin, wo es in die Sololaki-Berge ausläuft, welche sich im W und SW der Stadt erheben.

Etwa 80 Kilometer südwestlich von Tiflis finden wir auf der Karte den Toporowan-See in 6500' Höhe. Derselbe liegt in der Schlaufe einer vulkanischen Gebirgskette, welche im SW des Sees mit den vulkanischen Kegeln des „Grofsen Abul" (10826') und des „Kleinen Abul" (9192') beginnend sich in weitem Bogen um den See herumzieht und dann nach S ca. 60 Kilometer weit vorstöfst und zuletzt wieder nach SO ausbiegend die Richtung zum Goktscha-See einschlägt (die Besobdal- und Pambakkette). Jene grofse vulkanische Gebirgskette, in welcher die beiden Abul stehen, trägt gewöhnlich den Namen Ziche-Dschwari, in der Nähe von Alexandropol heifst sie im Volksmund „Feuchte Berge". Zu beiden Seiten des Ziche-Dschwari liegen weidereiche Hochebenen, wie die von Achalzych, von Zalka und das lorische Steppenhochland. Westlich von der genannten Kette treffen wir eine auffallende Menge von Seen.

In der Mitte des Ziche-Dschwari, etwa beim Berg Emlekli (10000') setzt eine zweite Hauptkette des Kleinen Kaukasus mit den somchetischen Bergen ein, welche die

Richtung von NW nach SO verfolgen. Sie dämmen die tiefe Mulde des grofsen Goktscha-Sees im NO ein und teilen sich dann in vier Hauptketten, welche strahlenförmig unter verschiedenen Namen nach NO, O und SO auslaufen und gegen die Karabaghsteppe steil abfallen. Diese Kette streckt starke Contreforcen gegen NO vor, welche stellenweise ganz an die Kura herantreten. Westlich und südlich vom Goktscha erhebt sich ebenfalls ein mächtiger Gebirgswall, welcher seinen Anfang nimmt nördlich vom Alagös und mit diesem durch einen kleinen Sattel verbunden ist. Seine Hauptrichtung ist die von NW nach SO. Von demselben ist das südlichste System des Kleinen Kaukasus durch die tief eingeschnittenen Thäler des Basar-Tschai und Arpa-Tschai getrennt. Die höchste Erhebung dieser Gebirgslandschaft ist der Kapudschich (12900').

Der schon genannte Alagös, d. i. „bunter Berg", (13454') steht isoliert. Dieser erloschene Vulkan ist vielleicht der interessanteste Berg des Kleinen Kaukasus, welcher die Spuren seiner vulkanischen Thätigkeit noch bis auf den heutigen Tag deutlich bewahrt hat. Zwischen seinen vier Gipfeln finden wir einen gewaltigen Krater, auf seinen Abhängen viele Seen (über vierzig), z. B. den Kara-Gel = „schwarzer See" mit einem Umfang von 3 Kilometer. Das hochaufgebaute Massiv des Alagös ist von vielen, strahlenförmig vom Centrum auslaufenden tiefen Schluchten zerrissen. Durch eine derselben gelangt man in ein kreisförmiges Thal. Auf drei mächtigen Terrassen steigt man zu dem Hauptgipfel empor, welcher die Form einer Pyramide bildet und wegen des steilen Aufbaus fast keinen Schnee trägt[1]. Am Fufse des Berges können wir

[1] Dagegen liegen in den Vertiefungen beträchtliche Schneemassen und Ansätze zu kleinen Gletschern. Die deutlich sichtbaren Seiten- und

bis auf 200 Kilometer im Umkreis die Spuren der vulkanischen Thätigkeit des Berges finden. Seine Laven haben sich bis zum Araxes und bis zum Hochplateau von Alexandropol und Kars ergossen (auf ca. 7000 Quadratkilometer). Dagegen spendet er seiner Umgebung wenig Wasser und dieses verliert sich zeitweise in seinen vulkanischen Aschen.

Was den „kleinen" Kaukasus im allgemeinen von dem „grofsen" Kaukasus unterscheidet, ist die Menge von Seen und Wäldern, sowie das Vorhandensein ausgedehnter Hochplateaus, zu denen die Gebirgsketten vielfach die Ränder bilden. Im „grofsen" Kaukasus imponiert das Wilde, Mächtige und Gewaltige, die schnee- und eisbedeckten Gipfel und die erstarrten Eisströme, im „kleinen" mutet uns das Liebliche und dabei doch auch wieder Grofsartige der Landschaft an, deren Reiz durch das belebende Blau der Seen noch erhöht wird. Namentlich die Hochebenen der Kreise von Ardaghan und Achalzych sind reich an solchen Seen, deren Wasser bald süfs, bald salzhaltig ist und welche wohl einmal in grauer Vorzeit ein ungeheures Bassin gebildet haben mögen. Alle diese Seen liegen (wenigstens die gröfseren) in waldloser Gegend. Ihre klaren Fluten sind belebt von herrlichen Forellen und anderen köstlichen Fischen, die noch wenig erforscht sind. Wir wollen von den Seen nur einige mit Namen nennen. Da ist der Tschaldyr-Gel (6522' ü. d. M.) mit einer Fläche von 70—80 Quadratkilometer, der Toporowan (6500') mit einem Umfang von 25—30 Kilometer, der Tabiszchuri,

---

Endmoränen weisen darauf hin, dafs hier einst mächtige Gletscher existierten. Der Topograph Pastuchow hat die vermutliche Gröfse eines derselben mit acht Kilometer bei einer Dicke von 900' berechnet. — Auffallend ist auf dem Alagös die grofse Menge von Fulguriten.

Chosapin und andere. Merkwürdig ist, dafs fast bei jedem derselben sich ein Kegel aufbaut, als hätte die Natur selbst die Erdmassen aus der Vertiefung des Sees herausgeschafft und hübsch daneben aufgetürmt. Alle die genannten Seen sind aber Kinder im Vergleich zu dem Goktscha oder richtiger Geg-tschai, d. i. „blaues Wasser", armenisch „Sewanga" geheifsen. Er liegt in einer Höhe von 6340' zwischen hohen Gebirgsketten in eine hohe Mulde eingebettet. Seine Längenachse von N nach S beträgt ca. 67 Kilometer, seine Breite bis zu 30 Kilometer. Er verjüngt sich in der Mitte bis auf 8 Kilometer. Die steilabfallenden, felsigen, kahlen Ufer bestehen aus Porphyr und Laven; auf ihnen erblicken wir hier und da auf hohen Terrassen armenische und tatarische Dörfer. Der See nimmt gegen 30 Flüfschen und Bäche auf; aus demselben fliefst aber nur die Sanga, ein Zufluſs des Araxes.

Kein Segel belebt die grofse Wasserfläche, kein Boot schaukelt sich auf seinen Wellen, nur eine einzige Fähre vermittelt die Verbindung mit dem Kloster Gegan oder Sewanga. Wenn im Winter die Oberfläche zu Eis erstarrt, benutzen die Anwohner diese Brücke zum Transport von Holz und Lebensmitteln. — Im nördlichen Winkel des Sees, zwei Kilometer vom westlichen Ufer erhebt sich ein oben abgerundeter Felsen etwa 500' über das Wasser. Sein Umfang beträgt kaum drei Kilometer. Die kahlen Abhänge gewähren einen nichts weniger als freundlichen Anblick. Das kleine Eiland scheint so recht geschaffen zu sein für Menschen, welche der Welt entsagt haben. Hier steht das schon genannte Kloster, in dessen nächster Nähe das Auge das einzige Grün der Insel bemerkt. Die Mönche haben mit vieler Mühe auf einen ganz kleinen Raum des

unfruchtbaren Felsens Erde aufgeschüttet; ihr kleines Gärtchen wollten sie doch haben.

Eine ganz merkwürdige Entdeckung hat Dr. Pantjuchoff in einigen dieser Seen gemacht. Es erweist sich nämlich, dafs im Kleinen Kaukasus in uralter Zeit die Menschen ähnlich den europäischen Pfahlbauern ihre Zuflucht auf dem Wasser gesucht haben. Da aber die Gegend waldlos war, so mufsten die Steine die Stelle der Pfähle vertreten; man hat sie vielleicht auf Schläuchen dahingebracht. So findet sich im Tschaldyr-Gel etwa 400—500' vom Ufer entfernt eine solche künstliche Insel von ovaler Form mit einem Umfang von vielleicht 200'. Die Tiefe des Sees schwankt hier zwischen 15—20'. Die Bruchsteine, aus welchen die Insel aufgebaut ist, gehören verschiedenen Gesteinsarten an. Nicht weit vom Tschaldyr im Chosapin-See, dessen Oberfläche ca. 25 Quadratkilometer beträgt, findet sich gar ein ganzer Archipelagus von 10 künstlichen Inseln, welche mit Grün bedeckt sind und Tausenden von Enten als Brutstätten dienen. Dieser See hat auch die Eigentümlichkeit, dafs in seinem Wasser kein einziges lebendes Wesen sich findet. Fische, welche in denselben eingesetzt wurden, gingen rasch zu Grunde.

Was die Wälder des Kleinen Kaukasus anbelangt, so sind solche in seinen westlichen Abschnitten zahlreicher und üppiger und bedecken selbst die Vorberge, während sie weiter nach Osten mehr rückwärts liegen[1]. Hier sind

[1] Während im ganzen Kaukasus auf 100 Dessätinen Land 16,2 Dessätinen Wald kommen, zählt man in den Kreisen Bortschalo und Tiflis 26 Dess., in Achalzych und Achalkalaki 22,4; in Kasach 32,4, Elisabethpol und Dschewanschir 17, Schuscha 20, im sangesurischen Kreis 22,4; in Eriwan 1,7; Alexandropol 4,3; im Gebiet von Kars 8,7; im Gouvernement Kutais 46,5; im Schoropani-Kreis 55 etc. (Damit vgl. in Transkaukasien überhaupt 21,1; im nördlichen Kaukasus 10,4; im Daghestan 10,6.)

die Vorberge nur mit spärlichem Gesträuch bedeckt, in welchem als Hauptvertreter der stachlichte Paleurus aculcatus vorwaltet. In tiefer gelegenen, mehr geschützten Lagen herrschen Laubhölzer vor, manchmal vermischt mit Abies orientalis, höher hinauf finden wir gemischten Wald, während mit ca. 4000' Höhe vielfach reiner Kiefernwald (Pinus sylvestris) beginnt. In vereinzelten Gruppen klettern der Bergahorn (Acer Trautvetteri) mit seinen intensiv roten Samenflügeln und grofsen Blättern, die Birke, Buche und Eiche bis 6000' hoch. Ich glaube, meine Wahrnehmung, dafs die Waldgrenze im Kleinen Kaukasus etwa 1000' niedriger liegt, als im Grofsen Kaukasus, wird wohl allseitig bestätigt werden. Die Hauptrepräsentanten der Koniferen im Kleinen Kaukasus sind Abies orientalis, Pinus sylvestris, Abies Nordmanniana, Juniperus excelsa und Sabina, selten Taxus baccata; von Laubhölzern figurieren: Roth- und Weifsbuche (letztere vielfach auch als verkrüppeltes Unterholz), Esche, Ulme, Ahorn, verschiedene Eichenarten, Linde, wilde Birn- und Apfelbäume, wilde Pflaumenbäume, wilde Kirschbäume, Vogelbeere, Nufsbäume (ob wild oder Überbleibsel von Kultur, noch nicht entschieden), Birken u. a. Die gewöhnlichsten Sträucher, die oftmals baumartige Gröfse annehmen, sind: Haselnufs[1], Cornelkirsche, Mispel, Jasmin, Hollunder, Pfaffenhütchen, Johannisbeere, Cotoneaster, Stippophae rhamnoides, Rhamnus, Weifsdorn, Juniperus, verschiedene Arten der wilden Rose, Lonicera caprifol. und Lonicera tatarica, die schön rot blühende Amygdalus nana, Ligustrum, allerlei Spiräen etc.

Da das Klima in vielen Beziehungen abhängig ist von der gröfseren oder geringeren Menge der Wälder, so geben

[1] Corylus avelana und der specifisch kaukasische Haselnufsbaum Corylus Colurna.

wir hier auch einige Notizen über die mittleren Temperaturen einiger Orte des Kleinen Kaukasus mit den Maxima und Minima, sowie der Zahl der Niederschläge.

Name des Orts	Höhe über d. M.	Mittlere Jahres-tempe-ratur	Maximum	Minimum	Nieder-schläge in Milli-metern
Gori	1944′	9,8 C.	35,7	—16,8	511
Borschom	2609′	10,4	37,4	—19,2	579
Abastuman	4265′	6,1	29	—20,8	501
Bjeli-Kljutsch . . .	3782′	9,6	28,5	—13	572,8
Manglis	3949′	8,6	32,6	—18,2	508,5
Kars	5723′	4,7	30,8	—33,8	546
Eriwan	3229′	10,6	35,9	—24,5	298,8
Elisabethpol . . .	1455′	13,1	37,2	—16,5	262,4
Schuscha	4488′	8,9	29,2	—12,9	557,3
Ardaghan	5860′	2,7	28	—35,4	777,9

Zwar beziehen sich die Daten dieser Beobachtungen fast alle nur auf einen Zeitraum von 3—5 Jahren und dürfen deshalb auf absolute Sicherheit nicht Anspruch machen, aber sie geben doch eine ziemlich richtige Vorstellung von den klimatischen Verhältnissen im Kleinen Kaukasus: kalte Winter, heifse Sommer, schroffer Wechsel der Temparaturen, mäfsige Regenmengen (mit Ausnahme von Eriwan und Elisabethpol). Die Zahl der Niederschläge steht, wenn wir obige Wäldertabelle zur Vergleichung heranziehen, in geradem Verhältnis zu der Menge der Wälder.

Die Bewohner des Kleinen Kaukasus bieten uns weit nicht die bunte Völkerkarte dar, welche uns im Grofsen Kaukasus in Staunen setzt. Der Grund hierfür liegt nahe. Dort haben wir es zu thun mit einer fast unzähligen Menge von Überresten der verschiedensten Völker, welche nach-

einander die dem gewaltigen Gebirgskamm vorgelagerten Ebenen besetzt gehalten haben, bis von Osten mächtigere Scharen kamen und sie wegdrängten. Nach Norden auszuweichen war nicht möglich. Dort war das Land schon besetzt. Nach Westen hin setzte das Asovsche Meer ein fast unüberwindliches Hindernis entgegen. So blieb ihnen nur die Möglichkeit einer Zuflucht in den wilden Thälern und Schluchten nach Süden hin. Diese waren ohne Zweifel wenig bevölkert und die etwa vorhandenen Einwohner mufsten sich vor der Übermacht weiter hinaufziehen oder wurden niedergemacht. Bei solchen gewaltsamen Versetzungen wurden die vertriebenen Völker wohl stark decimiert und nur kräftige Individuen konnten sich den neuen Lebensbedingungen accommodieren. Im Kleinen Kaukasus liegt die Sache anders. Die uralte Strafse in den Thälern des Rion und der Kura konnte wohl als Handelsweg dienen, niemals aber der Wanderung grofser Völker. Herodot berichtet zwar von Sesostris, dafs er mit seinen Soldaten im Thale des Rion gewesen, aber das war wohl ein nicht allzugrofses Heer, welches die schon ansässige Bevölkerung völlig hätte verdrängen können; ebenso wenig konnten die Hunnen und Perser oder die Horden Dschengischans und Timurs, welche die Kura heraufkamen, die dort wohnenden Völker ganz vertreiben, sie mufsten sich dazu bequemen, wenn sie dablieben, neben denselben ihre Wohnsitze aufzuschlagen und mit denselben als mehr oder weniger gute Nachbarn zu leben oder sie haben neben denselben ihre kleinen Reiche — Chanate — gebildet. Der zweite Handelsweg, welcher von Süden nach Norden den Kleinen und Grofsen Kaukasus durchschnitt, führte durch das Thal der oberen Kura (wohl auch der Tana und Akstafa) auf das armenische Hochplateau. Auch hier läfst sich eine Wande-

rung grofser Volksmassen kaum denken. Xenophon erzählt uns in seiner Anabasis anschaulich genug, wie schlimm es ihm mit einer verhältnismäfsig geringen Mannschaft in den armenischen und pontischen Bergen ergangen. Und gesetzt auch, ein Volk, welches etwa von Süden nach Norden ziehen wollte, hätte das erste grofse Hindernis, welches der Kleine Kaukasus ihm bot, überwunden, so stand es, von allen Seiten von feindlichen Völkern umgeben, vor der mächtigen Mauer des Grofsen Kaukasus, über welche wohl niemals ein Volk weder von S nach N, noch von N nach S gestiegen ist. So dürfen wir wohl mit Gewifsheit annehmen, dafs südlich vom Grofsen Kaukasus niemals Wanderungen ganzer Völker stattgefunden haben — nämlich in dem Sinne, wie man überhaupt von Völkerwanderungen spricht. Zahlreiche Streif- und Kriegszüge der verschiedensten Völker: Perser, Griechen, Römer, Türken und Tataren fanden statt. Aber sie gingen meist wieder, wie sie gekommen waren. Und wenn sie, wie hauptsächlich die Tataren,[1] blieben und sich ansiedelten, so bildete die Religion eine mächtige Scheidewand zwischen ihnen und der altansässigen Bevölkerung. Das ist mit der Hauptgrund, warum der Typus der Immerethier, der Mingrelier, Georgier und Armenier, sich verhältnismäfsig rein erhalten hat.

Das Gros der Bevölkerung des Kleinen Kaukasus bilden in erster Linie Armenier, dann Grusier[2] und adjerbeidschansche Tataren, auch Kurden und Turkmenen. Dazu kommen spätere Ansiedler europäischer Nationen, wie Russen (Soldaten- und Sektantenkolonien, Duchoboren und Molokanen),

[1] Diese Tataren haben den mongolischen Typus meist ganz und gar verloren und gleichen eher den Persern, mit welchen sie sich, als sie kamen, vermischt haben mögen.

[2] Besser gesagt: kartwelische Völker.

Deutsche, Griechen etc. Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, begünstigt durch fruchtbaren Boden und prächtige subalpine Weiden. Der gröfste Teil der Völker ist ansässig in Städten und Dörfern. Nur Tataren und Kurden nomadisieren. Die ersteren werden durch klimatische Verhältnisse — unausstehliche Hitze im Sommer, ungesunde Ausdünstungen des Bodens, die Menge von Stechfliegen, Mosquitos und anderen Ungeziefers — gezwungen, in die Berge zu ziehen, wo sie in Filzjurten wohnen. Eine nur annähernd richtige Bestimmung der Zahl der Bewohner des Kleinen Kaukasus zu geben, ist nicht möglich. Doch kann man im allgemeinen sagen, dafs er verhältnismäfsig gut bevölkert ist, weil der fruchtbare Boden, meist verwitterte Laven, seine Leute ernährt.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, in welchen ich versucht habe, in groben Zügen ein allgemeines Bild des Kleinen Kaukasus zu entwerfen, ersuche ich den geneigten Leser, mich auf einigen Reisen in denselben zu begleiten. Es braucht dazu nicht der Vorbereitungen, welche eine Tour in den Grofsen Kaukasus erfordert, namentlich nicht in denjenigen Gegenden, wohin wir unsere Schritte lenken. Das ist der Vorzug des Kleinen Kankasus, dafs man hier fast überall ein leidliches Unterkommen und was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört, finden kann, vorausgesetzt, dafs man keine grofsen Ansprüche macht. Auf den gewöhnlichen Wegen sind die Dörfer nicht zu weit von einander entfernt; solche Gegenden, wo man Tage oder Wochen lang in Ermangelung menschlicher Wohnstätten im Freien kampieren müfste, giebt es hier nicht. Die Reisen, welche ich hier schildere, sind gewissermafsen Rekognoszierungs

fahrten in das Vorgelände; teilweise werde ich aber auch Beschreibungen von solchen Orten geben, wo ich Jahre lang mein Sommerlager aufgeschlagen. Das ist charakteristisch für den Kleinen Kaukasus, dafs in demselben fast alle Villenorte liegen, wohin die Bewohner der Städte vor der Hitze, dem Staub und der Unruhe entfliehen; wir nennen hier nur Borschom, Abastuman, Manglis, Bjeli-Kljutsch, Adschikent etc. Was die Reihenfolge der Schilderungen anbelangt, so wird sich solche von Westen nach Osten bewegen. Als Ausgangspunkt wird uns Tiflis resp. das Kurathal dienen.

Wir beginnen mit Borschom und Abastuman. Man sagt wohl sonst: „Das beste kommt zuletzt.“ Nun mag es auch einmal zuerst kommen auf das Risiko hin, dafs der Leser den späteren Schilderungen vielleicht weniger Interesse entgegenbringt.

Nach Borschom kann man seit einigen Jahren von Tiflis mit der Bahn in 4—5 Stunden gelangen. Die Entfernung beträgt ca. 150 Kilometer. Die Borschomer Lokalbahn zweigt bei der Station Michailowo ab. Hier schweift das Auge über die weite fruchtbare Suramer Ebene hin, welche nach Süden, Südwesten und Südosten hohe schöngeformte Berge begrenzen, deren steile Abhänge gut bewaldet sind. Oftmals lagert über denselben zarter Duft, einem zarten Schleier vergleichbar, welcher den kaukasischen Vorbergen eine ungemeine Schönheit und Weichheit der

[1] Die Bahn Michailow-Borschom ist bis jetzt die einzige Eisenbahn im Kleinen Kaukasus, wenn man die schmalspurige Bahn vom Siemensschen Kupferwerk Kedabek-Kalakent (22 Kilometer) und die der Gebrüder Sesemann im Tanathal (ca. 60 Kilometer) nicht in Betracht zieht. Die neuerdings in Angriff genommene Bahn nach Kars, welche in der Nähe von Tiflis abzweigt, wird den Kleinen Kaukasus von NO nach SW durchschneiden. Einige Strecken sollen schon diesen Sommer fertig werden.

Konturen verleiht, wie ich sie sonst nirgends wahrgenommen. In einer Entfernung von ca. 10 Kilometer von der Station Michailowo bricht zwischen diesen Bergen der Kurafluſs heraus, nachdem er sich von Azchur an in enger Schlucht meist durch Schiefer, auf welchem alte Lavaströme liegen und durch Basalte mühsam durchgearbeitet hat. Es mag wohl eine geraume Zeit gedauert haben, bis der See, welchen die Kura einst oberhalb Azchur gebildet hatte, seine Gewässer in diese Schlucht ausgieſsen konnte. Aus der etwa 50 Kilometer langen Schlucht getreten, bildete die Kura abermals einen mächtigen See, dessen Grund die jetzige Suramer Ebene war und dessen Wellen an dem Fuſse des Groſsen Kaukasus brandeten. Ihre bisherige Richtung nach NO konnte sie nicht fortsetzen, dazu war sie doch nicht stark genug; nach Westen hin dämmte sie ebenfalls der mächtige Gebirgsstock des meschischen Scheidegebirgs ein; so wühlte sie sich nach Osten hin in den weichen Löſsmassen einen Ausweg, immer von Zeit zu Zeit ihre Gewässer vor entgegenstehenden Hindernissen in groſsen Seen ansammelnd, bis sie das Hindernis unterwaschen hatte oder kräftig genug geworden siegreich weiterhin durchbrach. Solcher Seen kann man bis Tiflis drei zählen. So gelangte der Fluſs sozusagen von Station zu Station zum Kaspischen Meer, welches ihm damals wohl auch ein gut Stück entgegengekommen sein mag.

Die Kura, welche im Gebiet von Kars in dem Kreis Olti in einem sumpfigen Hochkessel (6642′ ü. d. M.) entspringt und nach Vereinigung mit dem Achalkalak-Tschai und Poschow-Tschai zum gröſseren Flusse wird, ist der Länge nach (über 1000 Kilometer) der gröſste Fluſs von Transkaukasien. Er ist ziemlich reiſsend in seinem Oberlauf und hat bis Borschom 22′ Fall auf die Werst (1 Kilometer =

0,937 Werst), von Borschom bis Tiflis 8½', weiterhin wird sie träger und vermindert ihren Fall bis auf 2 und weniger Fuſs pro Werst. Der gebräuchliche Name des Flusses stammt von den Persern und verewigt den Namen eines ihrer berühmtesten Könige, Cyrus; bei den Georgiern heiſst er Mtkwari, bei den Armeniern — Gur, bei den Türken — Ardagan-Tschai. Wenn man diesen Fluſs im Sommer oder Herbst bei geringem Wasserstand dahin flieſsen sieht, so könnte man kaum glauben, daſs er jemals imstande gewesen, obenerwähnte Kraftstücke zu leisten. Wenn aber die Kura beim Tauen des Schnees oder starken Niederschlägen im Oberlauf, noch genährt durch die wilden Wasser der Ljachwa, Ksanka und anderer, in Zeit von 12 Stunden in Tiflis, wo sie allerdings in der unteren Stadt bei Metechi etwas eingeengt wird, um 2 und 3 Faden steigt und mit Donners Ungestüm alles verheerend ihre schmutzigen Wellen dahinrollt, dann offenbart sich ihre dämonische Gewalt. — Von einer Regulierung kann keine Rede sein, da sie bei jedem Hochwasser ihre Hauptströmung verlegt; daher ist auch an Schiffahrt nicht zu denken; nur Flöſse trägt sie bei mäſsigem Wasserstand auf ihrem Rücken (von Borschom an) und setzt einige schwimmende Mühlen in Bewegung. . .

Die Poststraſse von Michailowo nach Borschom führte an den Halden des linken Kuraufers hin, welche weniger steil zum Fluſs abfallen und stellenweise etwas zurücktreten. Bei der ersten Poststation muſste der Weg durch einen Felsen gesprengt werden, welcher bis zum Fluſs vorstöſst und den eine alte Ruine krönt. Die Bahnlinie dagegen ist in dem rechten, steilabfallenden, ebenfalls von gutbewaldeten Abhängen begrenzten Ufer eingegraben und läuft direkt an dem Wasser hin. Die steilen Böschungen mit verwittertem Mergel und Schiefer, auch Lehm mit Fluſsgeschieben ver-

setzt, rutschen öfters ab und lassen Steine und Erde auf die Bahn herabrollen, so dafs die Fahrt nach starken Regengüssen oder bei nasser Witterung keineswegs gemütlich genannt werden kann; um so angenehmer fährt es sich bei schönem Wetter, denn in der Schlucht herrscht eine üppige Vegetation und das Auge erfreut sich an dem mannigfaltigen Grün des Laubwaldes, in welchem da und dort die schwärzlichen schlanken Pyramiden der orientalischen Tanne aufsteigen. Im Herbste, wenn der Wald sich färbt, gewährt das Thal in seiner bunten Mannigfaltigkeit der Farben einen entzückenden Anblick.

Ich habe anfangs der siebziger Jahre mehrere Sommer in Borschom verlebt, im Kriegsjahre 1877 stand ich dem dortigen Barackenlazarett der Frau Grofsfürstin Olga Feodorowna vor, letzten Sommer war ich wieder einige Tage da. Als ich zum ersten Mal dahin kam, gefiel mir der Ort ganz besonders gut, weil er mich an viele schöne Plätzchen meiner schönen schwäbischen Heimat erinnerte. Manche Partien des oberen Donauthals sind eine Miniaturausgabe der Borschomer Schlucht, auch Wildbad läfst sich zum Vergleich heranziehen. Seit jener Zeit hat sich Borschom bedeutend vergröfsert, eine Menge eleganter Villen sind aufgebaut, zwei grofse Badhotels sind erstanden, viele neue Anlagen und Baumpflanzungen mit bequemen sauberen Wegen angelegt worden. Überhaupt finden wir jetzt eine Menge von Einrichtungen, welche den Ort ausländischen Kurorten an die Seite stellen. Aber wer von seinem Sommeraufenthalt Ruhe, geräumige billige Wohnung mit weiten Höfen und Gärten, Billigkeit der Lebensmittel, namentlich der ländlichen Produkte verlangt, der darf jetzt nicht mehr dahin gehen; nur wohlhabende Leute können jetzt dort wohnen und das Hauptkontingent stellen jetzt die Familien

reicher Kaufleute aus Tiflis und Baku, auch schon einige wohlhabende Familien aus Rufsland. Das war alles anders, als die Eisenbahn Tiflis-Poti noch nicht eröffnet war und man die weite Strecke nach Borschom noch im Wagen zurücklegen mufste. Jetzt macht Borschom den Eindruck eines feinen Badestädtchens, in welchem die Häuser auf engstem Raum terrassenförmig übereinander aufgebaut sind, so dafs das Dach des vorliegenden Hauses oftmals sozusagen den Hof des Hinterhauses vertreten mufs. Die herrliche Natur und die schönen Wässer sind freilich dieselben geblieben.

Da wo Borschom zu beiden Seiten der Kura, die hier überbrückt ist, sich hinzieht, hat sich die Schlucht zu einem mäfsig breiten Thalkessel erweitert. Über den Ort dominiert auf einer Anhöhe das alte Schlofs, ein stattlicher Holzbau in maurischem Stil mit Türmchen und Balkons, umgeben von hübschen Gartenanlagen. Hinter dem Schlofs steigen fast senkrecht die entblöfsten Felsenwände auf, hoch oben von Tannen gekrönt. Thalabwärts schliefsen sich an das Schlofs Gärten und Wald mit bequemen Pfaden an. Das Schlofs, der ehemalige Sommersitz des kaukasischen Statthalters, des Grofsfürsten Michael Nicolajewitsch[1], steht jetzt leer und wird selten mehr von hohen Herrschaften bewohnt. Hohe Herrschaften und hohe Beamte gingen da ein und aus. Da und dort im Palais und im Parke erschallten die fröhlichen Stimmen der grofsfürstlichen Kinder, die nun alle erwachsen sind, aber sich gewifs der schönen Sommer, die sie dort zugebracht, mit Vergnügen erinnern. Dort in den untern Gemächern waltete die Seele des Hauses, eine edle

[1] Demselben wurde das Borschomer Gut mit ca. 70000 Dessätinen, darunter 48000 Dessätinen Wald, vom Kaiser Alexander II. geschenkt. Das Gut ist jetzt eine Majoratsherrschaft.

hochbegabte Fürstin[1], die trefflichste Gattin und Mutter, wie es wenige giebt. Sie war nicht nur eine vorzügliche Mutter der Kinder, mit denen Gott sie reichlich gesegnet, sie war auch an der Seite dessen, dem das Wohl des Landes anvertraut war, eine treffliche Mutter des Landes. Ihr goldenes Herz hat sich namentlich bewährt in der schweren Zeit des Krieges. Das habe ich als Vorsteher des Hospitals Ihrer Kaiserlichen Hoheit in Borschom ganz besonders erfahren dürfen. Rührend war das Interesse, das die hohe Frau für jeden einzelnen Kranken an den Tag legte, und die mütterliche Sorgfalt, mit welcher sie sich um die Bedürfnisse der Verwundeten bekümmerte. Damals fuhr die Grofsfürstin auch in die nächste Nähe der Schlachtfelder, nach Alexandropol und erschien wie ein Engel des Trostes und christlicher Liebe an dem Schmerzenslager der Tapferen, welche für das Vaterland geblutet. Unsere Verwundeten in Borschom haben es mir zu hundert Malen wiederholt, dafs es im Himmel nicht besser sein könne, als im Hospital der Frau Grofsfürstin. So zeigte die hohe Frau während des Krieges ihre wahre Seelengröfse. Aber in der langen Zeit des Friedens widmete sie alle ihre Kräfte den Werken der Wohlthätigkeit und dem Wohle des Landes. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit um die Erziehung und Bildung ihrer eigenen Kinder bemüht, trug sie vor allem auch die der heranwachsenden weiblichen Jugend auf dem Herzen. Ihren Namen tragen mit Stolz eine ganze Menge weiblicher Anstalten, Gymnasien und Mädchenschulen, welche sie teils selbst gegründet hat oder deren Protektorin sie war. Selbst mit hervorragenden Anlagen für Musik und Malerei begabt, war sie überall eine Förderin der schönen Künste . . . .

[1] Sie war von Geburt die Prinzessin Cäcilie von Baden.

Jetzt ist sie nicht mehr, viel zu früh ist sie aus dem Leben geschieden, ihr unerwarteter Hingang erweckte aufrichtige Trauer in den kaukasischen Landen und viele Thränen sind ihr nachgeweint worden. Tiefe Wehmut ergreift uns, wenn wir dort im Borschomer Schloſs das Kabinett der Dahingeschiedenen betreten, das ganz so gelassen ist, wie es bei ihren Lebzeiten war. Dort umschwebt uns die lichte Gestalt der hohen Frau, welche noch lange in den dankbaren Herzen der Bevölkerung des Landes leben wird, das ihr so viel verdankt. Noch ist kein Buch ihres reichen Lebens geschrieben, noch kein Denkmal aus Erz oder Stein ihrem hehren Namen aufgebaut, aber im ganzen Lande erzählen Alte und Junge von der Groſsfürstin Olga, die einst des Landes Mutter war. Exegit monumentum aëre perennius.

Wenn wir vom linken Ufer aus über die Brücke fahren, so steigen rechts in Terrassen die Landhäuser am steilen Bergabhang empor, überragt von der russischen und armenischen Kirche und dem massiven Steinbau einer Kaserne. Oben, wo der Abhang steiler wird, beginnt Föhrenwald und Bnschwerk, umsäumt von schönen Nuſsbäumen. Wir biegen links ab, eine reizende Lindenallee nimmt uns in ihren Schatten auf. Die Bäume sind noch jung, aber üppig und schön gewachsen; es ist ihnen hier wohl. Drüben, nach links, steht ein mächtiger Nuſsbaum und beschattet einige Bänke, dem Wanderer zur Ruhe bereitet, ein lauschiges gemütliches Plätzchen. Zu dem leisen Geflüster der leichtbewegten Blätter gesellt sich das Rauschen des Schawi-Zchali, auch einfach Borschombach geheiſsen. Rechts von der Hauptallee steht, fast ganz verdeckt von den vorstehenden Linden und mit wildem Wein überwachsen, ein stattliches Gebäude — das Kavalierhaus, welches den Adjutanten und Gästen des Groſsfürsten als Wohnung diente. Wenn

wir den Park durchschreiten, gelangen wir an eine Brücke über den genannten Bach. Wir haben die Wahl, auf dem rechten oder dem linken Ufer auf gutgepflegten schattigen Strafsen in die mehr und mehr sich verengende Schlucht des Schawi-Zchali einzutreten. Munter murmelt der durch Mauern eingedämmte Bach neben uns, in seinem klaren Gewässer tummelt sich da und dort die scheue Forelle. An den Fufs der steil ansteigenden Berghalden lehnen sich zu beiden Seiten gröfsere und kleinere Villen an. Nachdem wir etwa fünf Minuten gegangen, erweitert sich plötzlich die Schlucht nach Art eines Amphitheaters. Hier steht an einer Brücke das alte Kavalierhaus und ein stattliches neues Hotel mit sauberen und guten Zimmern und trefflicher Küche, aber auch soliden Preisen. Gleich daneben kommen wir zu den Bädern und dem Sprudel, welcher den Ruhm Borschoms begründet und seinen Namen weit hinausgetragen hat ins russische Reich. Eine sauber gekleidete Hebe reicht uns den lauwarmen etwas trüben Trank — das kaukasische Vichy — welches sich, mit ziemlich reichem Kohlensäuregehalt versehen, recht angenehm trinkt. In einem sauber und hübsch eingerichteten Laboratorium wird dieses Wasser noch mit Kohlensäure gesättigt und kommt dann als erfrischendes Tafelgetränk in den Handel. In kürzester Zeit hat sich der Trank die Gunst des Publikums errungen und jetzt schon beträgt der jährliche Absatz 319225 Flaschen und wird gewifs noch bedeutend steigen, da man auch in Rufsland schon dasselbe zu brauchen anfängt[1]. Eine Glasfabrik, welche neuerdings

[1] Wie sehr sich das „Borschomer Wasser" die Gunst des Publikums mehr und mehr erwirbt, zeigen folgende Zahlen: 1890 wurden versendet 5350 Flaschen, 1891 6055; 1892 61552; 1893 147983; 1894 193949; 1895 319225.

an dem Ort angelegt wird, wird die Sache entschieden fördern. Im Badehaus laden elegante Kabinen zum Bade im Mineralwasser ein, wir können dasselbe in jeder beliebigen Temperatur haben. Wer das Bad im Freien, im kühlen Wasser des Baches vorzieht, der findet ein geräumiges Bassin vor, in welchem er dem Sport des Schwimmens nach Herzenslust huldigen kann. Ist das Wetter gut, so lauschen wir morgens und abends den Klängen der Bademusik in den Anlagen in der Nähe des Sprudels, zur Regenzeit ergehen wir uns in der geräumigen Wandelhalle. Haben wir Lust zum Tanz, so finden wir auch dazu einigemale in der Woche im Tanzsaale des Bades Gelegenheit. Tout comme chez nous: in den europäischen Bädern, ja manches ist hier noch schöner,. Man wird kaum irgendwo in einem auswärtigen Bade einen herrlicheren Spaziergang finden, wie in der Schlucht des Schawi-Zchalibaches, welche sich hinter den Gebäulichkeiten des Bades noch einige Werst weit, langsam ansteigend fortsetzt. Wohl ein Dutzend Brücken führt uns im schönen gemischten Walde an kleinen Wiesenplätzen vorüber bald aufs linke, bald aufs rechte Ufer des Baches, dessen wildes grünliches Wasser bald an mächtigen Felsblöcken, die im Bette liegen, zu weiſser Gischt aufspritzt, bald unter den überragenden Ästen der Erle zu verschwinden scheint, bald wieder, an freieren Stellen, die Bläue des Himmels in sich spiegelt. Wunderbar ist diese Schlucht am frühen Morgen, wenn es allenthalben auf Blatt und Gras glitzert von den Perlen des Taus, welche die ersten Strahlen der Sonne aufsaugen und wenn dazu der Morgengesang der Vögel im Walde ertönt, feenhaft im Mondschein der Juninacht, wenn auf Strauch und Gras Tausende von Leuchtkäfern und Leuchtwürmchen funkeln und in der Ferne und Nähe der

Ruf der Nachtigall erschallt. Je weiter wir in die Schlucht eindringen, desto häufiger tauchen im Laubwalde die schwarzen Tannen auf, welche im oberen, schwer zugänglichen Teile der Schlucht später den ausschliefslichen Bestand des Waldes bilden. — Haben wir gute Lungen, so lockt uns ein anderer Spaziergang. Wir steigen von den Badeanlagen die fast senkrechte linksseitige Wand des Amphitheaters in Zickzacklinien hinan und gelangen so in den „Woronzow-Park", auf ein mäfsig grofses Plateau, gebildet von einem alten Lavastrom, auf dessen fruchtbarer verwitterter Erde schöner Wald gedeiht. Hier finden wir vor allem die prächtige Nordmannstanne in grofsen und schönen Exemplaren. Überhaupt bietet Borschom eine grofse Mannigfaltigkeit der schönsten Spaziergänge und dem Sommerfrischler wird die Wahl oft schwer, da sie alle in ihrer Art einzig sind. Nicht nur zu Fufs, auch zu Wagen und zu Pferd kann man fast überall hingelangen. Auch der Bergsteiger findet hier, namentlich auf dem linken Ufer der Kura in steilen Felspartien ein würdiges Objekt seines Sports und kann, wenn er Lust hat, gleich dem Alpenjäger auf steilen Graten und schroffen Zinken der Gemse nachklettern, welche hoch oben im Tiergarten haust.

Man nennt Borschom die „Perle des Kaukasus" wegen seiner grofsen landschaftlichen Schönheit, seiner heilsamen Bäder und seines angenehmen und gesunden Klimas. Aber, wenn wir einige Kilometer thalaufwärts gehen, so eröffnet sich uns der Blick auf ein anderes Kleinod. Es ist der Privatbesitz des derzeitigen Majoratsherrn von Borschom, des Grofsfürsten Nicolai Michailowitsch. Das Besitztum heifst Likani und ist von der Strafse aus durch einen grofsen bronzenen Schmetterling, der auf der Spitze eines

steinernen Obelisks sitzt, gekennzeichnet[1]. Das ist ein buon retiro, wohin sich der hohe Herr vor dem Lärm und Getriebe des Kurorts zurückgezogen hat. Ein reizendes Schlöfschen im italienischen Renaissancestil mit weiten Balkons und Veranden dient dem Grofsfürsten als Wohnung. Alles trägt in demselben den Charakter vornehmer Pracht und edlen Geschmacks. Mannshohe echte chinesische Vasen und kunstvolle Marmorstatuen bilden den äufseren Schmuck der Villa. Hinter derselben hauchen wir im angrenzenden Föhrenwald balsamische Luft ein, thalabwärts steigen wir hinab durch Gartenanlagen und Wiesengrund zu einem allerliebsten künstlichen, von einem Nufsbaum beschatteten Teich, in dem sich seltene Wasservögel tummeln. Wir gehen etwas zurück und gelangen ganz nahe am Kurafluſs vorbei auf einem durch den Felsen gehauenen Weg auf eine Wiese, wo grofse Nufsbäume am Rande eines Wäldchens malerische Gruppen bilden. Wahrlich hier ist gut sein, hier möchte man Hütten bauen. Über den Flufs hinüber schweift das Auge auf waldige Abhänge, von welchen in scharfen Konturen auf steilen Felsen die Ruinen einer alten Burg Petris-Ziche sich abheben. Solcher Burgen finden wir in der Nähe von Borschom noch zwei. Eine derselben, Salis-Ziche, welche genuesischen Ursprungs sein soll, thront hoch oben auf den Bergen, an welche sich das maurische Palais von Borschom anlehnt; die andere, Gogis-Ziche, steht auf mäfsig hohem Bergrücken, welcher das Städtchen Borschom im Osten ab-

[1] Der Grofsfürst ist ein grofser Kenner und Liebhaber von Schmetterlingen und besitzt reiche Sammlungen, welche beständig durch Reisende aus allen Weltteilen vervollständigt werden. — Eine andere noble Passion des hohen Herrn ist die für Geschichte, speciell für französische. Die Wände des Treppenhauses im Palais zu Likani sind mit den Porträts französischer Marschälle geschmückt.

schliefst. Historische Anhaltspunkte über die Zeit des Baus dieser Burgen konnte ich nirgends finden. Sie sind, wenn das Äufsere nicht trügt, zu verschiedenen Zeiten erbaut worden und beweisen jedenfalls, dafs die Borschomer Schlucht immer ein wichtiger Pafs für Kriegs- und Handelszwecke gewesen ist. Die Besitzer jener Burgen mögen wohl von den durchziehenden Handelskarawanen ihren gehörigen Tribut für freien Durchlafs eingezogen haben. Über Borschom ging der nächste bequemste Weg vom Kura- resp. Rionthal in das türkische Reich. Ein Pendant zu diesen Burgen bildet die Festung von Azchur, welche von der Seite der Stadt Achalzych her im Südwesten die Thalsperre bildete.

Von weiteren Ausflügen in den Umgebungen Borschoms bietet besonderes Interesse die Tour nach Timotis-Ubani[1] und zum forellenreichen See Tabiszchuri, in dessen Nähe der Chram, ein Zufluſs der Kura entspringt. In nächster Nähe von Borschom, da, wo jetzt der Bahnhof steht, mündet von rechts ein zweiter kleiner Fluſs in die Kura, gewöhnlich „schwarzer Bach" geheifsen, auf den Karten aber mit dem Namen Gudscharetis-Zchali verzeichnet. Von dem Schawi-Zchali ist dasselbe durch den oben erwähnten Lavastrom getrennt. Wenn wir im schattigen, ziemlich breiten Thale aufwärts gehen, gelangen wir bald zum Dorf Zageri, welches durch seine eisenhaltigen Säuerlinge bekannt ist und nach und nach, dank diesem Umstand, ein beliebter Landaufenthalt zu werden verspricht. Weiterhin in romantischer Schlucht, 18 Kilometer von Borschom, liegt das Kloster Timotis-Ubani mit uralter Kirche im grusinischen

[1] Ubani bedeutet im Grusinischen Landstück; so wäre Timotis-Ubani das dem heiligen Timotheus geweihte, abgeteilte Landstück (vergl. das Griechische τέμενος).

Stil. Das ehrwürdige Heiligtum liegt teilweise in Trümmern, aus dem aus grofsen Steinplatten gefügten Dach wachsen Bäume heraus; die Reste der Kirche werden von einem alten Einsiedler noch einigermafsen erhalten. Nicht weit von der Kirche sind, wie wir das vielfach im Kaukasus treffen, hoch oben in senkrechter Felswand zahlreiche Öffnungen zu sehen, die Ausgänge künstlicher in den Fels gehauener Zellen. Wir finden in den Umgebungen von Borschom, namentlich auf dem Wege nach Achalzych noch mehrere solcher alter Kirchen, alles stattliche Bauten, die jetzt in Trümmern liegen. Sie liegen alle in Thälern versteckt, fernab von der grofsen Strafse. Der Grund dafür ist wohl nicht blofs, dafs man sich von dem Lärm der Welt in die Einsamkeit und Abgeschlossenheit zurückziehen wollte, sondern wohl auch der, dafs sich die Bekenner des christlichen Glaubens in der Nähe der Anhänger des Islam nicht ganz sicher fühlten. Die Tour nach Timotis-Ubani läfst sich an einem Tag hin und zurück machen. Bedeutend weiter aber auch lohnender ist ein Ausflug zum See Tabiszchuri, für welchen man zwei bis drei Tage ansetzen mufs. Wir steigen in den Woronzow-Park hinauf[1], an dessen Ende über steil zum Schawi-Zchali abfallenden Felsen ein grusinisches Dorf, Sadgeri, mit alter Kirche und geräumigem Kirchhof steht. Von hier aus geniefsen wir einen schönen Einblick in das tief unten liegende Thal, in welchem ein prächtiger Tannenwald emporstrebt. Wir halten die Richtung nach SSO und gelangen durch schönen Laubwald, langsam aufsteigend, auf ein ausgedehntes Plateau mit fruchtbaren Feldern und schönen Wiesen, an welche sich rechts und links in der Ferne Kiefern- und Tannenwald anschliefst.

[1] Die neuangelegte Poststrafse führt zuerst im Thal des „schwarzen Baches“ hin und steigt dann zum Plateau auf.

Hier oben, wohl 2000 Fuſs über Borschom, liegen die Dörfer Zichisdschwari, von Griechen bewohnt, und das grusinische Dorf Bakuriani am Rande eines groſsen Waldes. Dieses Plateau bildet gewissermaſsen die Vorstufe zu der groſsen Hochebene, zu welcher wir jetzt zwischen mächtigen Beständen des Rhododendron caucasicum aufsteigen. Die Pflanzen bilden mit ihren fast mannshohen Zweigen ein undurchdringliches Gewirr. Zur Blütezeit gewährt das Ganze einen bezaubernden Anblick, wenn auf dem dunkeln Grunde der glänzend grünen Blätter die zarten weiſsen und rosafarbenen Blumenkelche sich abheben. Hier ist überhaupt die Vegetation eine ungemein üppige: Scabiosen, Aconitum, Delphinium, Betonica grandiflora, Pyrethrum etc. erreichen ganz ungewöhnliche Höhe. Vom Passe aus, der den für den Mund des Europäers nicht ganz bequemen Namen Zchra-Zcharo (= neun Quellen) trägt und mit 7620′ Höhe auf den Karten verzeichnet ist, bleibt uns noch ein kleines Stück Wegs bis zum See, das wir zu Pferd in etwa einer Stunde zurücklegen. Man kann sich keinen gröſseren Kontrast denken, als die Aussicht, welche sich uns vom Paſs aus darbietet. Wie zwei ganz verschiedene Welten thut es sich vor unseren Augen auf. Vor uns, soweit der Blick reicht, eine einförmige Hochebene in gelblich opalisierender Farbe; da und dort ragen einzelne Bergkegel aus derselben auf — eine öde arme Hochsteppe; hinter uns nach N, NO und NW ruht das Auge auf einem ganzen Meere von Grün, auf den herrlichen Wäldern von Borschom, welche in bald helleren, bald dunkleren Nüancen schillern. Die reine Gebirgsluft, die wir hier atmen, versöhnt uns einigermaſsen mit der trostlosen Öde der Landschaft. Zum See steigen wir etwas abwärts. Er ist in einer Mulde am Fuſse eines hohen Berges eingebettet. Am Nordufer liegt

ein kleines armenisches Dorf, wo wir in einem dem Anschein nach sehr einladenden Zimmer des Dorfältesten ein Unterkommen finden. An den Längsseiten stehen breite Tachten in zwei Stufen, bedeckt mit hübschen Teppichen. Wir freuen uns, nachdem wir ein Mahl köstlicher Forellen zu uns genommen, auf ein gutes Nachtlager. Aber die Nacht wurde eine sehr böse. Die Teppiche erwiesen sich als Wohnsitz einer ungeheuren Anzahl von Insekten, welche uns kein Auge zumachen liefsen. Dazu machte der an unser Gemach anstofsende Stall die Atmosphäre unseres Zimmers auch nicht besser. Auf solche Überraschungen mufs man sich im Kaukasus immer gefafst machen und darf in der Regel noch froh sein, wenn man überhaupt noch irgendwo unter Dach und Fach kommt. Denn auch „die schlechteste Gesellschaft“ (in diesem Falle die Insekten) „läfst dich fühlen, dafs du ein Mensch bist“. Draufsen im freien Felde zu übernachten wäre noch viel ungemütlicher gewesen, da wir ganz und gar nicht darauf eingerichtet waren.

Wenn wir von Borschom aus den Lauf der Kura weiter hinauf verfolgen wollen, so benützen wir dazu am besten Postpferde, welche die 46 Werst betragende Entfernung nach Achalzych in wenigen Stunden zurücklegen. Noch 26 Werst fahren wir im engen Thale der Kura, welches sich vor der ersten Station nach Borschom so sehr verengert, dafs die Strafse hoch über dem Flufs in Felsen eingehauen werden mufste, stellenweise erweitert sich das Thal und ermöglicht Acker- und Gartenbau in seiner Sohle. Vor und namentlich in der weiten Ebene hinter Azchur liegen einige grusinische Dörfer, deren Bewohner aber ganz wie Türken aussehen; auch Armenier hat der Feldmarschall Paskewitsch hier angesiedelt. Die Dörfer besitzen ausgedehnte Obstgärten und die dort gezogenen Äpfel finden

unter dem Namen „Achalzycher“ in Tiflis guten Absatz. Bei dem grofsen Dorf Azchur auf dem rechten Ufer der Kura erheben sich auf steilen Felsen die Ruinen einer alten türkischen Festung, wo bis zum Jahre 1828 eine türkische Garnison lag. Inmitten des Orts stehen die Reste einer mehr als 1000jährigen Kirche, welche nach der Aussage der grusinischen Chroniken vom byzantinischen Kaiser Heraclius erbaut worden ist; dieser Bau wurde im 18. Jahrhundert von den Türken zerstört. Das uralte Bild der Mutter Gottes, welches einst diesen Tempel zierte, wurde vor profanen Händen in das Kloster von Gelati in der Nähe von Kutais gerettet.

Hinter Azchur verlassen wir das Thal der Kura und gelangen in eine getreidereiche Ebene, durchflossen von dem Poschow-Tschai. Nach allen Seiten hin eröffnet sich ein freier Blick, den die fernen kahlen Berge begrenzen, links drüben winken von weitem die Häuser von Achalzych, hoch oben auf dem Berge angebaut. Das Städtchen, bei den Grusinern Achal-Ziche, d. i. „neue Festung“, von den Türken Achiska genannt, war einst ein wichtiger strategischer Punkt und bedeutende Handelsstadt. Hier war die Hauptstadt der rein grusinischen Landschaft Samzche oder Semo-Kartli (d. i. Oberkarthalinien), welche die Bassins des Tschoroch und der oberen Kura in sich schlofs. Umgeben von hohen, schwer zugänglichen Bergen bildete die Landschaft von Natur ein in sich abgeschlossenes Ganze, welches in den Leitern derselben die Luft nach völliger Unabhängigkeit erweckte. Und so geschah es, dafs ein gewisser Sarkis II. im Anfang des 14. Jahrhunderts ein selbständiges Reich gründete und den türkischen Titel Atabek annahm. Aber

[1] Vergl. E. Weidenbaum, Führer durch den Kaukasus (in russischer Sprache).

die Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. Die mächtigere Türkei machte das Land zuerst tributpflichtig und verlangte von dem Fürsten desselben kategorisch die Annahme des Islam. In der Mitte des 18. Jahrhunderts finden wir an Stelle der einheimischen Fürsten türkische Paschas, welche dem Seraskir von Erzerum untergeordnet waren. Im Besitz von Achalzych hatten die Türken grofsen politischen Einfluſs auf den westlichen Teil von Transkaukasien. Dieser türkische Einfluſs zeigte sich namentlich darin, daſs die echt grusinische Bevölkerung von Samzche das Christentum mit dem Islam vertauschte und ganz und gar ihren grusinischen Ursprung vergaſs, so daſs sie jetzt in offiziellen Berichten als Türken aufgeführt werden. Das erscheint um so auffallender, als es kaum einem Zweifel unterliegt, daſs die Urheimat des kartwelischen Stammes im Oberlauf der Kura und des Tschoroch zu suchen ist.[1] Als im Jahre 1828 Rufsland das Land eroberte, wanderte ein groſser Teil der vertürkten Grusiner in die Türkei aus.

Übrigens muſs man den Türken das lassen, daſs Achalzych unter ihrer Herrschaft in hoher Blüte stand und durch seinen Reichtum berühmt war. Es war ein Hauptmarkt für Sklavenhandel, die Lesghier verkauften dorthin die gefangenen Christen. In der alten Festung stand, hinter hohen Mauern geborgen, das berühmte Lyceum mit reicher Bibliothek und seltenen arabischen Handschriften, welche jetzt der Petersburger Bibliothek einverleibt sind. Als Achalzych von den Russen genommen wurde, hatte es 50 000 Einwohner. Zwar entstand auf dem rechten Ufer des Poschow-Tschai eine neue Stadt, aber die Bevölkerung

[1] Neuerdings verlegen einige Gelehrte die Urheimat der Grusiner noch südlicher an den Wansee; die dort gefundenen Inschriften sollen altgrusinisch sein.

ist seitdem bedeutend zurückgegangen und beträgt jetzt kaum 15000. Unter den verschiedenen Produkten der Achalzycher Industrie sind im ganzen Kaukasus besonders berühmt die schönen Filigranarbeiten in Silber und Schnitzereien in Holz, sowie seidene Schnüre in allen Farben. Im allgemeinen macht das Städtchen einen traurigen Eindruck und zu sehen ist da sehr wenig. Kenner und Freunde christlicher Altertümer können die Kirche in der Festung besuchen, welche die Spuren hohen Alters trägt und aus einer Moschee in ein christliches Gotteshaus umgewandelt wurde, während das Minaret als Glockenturm dient.

Etwas über 20 Werst nordöstlich von Achalzych liegt das in den letzten Jahren vielgenannte Abas-Tuman, wo der russische Thronfolger einen grofsen Teil des Jahres zubringt. Man gelangt dahin über einen kahlen Pafs, zu welchem der Weg sogleich hinter der erwähnten Stadt aufsteigt, um sich dann allmählich zum Thal des Ozche- oder Abastumanflusses hinabzusenken. Durch eine sehr enge, bewaldete Schlucht, die etwa eine Werst lang sein mag, gelangen wir in einen Thalkessel, der durch einen kleinen Felsengrat in zwei Hälften geteilt ist. In der Nähe dieses Grats entspringen der Erde jene heilsamen Schwefelquellen, welche den Ruf Abastumans begründet haben. Sie teilen sich in Gruppen mit Temperaturen von 27—39° R. Die Bäder sind nach den neuesten Anforderungen der balneologischen Wissenschaft eingerichtet. Was ihnen den Vorzug vor den reichen Schwefelquellen von Tiflis giebt, ist die reine Gebirgsluft — Abastuman liegt 4170′ über dem Meer — welche durch die ringsum die Berge bedeckenden Kiefernwälder ein köstliches Aroma erhält. Seit der hohe Gast dort zu weilen pflegt und sich dort eine Villa und eine kleine Sternwarte erbaut hat, ist der Ort sehr in Aufnahme gekommen. Auch

der Grofsfürst Alexander Michailowitsch, der Gemahl der Grofsfürstin Xenia, hat sich hier angebaut. Wohnungen und Lebensmittel sind übrigens in Abastuman noch teurer als in Borschom.

Wer von Abastuman nicht auf dem gleichen Wege zurückkehren will, dem steht eine der schönsten Touren in Aussicht, welche man im Kleinen Kaukasus machen kann und die sich sogar im Wagen zurücklegen läfst. Wir verfolgen den Ozchefluſs weiter aufwärts und gelangen auf den Grat des Achalzychimmerethinischen Gebirges, von wo sich bei klarem Wetter eine herrliche Aussicht über den Kleinen Kaukasus, auf das Rionthal und die schneeigen Gipfel des Grofsen Kaukasus eröffnet. Ein nicht ganz ungefährlicher steiler Abstieg in die wildromantische Schlucht des Chani-Zchali führt uns durch üppige Wälder zur Station Rion oder Kutais. Dieser Weg diente im Spätherbste des Jahres 1895, als durch nie dagewesene Überschwemmungen die Bahn von Tiflis nach Kutais unterbrochen wurde, längere Zeit als einzige Verbindung zwischen dem Rionthal und dem Kurathal. In den Wintermonaten ist übrigens der über 7000' hohe Sekaripafs so eingeschneit, dafs er selten passierbar ist.

Lange, bevor die jetzt so luxuriösen Bäder Borschom und Abastuman als Sommeraufenthalt in Mode kamen, pflegten die Tifliser, soweit es ihnen der Dienst und die Mittel erlaubten, in den näheren und ferneren Umgebungen der Stadt, in Kodschori, Manglis, Bjeli-Kljutsch (= weifses Wasser) ihr Sommerlager aufzuschlagen. Diese Orte haben zwar keine Heilquellen, dagegen sehr reine Luft und nach der Hitze des Tages kühle Abende und Nächte. Während in Tiflis auch in Sommernächten, wo von den Häusermassen die tagsüber eingesogene Glut wieder ausgehaucht wird,

auf den Straſsen und in den Wohnungen eine fast unerträgliche Temperatur herrscht, kühlt sich dort in der Höhe von 4000′ und darüber das Erdreich und die Luft rasch ab und von den Wäldern her weht frischer, belebender Hauch. Der groſse Mangel dieser Villenorte ist freilich der, daſs man keine oder sehr schlechte Gelegenheit zum Baden hat; dagegen sind die ländlichen Produkte dort (mit Ausnahme von Kodschori) verhältnismäſsig billig. Die meisten Landhäuser in Manglis und Bjeli-Kljutsch sind einfache russische Bauernhäuser, aus Balken grob gefügt und innerlich und äuſserlich mit Lehm beschmiert und weiſs getüncht, die mit Schindeln gedeckten Dächer sind keineswegs wasserdicht, so daſs es zuweilen vorkommt, daſs man im Bett den Regenschirm aufzuspannen genötigt ist. Alle diese Orte liegen in demjenigen Teile des Kleinen Kaukasus, welcher den Namen trialetisches Gebirge trägt und den südlichen Rand des mittleren Kurathals bildet. Es entsendet in dasselbe einige kleine Flüsse, wie die Wera, Alget und den Chram. Der Charakter der Landschaft ist: sehr coupiertes Terrain, fruchtbare Hochplateaus, teilweise mit Wald bewachsen, welcher sich aber mehr an den Abhängen der tief eingeschnittenen Schluchten angesiedelt hat; die Kuppen und langgestreckten Gebirgszüge zeigen meist schöne abgerundete Formen und bieten saftig grüne Weiden dar. Die höchsten Erhebungen erreichen die Höhe von 7000′, das Mittel mag nahe an 4000′ betragen. Auf den Nordabhängen steigt der Wald fast bis zur höchsten Höhe hinauf, während die Südseite meist entblöſst ist. Der auf der Nordseite länger sich haltende Schnee giebt den Pflanzen Schutz vor Frost und versieht sie, langsam tauend, mit dem gehörigen Vorrat von Feuchtigkeit, während an den Südabhängen der Schnee selten liegen bleibt und in Wasser verwandelt rasch

abläuft. Das so entblöfste Erdreich friert dann nachts um so fester wieder zu. So ist denn allenthalben die Vegetation der Nordabhänge eine sehr üppige, wenn der Wald nicht freventlich ausgerottet worden, die der Südseite meist arm.

Derjenige Teil von Tiflis, welcher auf dem rechten Ufer der Kura liegt, ist an den steilabfallenden Ausläufern jenes Trialetgebirges terrassenförmig aufgebaut. Diese Ausläufer überragen die Stadt um mehr als 1200′ und erreichen etwa 7 Kilometer in der Luftlinie von Tiflis im sogenannten Signalberg schon eine Höhe von 5000′. Am Nordfufse des Berges liegt der Ort Kodschori mit seinen Landhäusern, welche meist reiche Armenier zu Besitzern haben. Im Winter ganz ausgestorben, ist der Ort im Sommer sehr belebt und dient als Residenz des Chefs der Civilverwaltung des Kaukasus, wie auch des Generalstabs der kaukasischen Armee. Die in Zickzacklinien sich hinaufwindende, 17 Werst lange Strafse ist im Sommer von Omnibussen und Diligencen und allerlei Equipagen ungemein belebt, welche die Strecke in 2—3 Stunden zurücklegen. Der nähere Fufs- und Reitweg beträgt sieben Werst. Die Umgebungen von Kodschori — Buschwerk, junger Wald, Wiesengründe — sind nicht gerade sehr anziehend, besonders in der Sommerhitze; dagegen geniefst man dort kräftig reine Luft und herrliche Aussicht. Im Norden begrenzen den Horizont die Gipfel des Kaukasus: Borbalo, Kasbeck, Adai-Choch, Tepli etc. Man sieht tief hinab bis zu ihrem Fufs, darum erscheinen sie um so gigantischer; die bewaldeten Vorberge mit ihren dunkelblauen Abhängen sind nun verschwindend klein gegen jene Riesen; gerade aus, dort unten, fast mit der Hand zu erreichen, sehen wir einen Teil von Tiflis, durch welches das silberne Band der Kura sich hinzieht; rechts von uns erscheint der schneeweifs glänzende Spiegel des Salzsees

von Kodi, in dessen Umgebung einige grusinische Dörfer sich im Grün üppiger Gärten verstecken; dort nach SW ragen die grotesken Formen von Kerogli, eines kahlen, steilabfallenden Felsen mit alten Burgruinen zum Himmel empor. Wer schwindelfrei ist und das Risiko nicht scheut, viele hundert Fuſs senkrecht abzustürzen und mit Lebensgefahr zu den höchsten Felsen Keroglis hinaufklettert, dem erweitert sich der Horizont noch bedeutend und läſst ihn einen Einblick thun in das von Tataren bevölkerte Bortschalo, an welches sich dann im Hintergrund die carthalinischen und weit, weit am Horizont hinter der Landschaft Zalka die sogenannten „feuchten Berge“ anschlieſsen. Kerogli erinnert einigermaſsen an den Drachenfelsen bei Godesberg am Rhein oder an den Lichtenstein auf der schwäbischen Alb, es fehlt aber das stolze Schloſs, welches jene krönt. In der Nähe von Kodschori finden wir, tief versteckt im Wald und in schwer zugänglichen Schluchten und Thalkesseln, die Überreste uralter grusinischer Heiligtümer mit auſserordentlich schönen Bandverzierungen der Thüren und Fenster. Nur durch Verrat konnte der Feind zu diesen Gotteshäusern gelangen, die er dann aber auch um so gründlicher in blindem Fanatismus zerstörte; sogar den groſsen Freskofiguren an den Wänden wurden die Augen ausgestochen. Groſse Massen von Bausteinen und Mauerreste, sowie die Menge von Nuſsbäumen, verwildertem Obst und Rebstöcken lassen den sicheren Schluſs ziehen, daſs hier vor nicht zu langer Zeit groſse Ansiedlungen waren. Eine merkwürdige Geschichte trug sich mit jenen Reben zu, welche trotz Mangels an menschlicher Pflege nicht überall verwilderten. Ein Weingärtner der in jener Gegend gelegenen deutschen Kolonie Elisabeththal fand in dieser Wildnis zufällig Weinstöcke mit auſserordentlich vollkommenen

und süfsen blauen Trauben und suchte damit seine Weinstöcke zu veredeln. Das Resultat war ein so unerwartet gutes, dafs jetzt fast alle Weinstöcke der Kolonie auf diese Weise veredelt sind und seitdem der Elisabeththäler Wein bedeutend besser ist als früher. So etwas macht der grusinische Winzer dem Deutschen nicht nach, dazu ist er viel zu apathisch und indifferent.

Ich mache hier eine kleine Abschweifung. Wenn ein Deutscher seine früheren Landsleute in Transkaukasien aufsuchen will, so findet er sie fast ausschliefslich im Kleinen Kaukasus. Die Krone hatte speciell hier eine Menge brachliegender Ländereien zu vergeben und siedelte da die Einwanderer aus Rufsland und aus Westeuropa an. Ein verhältnismäfsig grofses Kontingent stellte Deutschland, speciell Württemberg im Jahre 1819. Die Schwaben hatten sich als Ziel ihrer Reise ursprünglich Palästina vorgesteckt, blieben aber unterwegs liegen und so wurde der Kaukasus für sie das „gelobte Land". Zwar viel Milch und Honig ist da im Anfang nicht für sie geflossen; trotz der freigebigen Unterstützung der russischen Regierung hatten sie es recht hart, bis sie sich aus dem Gröbsten herausgearbeitet hatten. Ein grofses Glück war es für die Ansiedler, dafs das Klima des Kleinen Kaukasus namentlich in den höheren Lagen dem Klima der Heimat ziemlich entsprach, während in den allerdings viel fruchtbarern Niederungen der Kura und ihrer Zuflüsse, sowie im Bassin des Rion verheerende Fieber herrschen, welche dem Ausländer sehr gefährlich sind.

Eine solche deutsche Kolonie sticht gegen die schmutzigen und unregelmäfsig gebauten Dörfer der einheimischen Bevölkerung vorteilhaft ab. Die saubern Häuser mit ihren Giebeldächern und die geraden Strafsen, welche an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt sind, machen einen angenehmen

Eindruck. Und wie das Dorf, so sehen auch Gärten und Felder ordentlich und wohlgepflegt aus; wir finden hier im fernen Osten ein Stück Heimat. Die Männer und Frauen haben die Tracht der Heimat fast ganz beibehalten und alles schwäbelt uns immer noch recht gemütlich entgegen wie im Schwabenland. Hochdeutsch wird nur von wenigen verstanden, ob absichtlich oder nicht, will ich nicht entscheiden. Es kostete mich z. B. in Elisabeththal nicht geringe Mühe, das Wirtshaus zu finden. Als ich nach dem „Gasthaus“ fragte, wurde ich nicht verstanden und als ich es endlich zufällig doch gefunden, so belehrte man mich dort: „Se hettet na där Mine froga solle, diä kennt jedes Kind.“ Die Mine ist eine treffliche Wirtin und ich kann ihr Gasthaus allen Reisenden empfehlen. „Billig und gut“ ist ihr Wahlspruch. — Einen eigentümlichen Eindruck machte es, als wir nicht weit vom Dorf einen grusinischen Arbeiter nach dem Weg fragten und er uns, als er hörte, dafs wir deutsch sprachen, im gemütlichen „schwäbisch“ antwortete. Die Grusiner und Tataren der Umgegend, welche oft bei den deutschen Kolonisten als Taglöhner sich verdingen, haben sich auch einige schwäbische Brocken angelernt; die Kolonisten selbst sprechen fast alle auch tatarisch und grusinisch, aber leider fast gar nicht russisch, was ihnen zum grofsen Nachteil gereicht, namentlich wenn sie zum Militärdienst eingezogen werden. Während die Grusiner in allen Beziehungen gute Nachbarn sind, sind die Tataren ein böses Räubervolk, welches beständig Pferde und Vieh raubt. Übrigens sind die Kolonisten wohl auf ihrer Hut und machen im Ernstfalle wenig Federlesens mit den Räubern, sie schlagen oder schiefsen sie einfach tot; infolge dessen werden sie von dem Gesindel gebührend respektiert. Ich werde später noch ausführlicher von der

reichsten deutschen Kolonie im Kaukasus sprechen; von Elisabeththal sei noch gesagt, dafs es eine verhältnismäfsig arme Kolonie ist, wo die Leute schwer arbeiten müssen, wie man ihnen das auch ansieht; doch haben sie immerhin ihr Auskommen und unterhalten Schule und Pastorat, wenn auch kümmerlich, aus eigenen Mitteln.

Auf dem Hochplateau, auf welchem das Terrain von Kodschori eine Art Höcker bildet, führt eine vorzügliche Poststrafse zum Stabsquartier Manglis[1], wo das eriwansche Regiment liegt. Die Aussicht, welche man von derselben nach allen Seiten hin geniefst, ist in hohem Grade anziehend. Hinter dem sogenannten „weifsen Duchan“[2], wo die meisten Reisenden Station machen, um selbst einige Erfrischungen zu sich zu nehmen und die Pferde zu füttern, steigt die Strafse zu bedeutender Höhe empor. Hier eröffnet sich dem Auge bei klarem Wetter ein umfassendes Panorama des Hochgebirgs bis hin zu den westlichen Riesen des Kaukasus, zum Elbrus und seinen Nachbarn, welche von Tiflis und Kodschori aus durch Vorberge verdeckt sind. Von hier aus gelangen wir durch grofse Waldkomplexe und an jäh abstürzenden tiefen Schluchten vorüber zum Priut, einer alten russischen Soldatenkolonie und weiterhin nach Manglis, welches von hohen Bergzügen umgeben auf einem mäfsig hohen Plateau liegt, dessen Ränder zur Alget und deren kleinen Zuflüssen steil abfallen. In langen Streifen ziehen sich die Häuser längs der Exerzierplätze und der Strafse nach verschiedenen Richtungen hin. Das Gros des Orts konzentriert sich um die Kirche, die Kasernen und die

---

[1] Manglis liegt 65 Werst von Tiflis und ist in einem Tag bequem zu erreichen.

[2] Manche leiten das Wort Duchan vom griechischen *ξενοδοχεῖον* ab, was sehr plausibel ist.

Wohnungen der Offiziere und Beamten in der Nähe des kleinen Exerzierplatzes. Ein solches kleines Garnisonsstädtchen hat auch hier seinen eigentümlichen Charakter und als Sommeraufenthalt, besonders für die Damen einen besonderen Reiz. Hier vereinigt sich gewissermafsen Stadt- und Landleben; wohlgepflegte Wege, schöner Park, Militär musik, Tanz, Liebhabertheater, Klub, Bibliothek u. s. f. machen das Landleben angenehmer. Die Offizierswelt, welche den Winter über mehr oder weniger eingeschneit ist und bei der das gesellige Leben in jener Jahreszeit fast auf dem Gefrierpunkt steht, wacht durch den reichlichen Zufluſs des groſsstädtischen Elements aus seinem Schlafe auf und veranstaltet zur Unterhaltung der Gäste allerlei Vergnügungen: Bälle, Picknicks, Reitpartien, Spazierfahrten und dergl. Oftmals beziehen noch andere Regimenter das Lager zu Manglis und dann entfaltet sich dort ein gar lustiges Leben. Nach der sauren Arbeit des Tages auf Exerzierplatz und Manöverfeld folgen abends Gäste und frohe Feste im Lager, das unter mächtigen Kiefern in malerischer Umgebung aufgeschlagen ist. Von allen Seiten tönen Gesänge und Musik und manches Tänzchen wird auf weichem Rasen aufgeführt, der von farbigen Lämpchen und Laternen und vom silbernen Scheine des Mondes beleuchtet ist. Liebenswürdige Wirte und flotte Kavaliere sind diese russischen Offiziere, das muſs man ihnen lassen.

Neben dem Stabsquartier wohnen in sogenannten „Sloboden“ alte ausgediente Soldaten mit ihren Familien. Die Regierung hat ihnen im Stabsquartier Plätze zu Häusern und ein gemeinschaftliches Gemeindeland angewiesen. Solche russische Kolonien finden wir in nächster Nähe von Manglis in Alt-Manglis und in der sogenannten Poselenje (= Ansiedlung), ebenso in Bjeli-Kljutsch und einigen andern Orten.

Die Regierung hat bis jetzt mit diesen russischen Ansiedlern — ausgenommen die Sektanten — wenig Glück gehabt. Im Feiern der verschiedenen Heiligen- und anderer Feiertage sind die Ansiedler ungemein gewissenhaft, im Besuche des Duchans (Ausschank verschiedener Getränke) nicht minder, dagegen sieht es mit der Arbeitsamkeit sehr faul aus. Freilich ist die Bearbeitung des schweren Lehmbodens, wo man oft 6–8 Paar Büffel und Ochsen vor den Pflug gespannt sieht, keine leichte Aufgabe; aber bei rationeller Behandlung giebt er gute Ernten. Nun wird aber der Boden bei den Russen nie gedüngt, das Land wechselt alle zwei Jahre seinen Besitzer und jeder sucht dasselbe möglichst auszubeuten. Übermäfsig viel Land haben die Leute auch nicht (drei Dessätinen auf den Hof), so dafs sie sich mühsam durchschlagen. Das Vermieten der Landhäuser, das Fuhrwesen und der Verkauf verschiedener ländlicher Produkte an die Sommerfrischler hilft ihnen ein wenig auf, sonst würden sie ganz verarmen . . .

Ein altehrwürdiges Heiligtum steht in Alt-Manglis in malerischer Umgebung. Es hebt sich vom dunkeln Fond der hinter der Alget aufsteigenden Wälder vorteilhaft ab. Seit ihrer Restauration im Jahre 1858 ist diese Kathedrale neben den Kathedralen von Mzchet, Ananur, Atla Verdi, Gelati etc. ein imposantes, noch gut erhaltenes Denkmal georgischer Baukunst, während Hunderte solcher herrlicher Bauten in Trümmern liegen, aus welchen sie wohl nie mehr entstehen werden. Das grusinische Volk hat sich mit diesen prächtigen Tempeln zur Ehre Gottes ein schönes Zeugnis ausgestellt. Für den christlichen Glauben hat dieses Volk nicht nur seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Ära stets freudig sein Leben eingesetzt gegen die Feinde der christlichen Religion, es hat auch, so ärmlich es lebte,

das letzte von seinem geringen Besitz abgegeben zum Bau der Gotteshäuser. Die georgischen Kirchenbauten gehören dem byzantinischen Stil an. Die Baumeister mufsten aber denselben für die hiesigen Verhältnisse und das hiesige Klima etwas modifizieren. In dem Lande, das den räuberischen Überfällen Andersgläubiger so sehr ausgesetzt war, mufsten diese Kirchen auch zugleich feste Burgen sein. Darum sind sie alle von hohen Mauern und Türmen [1] umgeben. Die Kirchen selbst sind durch dicke Mauern, gewölbeartige Eingänge und schmale Fenster, deren Fassung (Blei und Kupfer) feuerfest waren, zur Verteidigung eingerichtet. Die schmalen Fenster haben übrigens für das heifse Klima auch den Vorteil, dafs die Hitze weniger eindringt [2]. Diesen verschiedenen Umständen mufsten die Baumeister gerecht werden. An die Stelle der grofsen und breiten byzantinischen Bogenfenster traten die schmalen. Zu diesen wollte aber die auf breiter Basis aufgebaute Kuppel [3] nicht mehr passen. Daher erhielt der Turm, welcher in der Kreuzung des Hauptschiffes mit den Nebenschiffen sich erhebt, ein verjüngtes Mafs und wurde von einer konischen Spitze gekrönt.

Die grusinischen Chroniken geben der Kirche von Manglis ein sehr hohes Alter. Sie schreiben die Gründung derselben dem vierundzwanzigsten König von Grusien, Mirwan oder Mirjan, zu, welcher von 252—329 regiert haben soll. Auf die Bitte des Königs habe der Kaiser

---

[1] Wall und Graben finden wir bei keiner einzigen Befestigung im Kaukasus, also auch hier nicht.

[2] Für die engen Fenster mag unter anderem auch der Mangel an Glas mafsgebend gewesen sein.

[3] Vielleicht wurden die Baumeister auch durch die Schwierigkeit, die Segmente für eine solche Kuppel zu berechnen, vom Bau einer solchen abgehalten.

Konstantin Architekten und Geistliche, sowie als wertvolle Reliquien einige Nägel vom Kreuze Christi dahin geschickt. Unten den 12 Bischofssitzen, welche der König Wachtang Gurgaslan 473 gegründet hat, wird auch schon Manglis erwähnt. Der Zarewitsch Bachuscht setzt die Gründung des Tempels ins vierte Jahrhunoert, andere dagegen und besonders der Akademiker Brosset stellen auf Grund von Inschriften das Jahr 240 des paschalischen Cyklus als Gründungsjahr fest, was dem Jahre 1020 entsprechen würde. Nach Handschriften, welche im Kloster Gelati bei Kutais sich erhalten haben, lebte 1047 ein Bischof Tuladse in Manglis. Die dortige Gegend, Somchetien genannt, gehörte damals dem Lipariten Orbeliani, einem mächtigen Vasallen der grusinischen Könige und fast unumschränkten Herrscher des südlichen Grusiens. Er konnte 12 Fähnlein, jedes zu 1000 Mann ins Feld stellen. Die feste Citadelle Klde-Kar, etwas nördlich von Manglis, am Ursprung der Alget, war die Hauptresidenz des Geschlechts, welches mongolischer resp. chinesischer Abstammung sein soll.

Von der Kirche führte ein wohl drei Werst langer unterirdischer Gang, dessen Spuren noch heute erhalten sind, nach dem jetzigen grofsen Exerzierplatz des Stabquartiers, den einst dichter Föhrenwald bedeckte. Er diente wohl dazu, zur Zeit der Gefahr eine Zuflucht oder die Möglichkeit einer Verproviantierung und des Verkehrs mit der Aufsenwelt zu gewähren. Lange Zeit lag der schöne Bau in Trümmern und die Steine wurden zu allerlei Bauten verschleppt, wobei manche wertvolle Inschrift verloren gegangen sein mag. Erst vor bald 40 Jahren wurde er wieder hergestellt und die Mauern und Gewölbe tönten aufs neue wieder von den erhebenden Gesängen der orthodoxen Kirche. An dem vom Alter geschwärzten Turm

haben sich Mauerschwalben in unzähligen Massen angesiedelt und ihre Nester oft mehrere Stockwerke über einander angeklebt. Sie fühlen sich sicher hoch da droben, niemand stört sie, obgleich sie gerade nicht zur Reinlichkeit des Heiligtums beitragen.

Wohl älter als diese ehrwürdige Kathedrale von Manglis ist die gänzlich zerstörte Kirche drunten an der Alget. Nur die Mauern sind noch von derselben erhalten und die spärlichen Überreste der sie umgebenden Befestigungswerke sind von Bäumen und Gesträuch überwachsen. Eine grofse künstliche Höhle in nächster Nähe dieser Ruinen lohnt des Besuches. Durch einen in den Felsen gehauenen Eingang steigt man mit einiger Mühe ein Stockwerk hoch und gelangt zu einem engen aufwärts führenden Gang, den eine etwas beleibte Person völlig ausfüllt. Auf allen Vieren kriechend kommt man in eine Höhle von der Gröfse und Höhe eines Zimmers, von dessen Fensteröffnungen die Felsen wohl 100' tief steil abstürzen. Hier mögen einst fromme Einsiedler gehaust und ihren frommen Brüdern zur Zeit der Not Zuflucht gewährt haben.

Die Umgebungen von Manglis, namentlich die weiteren, bieten reizende und mannigfaltige Spaziergänge. Wem es nicht schwer fällt, bergan und bergab zu klettern, der kann sich wochenlang in den schönen Wäldern und auf prächtigen subalpinen Matten ergehen, immer wird ihm die reiche Natur neue Schönheiten darbieten. Dort oben auf den herrlichen Wiesen entwickelt sich zur Zeit der Heuernte ein reges Leben, überall winken uns Zelte und Laubhütten entgegen, in welche sich die Bauern und Soldaten auf einige Wochen ansiedeln und das gemähte Heu in mächtigen Heuschobern auftürmen. So bleibt es denn im Freien stehen und wird je nach Bedarf von Zeit zu Zeit eingefahren.

Dafs es dadurch nicht besser wird, ist klar, aber es sind keine Scheunen vorhanden, um dasselbe im trockenen Raum unterzubringen. Der Verbrauch ist übrigens ein geringer, da das Vieh fast das ganze Jahr über im Freien weidet. Im Frühjahr erblüht auf jenen Matten ein reicher Blumenflor, unter welchem Pyrethrum roseum und die schöne goldgelbe Lilie (Lilium colchicum), sowie verschiedene Orchideen und sehr vollkommene Vergifsmeinnichte besonders hervorstechen, im Sommer blüht dort unter anderm der grofse scharlachrote Mohn mit schwarzem Grunde (Papaver orientale), im Herbst prangen verschiedene Gentianen (acaulis, gelida etc.), erstere von dunkelblau bis ins Weifse variierend, Astrantia, Arnica, prächtige Delphinien, das schöne dunkelrote Colchicum speciosum mit seinen tulpenartigen Kelchen, verschiedene Scabiosen, namentlich columbaria, verschiedenfarbige Malvaceen, prächtige Disteln und Centaureen, Echinops vitro, rote und blaue Echium, mannshohe Inulae, ungemein grofse und entwickelte Campanulae, Aconitum, Arnica, Betonica grandiflora, prächtige Nelken etc. etc. Wer zählt sie alle auf die herrlichen, in die mannigfaltigsten Farben gekleideten Kinder Floras?

Nach Süden und Norden begrenzen den Horizont von Manglis zwei langgestreckte Bergzüge, die Bedini nach S und Sazchenelo (beim Volk Karthalini geheifsen) nach N. Beide sind etwa 6000′ hoch. Der Wald steigt bis an den Rand hinauf. Die Bedini bilden ein breites Hochplateau, das gegen das Stabsquartier Bjeli-Kljutsch[1] sich bedeutend senkt, in entgegengesetzer Richtung zur Landschaft Zalka und dem Quellgebiet des Chram ansteigt. Dort finden wir einige griechische Kolonien, auch Deutsche haben sich da

[1] Bjeli-Kljutsch heifst in der Übersetzung: Weifser Brunnen. Der Ort hat eine sehr reichliche klare Quelle, die aber etwas kalkhaltig ist.

angesiedelt. Sie treiben dort Viehzucht und haben ihre Käsereien, deren Produkte in Tiflis guten Absatz finden. Spuren alter Lavaströme können wir da oben allenthalben wahrnehmen, sie haben wohl manche Schluchten und Thäler ausgefüllt und so das Terrain geebnet.

Bjeli-Kljutsch, wird im Sommer auch von den Einwohnern der Stadt Tiflis als Sommeraufenthalt aufgesucht, liegt aber in fast ganz kahler Gegend. Es bietet des Interessanten wenig oder gar nichts. Dagegen kann ich eine uralte Stadt, die in einer Entfernung von 6 Werst von demselben liegt, nicht mit Stillschweigen übergehen. Es ist Samschwilde, dessen Ruinen wir einen kurzen Besuch machen. Die grusinische Chronik Kartlis - Tzchowreba schreibt die Gründung der Stadt und Festung dem Kartlos, dem Stammvater des grusinischen Volkes zu. Ihr früherer Name war Orbi oder Orbeti, d. i. „Gegend der Adler", später erhielt sie den Namen „Ort des Bogens", das bedeutet Samschwide. Die Einwohner mögen als gute Bogenschützen oder als Fabrikanten vorzüglicher Bogen und Pfeile berühmt gewesen sein. Ein vorzügliches Material dazu lieferte ihnen der dort in Menge wachsende Paleurus aculeatus. Etwa 500 Jahre vor Christi Geburt wurde die Gegend vornehmen Auswanderern aus Turan (China) verliehen, welche sich nach der Stadt Orbi—Orbeliani nannten. Wir hatten oben schon Gelegenheit, von diesem berühmten Fürstengeschlecht der Dschambakurjan-Orbeliani zu sprechen. Samschwilde wurde zum erstenmal von den Horden Tamerlans und später von den Türken 1578 serstört, wird aber in der Geschichte Grusiens noch Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als befestigter und bewohnter Ort genannt; jetzt ist es völlig verlassen und wird nur einmal im Jahr noch von frommen Wallfahrern besucht.

Der Erbauer der Festung konnte den Ort für seine

Festung nicht günstiger wählen. Samschwilde liegt auf hohen Trachytfelsen, da wo die Flüfschen Dtschiwdtschiw und die Kzia oder Chram in tiefen, fast senkrecht einfallenden Schluchten zusammentreffen. Durch diese mehrere hundert Fufs hohe Mauer ist der Ort von Natur sehr stark befestigt und nur von Osten konnte man zu demselben gelangen. Auffallend ist die Menge von krystallinischen Quarzkörnern, welche hier allenthalben den Boden bedecken. Dieselben stammen nach der im Volksmunde fortlebenden Sage von einem Steinregen her, welchen Gott den Einwohnern für ihre Sünden zugesendet haben soll. Auf die Gröfse und Bedeutung der einstigen Festung und Stadt kann man einen Schlufs ziehen aus der Menge der Kirchen (wir zählen deren fünf, darunter eine Basilika), die mehr oder weniger die Spuren der Zerstörung und des Zahns der Zeit an sich tragen. Nicht weniger legen dafür auch Zeugnis ab die ausgedehnten Kirchhöfe, welche die Gotteshäuser umgeben. Ein eigentümliches Denkmal steht auf dem armenischen Kirchhof. Es stellt ein steinernes Pferd dar, auf dessen Seiten die Figur eines Menschen, verschiedene Waffen und Gegenstände des häuslichen Gebrauchs, wie Wasser- und Weinkrug, Beile und ein Hirtenstab etc. eingemeifselt sind. Den merkwürdigsten Gegenstand aber finden wir am Rande des Abgrundes zum Flusse Chram hin. Dort sehen wir eine unförmige 10—12′ hohe Säule, aus vier grofsen aufeinander getürmten, unregelmäfsig geformten Steinen bestehend. Es soll das ein Opferaltar der der ersten Bewohner der Stadt gewesen sein. Von der Festung ist kein Stein auf dem andern geblieben, die Feinde haben das Geschäft der Zerstörung gründlich besorgt. In derselben ist eine Vertiefung zu sehen, der Anfang eines unterirdischen Ganges, der hinunter zum Chram geführt

haben soll. Der Boden ist allenthalben mit Trümmern und Schutt bedeckt, so dafs die Umrisse der Gebäude nicht mehr zu erkennen sind. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs Ausgrabungen manches Interessante zu Tage fördern würden.

Wir haben bis jetzt auf unseren Ausflügen im Kleinen Kaukasus wohl verschiedene reiche Mineralquellen gefunden, wie z. B. in Borschom und Abastuman; auf nützliche Mineralien sind wir aber noch nicht gestofsen. Und doch ist der Kleine Kaukasus reich an solchen. Die Hauptfundorte für Kupfer- und Eisenerze, sowie sehr ausgedehnte, ergiebige Steinsalzlager haben wir fast ausschliefslich hier zu suchen. Diese Salzlager treten hier im Unterschied von den ausländischen, wo sie tief im Schofs der Erde geborgen sind, an den Tag[1]. Das ist wohl auch der Grund, warum sie seit uralter Zeit bekannt sind, worauf die in den Salzbrüchen gefundenen, sehr primitiven Steinhämmer hinweisen. Es sind das ganz merkwürdige Dinger. Sie haben die Form eines länglichen Kiesels und in der Mitte eine Rinne, in welche wohl ein Riemen zu liegen kam, mittelst dessen der Hammer an einen Stock gebunden wurde. Solche Salzwerke finden wir im Gouvernement Eriwan in Kulpi, Nachitschewan etc. und im Gebiet von Kars in Kagisman und Olti. Da ich im Ausland auf verschiedenen Salzwerken gewesen bin, so fiel mir eine Eigenschaft des kaukasischen Steinsalzes ganz besonders auf. Abgesehen davon, dafs es viel reiner ist als das ausländische, wird es an der Luft nicht trübe und taut nicht, so dafs man allerlei hübsche Sachen, wie Briefbeschwerer, Leuchter, Salzbüchsen u. s. w. daraus macht. Ich kann mir diesen Umstand nur dadurch erklären, dafs es zu Tage tritt und

[1] Ein Gleiches ist der Fall mit den Steinkohlen bei Tkwibuli und dem Mangan in Tschiaturi, beide im Gouvernement Kutais.

dafs überhaupt die Luft hier im Kaukasus viel trockener ist, als im Ausland. Eisen wird augenblicklich nirgends verarbeitet, die Werke sind alle eingegangen, weil sie mit Verlust arbeiteten. Dagegen herrscht auf den Kupferwerken rege Thätigkeit. Die gröfste Kupferhütte ist die der Berliner Firma, Gebr. Siemens, in Kedabek resp. Kalakent, wohin wir jetzt unsere Schritte lenken, um mit dieser Stätte deutschen Unternehmungsgeistes und deutschen Fleifses etwas näher bekannt zu werden. Wir fahren mit dem Zug auf der Linie Tiflis-Baku bis zur Station Dallar, wohin uns der Direktor des Kedabekschen Werkes, Herr Bolton in liebenswürdigster Weise einen Wagen entgegenschickt. Kedabek ist von Dallar 40 Werst entfernt, wir brauchen aber wegen des schlechten Weges fast einen Tag, um hinaufzukommen. Der Weg führt zuerst durch die Steppe, einige Werst weit inmitten sogenannter Bachtschi, d. i. Melonenpflanzungen, hin, steigt dann zwischen kümmerlichem Gebüsch zur Hochebene an, wo wir viele Filzzelte, sogenannte Jurten, der Tataren bemerken. Zum Glück liegen die bösen, wolfartigen Hunde alle an der Kette und wir sind sicher vor einem höchst unangenehmen Rencontre mit denselben[1]. Neben Wiesen und Weideland sehen wir da oben viele Fruchtfelder. Die Halbnomaden, was die dortigen Tataren sind, ziehen im Anfang des Sommers hinauf in die Berge und kommen im August wieder zurück. Sie sind arme Leute und nähren sich kümmerlich von Viehzucht und Ackerbau; sie haben grofsen Hang zu

[1] Diese Hunde werden von ihren Besitzern sehr gut gepflegt. Sie werden mit Mehlbrei und Fett gefüttert, auf der Weide mit Schafmilch. Zu diesem Zweck wird im Lehm eine Vertiefung gemacht, die Erde etwas festgestampft, und dahinein einige Schafe gemolken. Bei einer Begegnung mit diesen Hunden mufs man sich hüten, auf sie zu schiefsen, da man sonst Gefahr läuft, von den Besitzern getötet zu werden.

Räubereien, wie die meisten Nomadenvölker und man muſs in den Gegenden, wo sie hausen, sehr auf der Hut sein.

Etwa auf halbem Wege liegt das groſse Dorf Tschachadlu in trostloser und rauher Gegend, es wird von Armeniern bewohnt. Hier machen wir auf der Pumpstation kurzen Halt. Von der Station Dallar wird nämlich in einer groſsartig angelegten Leitung in eisernen Röhren Massuth zum Heizen der Maschinen nach Kedabek gepumpt (nicht weniger als 800 000 Pud jährlich). Nach einigen Stunden Fahrt kommen wir kurz vor Kedabek in eines der gröſsten Dörfer der Duchoboren, Slawianka. Da gerade im Sommer vorigen Jahres die seit dem Tod der letzten „Göttin“ bestehende Gärung in offenen Widerstand gegen die russische Regierung ausartete und diese zu energischem Widerstand nötigte, so war es interessant, die Leute etwas näher über jene Ereignisse zu befragen. Eine günstige Gelegenheit bot sich uns dar, da unser Kutscher selbst ein Duchobore war, mit dem man ein vernünftiges Wort reden konnte. Das Dorf Slawianka steht in einer kleinen Vertiefung des rauhen Plateaus. Es macht mit seinen sauber getünchten Häusern, Gärtchen und den anliegenden gut bestellten Feldern einen sehr angenehmen Eindruck. Die Duchoboren beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, auch mit dem Fuhrwesen, wodurch sie viel Geld verdienen. Die Leute sind alle arbeitsam, ehrlich und nüchtern und genieſsen allenthalben das höchste Vertrauen. Das Schnapstrinken, welches in den russischen Dörfern so viel Unheil anrichtet, ist hier streng verpönt. Deshalb herrscht auch allgemein ein gewisser Wohlstand. Die Kleidung der Männer besteht in einem schwarzblauen Wamms, hochgeknöpfter Weste und dunklen Beinkleidern, welche in hohen Stiefeln stecken. Den Kopf schützt eine hohe steife Mütze mit starkem

Schild. Die Frauen tragen vorwiegend rote und blaue Kleider und breitkrämpige rosafarbene Hüte aus Zitz, welcher auf einem Dratgestell aufgespannt ist; auffallend sind die grofsen, wohl zwei oder mehr Zoll im Durchmesser haltenden bunten Kokarden, welche an der den Kopf aufnehmenden Erhöhung angebracht sind. Männer wie Frauen sehen sehr kräftig und frisch aus, was bei der gesunden Bergluft und der soliden Lebensweise nicht zu verwundern ist. Die Duchoboren sind wie die Molokaner (aus den Duchoboren hervorgegangen) und andere Sektanten von der Regierung in sehr rauhen Gegenden angesiedelt worden, haben es aber alle trotzdem zu einem gewissen Wohlstand gebracht, während die anderen russischen Ansiedlungen meist einen ärmlichen Eindruck machen. Nach dem Tode der Königin und Göttin Lukeria drängte sich ein gewisser Peter oder, wie der Kosennamen lautet, Petruschka, den Duchoboren als König auf und durch seine Anhänger wurden die Sectanten so sehr fanatisiert, dafs sie der Obrigkeit einfach den Gehorsam kündigten. Sie wollten den russischen Zaren nicht anerkennen, keinerlei Abgaben zahlen und sich nicht zum Kriegsdienst ausheben lassen. So mufste die Regierung energisch einschreiten, wobei es wegen des geleisteten Widerstandes nicht ohne Gewaltthätigkeiten abging. Es blieb zuletzt nichts übrig, als diejenigen unruhigen Elemente, welche keine Vernunft annehmen wollten, aus den Dörfern zu entfernen und einzeln in verschiedenen Gegenden des Kaukasus anzusiedeln. So wurden z. B. aus dem Dorf Slawianka, das etwa 200 Höfe zählt, 118 Männer verschickt. Dafs eine so bedeutende Verminderung der Arbeitskräfte sich in den einzelnen Dörfern sehr fühlbar machte und nicht gerade dazu beitrug, den Wohlstand derselben zu erhöhen, ist wohl erklär-

lich, aber anders war die Sache nicht zu machen. Religiöse Fanatiker haben überall gegen Vernunftgründe taube Ohren gezeigt.

Bald zeigt uns der Rauch der Schlote und Essen die Stelle an, wo Kedabek liegen mufs; rechts oben sehen wir den gewaltigen Berg, welcher in seinem Innern die Kupfererze enthält, die mittelst Stollen ausgebeutet und zu Tage gefördert werden. Die beladenen „Hunde" rollen von selbst zur Hütte hinunter, die etwa drei Werst entfernt liegt und werden geleert durch Pferde wieder hinaufgezogen. In Kedabek selbst, welches auf dem linken Abhang eines ziemlich engen Thals in Terrassen aufgebaut ist, stehen die Regenerationsöfen, wo die Erze geschmolzen werden, und verschiedene Werkstätten. Dort auch sehen wir eine Menge von sogenannten Sümpfen, in welchen minder gehaltvolle Erze durch Wasser aufgelöst werden und ihren Kupfergehalt an altem Eisen absetzen, welches dahinein geworfen wird. Im gastfreien Hause des Direktors fanden wir sehr liebenswürdige Aufnahme und hatten im Lauf einer Woche genügend Gelegenheit, das Werk kennen zu lernen. Die Luft ist in Kedabek, je nachdem der Wind weht, manchmal sehr unangenehm einzuatmen, da sie mit Schwefeldünsten geschwängert ist; sie soll aber nicht ungesund sein, im Gegenteil gegen manche Krankheiten prophylaktisch wirken. So kam z. B. bei der letzten Choleraepidemie, welche den Kaukasus heimsuchte, kein einziger Cholerafall vor. Dagegen leiden die Pflanzen ganz entschieden von den Schwefeldämpfen, was man im Garten des Direktors deutlich sehen kann, wo sogar der Proletarier unter den Bäumen, die Akazie, die sonst überall fortkommt, ein kümmerliches Dasein fristet.

Das Beamtenpersonal in K. besteht fast durchweg aus

Deutschen und zwar meist aus deutschen Reichsangehörigen. Die Leute leben sehr nett zusammen, haben ihren eigenen Klub mit Kegelbahn etc. und am Sonntag kann man beim Frühschoppen fast die ganze deutsche Kolonie antreffen. Die Arbeiter, gegen 2000, sind meist Tataren, welche sich gut anlassen. Sie verdienen, namentlich die Grubenarbeiter, ihr Brot sehr sauer, scheinen aber mit ihrer Lage zufrieden zu sein. Wo so viele Menschen sind, muſs natürlich auch für die leiblichen Bedürfnisse gesorgt werden. So hat sich denn an die Hüttengebäude ein stattlicher Bazar angereiht, wo die Arbeiter alles Nötige zu mäſsigen Preisen finden können. Etwas unterhalb der Hütte beginnt schöner Laubwald, der bis zum Bergkamm hinaufsteigt. Ein hübscher Ausflugsort ist die sogenannte „Annettenwiese", zu welcher wir im Schatten des Waldes langsam ansteigend gelangen. Dort ist an eine alte armenische Kirche ein kleiner Pavillon angebaut. Wer die Einsamkeit des Waldes liebt, kann dort im Frieden des Waldes für die Natur schwärmen, findet aber auch einen guten Trunk und etwas zum Einbeiſsen.

Von Kedabek aus führt eine 22 Werst lange, schmalspurige Bahn nach Kalakent. In langgestreckten Serpentinen steigt sie hinauf auf Weideplätze, wo die Tataren mit ihren Herden den Sommer zubringen und senkt sich dann langsam über kühne Viadukte und tief eingeschnittene Schluchten hinweg hinab nach Kalakent. Das ist ein allerliebstes Plätzchen — ein anmutiges von Wald umrahmtes Wiesenthal, von einem munteren Bächlein durchrauscht, dem die Romantik in Gestalt einer alten armenischen, vielleicht auch persischen Burg nicht fehlt. Man glaubt sich irgendwo in den Harz oder Thüringer Wald versetzt. Und da kommt auch der Förster — der echte deutsche Förster mit ehr-

würdigem grauen Bart uns entgegen und erhöht noch unsere Illusion. Hier im Försterhaus mit seinem schönen Gärtchen, ruht es sich recht gemütlich aus. Es gefällt uns hier so gut, wohl deswegen, weil in der Nähe „das Paradies“ ist. So heifst eine nahe Gegend, wo verwilderte Obstbäume und Ruinen darauf hinweisen, dafs hier einst grofse Ansiedelungen gewesen sind. Man hat dort interessante Ausgrabungen gemacht. Uns interessiert aber heute mehr als das „Paradies“, in welches wir ja auch mit unseren Kleidern nicht hineinpassen würden, die Elektrolyse, eine der genialsten Verwendungen der Elektricität im Dienste des Menschen. Durch den elektrischen Strom sondert sich im Bade von Vitriolwasser von aufgehängten grofsen Kupferplatten das reine Kupfer aus; dabei fällt alles, was nicht Kupfer ist, zu Boden und bildet einen schwärzlichen Schlamm, welcher Gold enthält. So wird also hier neben reinem Kupfer auch Gold gewonnen.

Die Produktion von Kedabek resp. Kalakent richtet sich naturgemäfs nach der Nachfrage und nach den Kupferpreisen. Im Jahre 1894 wurden beispielsweise 98983 Pud Kupfer im Werte von 915599 Rubel gewonnen und bei der Elektrolyse in Kalakent erhielt man 70 Pud goldhaltigen Pulvers; im Jahre 1895 war die Produktion bedeutend höher und zahlte das Werk an die Regierung über 38000 Rubel Abgaben. (Fünf andere Werke im Kleinen Kaukasus im Sangesurkreis lieferten pro 1894 zusammen 39076 Pud im Werte von 287656 Rubel, ein weiteres in Delischan im Kreise von Kasach nicht mehr als 268 Pud.) Das Kedabeksche reine Kupfer wird nach Petersburg an die Telegraphenverwaltung geliefert.

Von Kedabek könnten wir zu Pferde über das Gebirge allmählich zur Ebene absteigend die gröfste deutsche

Kolonie Helenendorf erreichen. Wir hätten dazu gut eine Tagereise nötig und würden uns gehörig strapazieren. Wir fahren daher lieber wieder zur Bahnstation Dallar hinab, wo wir bei einem Beamten der Firma Siemens zeitweilig mit grofser Zuvorkommenheit aufgenommen werden, und benützen von da die Bahn nach Elisabethpol. Die Stadt liegt ca. 7 Werst von der Station ab, ist aber jetzt durch eine Pferdebahn mit derselben verbunden. Sie hat ca. 20000 Einwohner (Tataren, Armenier). Die Gouvernementsstadt, welche im Jahre 1804 vom Fürsten Zizianoff im Sturm genommen wurde, erhielt ihren Namen nach der damaligen Kaiserin Elisabeth Alexejewna, der Gemahlin Alexanders I. Es ist ein sehr alter Ort, welcher bei den Armeniern Gansack, bei mohammedanischen Schriftstellern Dschensi, Gendsche, auch Ganscha genannt wurde. Es war die Hauptstadt des Ganscha-Chanats, welches seinen Namen nach einem kleinen Flusse dieses Namens erhielt. Elisabethpol ist berühmt durch seine herrlichen Früchte, besonders durch seine prachtvollen süfsen Weintrauben, ist aber sonst ein trauriges Nest. Das einzig Sehenswerte ist eine aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende, von dem Schach Abbas, dem Grofsen, erbaute Moschee, und die herrlichen Platanen, welche den Bazar umstehen, aber auch sonst noch in der Stadt, namentlich auf der nach Helenendorf führenden Strafse zu treffen sind. Manche dieser Baumriesen erreichen eine Höhe von 150' und darüber bei einem Durchmesser von sieben und mehr Fufs. In dem hohlen Raum eines solchen alten Baumes hatte ein Schuster seine Werkstätte aufgeschlagen. Leider gehen die schönen Bäume mehr und mehr ein; sie scheinen mit den Wurzeln auf eine Schichte zu kommen, die ihnen nicht behagt. Die Stadt hat durch eine ganz specifische Krankheit, den sogenannten

Godownik oder die „persische“ Krankheit, einen üblen Ruf erlangt. Es ist das eine endemische Hautkrankheit. An irgend einem Teil des Körpers, vorzugsweise im Gesicht, an Händen und Füfsen — bei den Einheimischen mehr im Gesicht, bei Europäern mehr an den Händen — bildet sich eine Geschwulst, welche im Laufe mehrerer Monate zunimmt, zuletzt stark eitert und sich mit Schorf bedeckt. Genau nach Verlauf eines Jahres schliefst sich das Geschwür und hinterläfst eine häfsliche tiefe Narbe. Das weibliche Geschlecht, namentlich Kinder, werden mehr von der Krankheit befallen, welche zum Glück nicht ansteckend ist. Den eigentlichen Grund der Krankheit hat die Wissenschaft noch nicht gefunden. Man vermutet aber, dafs sie im Zusammenhang stehe mit dem schlechten Wasser, welches die Ganscha liefert, die durch die Stadt fliefst und als Trinkwasser benützt wird. Da in diesem Wasser die Mohammedaner ihre Waschungen vornehmen und dasselbe auf alle mögliche Weise verunreinigt wird, so wird es natürlich im höchsten Grade ungesund und von gebildeten Leuten nur im gekochten Zustand, z. B. in Gestalt von Thee genossen. Die Mohammedaner wollen nicht begreifen, wie ein solches Wasser ungesund sein sollte, denn bei ihnen gilt jedes fliefsende Gewässer für rein.

Wir bleiben in der staubigen, schmutzigen und unordentlich gebauten Stadt, in welcher es nicht einmal ein anständiges Gasthaus giebt, nicht lange und fahren hinaus in die gröfste und reichste Kolonie der Deutschen, nach Helenendorf. Schon gleich unterwegs wird unser Auge angenehm berührt durch die sorgsam gepflegten Weingärten, welche einen auffallenden Kontrast zu der unordentlichen Wirtschaft der Tataren bilden. Während die letzteren kaum ordentlich eingezäunt und die Rebstöcke an Schilf-

rohr aufgebunden sind, sind die deutschen Weingärten von soliden Mauern umgeben, die Reben an soliden Pfählen (meist von Juniperus excelsa) aufgebunden, vorzüglich gepflegt und reichlich bewässert. Da das Wasser der Ganscha hiezu nicht ausreichte, haben die Kolonisten mit seltener Energie und grofsem Kostenaufwand mittelst sogenannter Kjäris dasselbe aus bedeutender Entfernung hergeleitet. Diese Kjäris, wie sie allenthalben in Vorder- und Centralasien gefunden werden, stellen ein System von Brunnenschachten dar, die unterirdisch mit einander verbunden sind und allmählich das Wasser in so grofser Menge sammeln, dafs es zu Tage tritt. Infolge dieser Bewässerung wächst auf dem leichten Kalkboden unter den glühenden Strahlen des Südens ein feuriger Wein, meist Rotwein, der in Frankreich und Rufsland gute Käufer findet. Das Weinland der Kolonie bedeckt einen Raum von 450—500 Dessätinen, welche bei guter Ernte 150 000 Wedro (ein Wedro = 12,3 Liter) und darüber tragen. Daneben kaufen die Kolonisten noch von den Tataren Trauben, da diese als Mohammedaner weder Wein bereiten noch trinken. Helenendorf, welches 11 Werst von Elisabethpol entfernt liegt, ist bald erreicht. Es macht mit seinen mehr als dreihundert Häusern und über 2000 Einwohnern den Eindruck einer kleinen Stadt. Wir steigen bei dem reichsten der Kolonisten, Fohrer, ab. Das ist ein self made-Mann, welcher von kleinen Anfängen an es zu einem grofsen Vermögen gebracht hat. Er ist mit Kindern, namentlich Söhnen reich gesegnet, welche alle an dem Geschäfte teilnehmen. Was nur diese Fohrers nicht alles haben! Vor allem lohnt es sich, den grofsartigen Kellern mit reichem und guten Inhalt einen Besuch abzustatten. Ich war mit einem Rheinländer, dem deutschen

Konsul H., in dieser schönen Unterwelt und er versicherte, dafs man im Rheinlande selten so ausgedehnte und gut eingerichtete Keller finde. Die Firma hat auch ihren eigenen Champagner, ihren eigenen Cognac, ihr eigenes Bier, kohlensaure Wasser, ihre Mühle etc. Neben diesen Fohrers giebt es aber noch viele wohlhabende Kolonisten, wie Hummel und drgl. Im allgemeinen hat jede Wirtschaft dreifsig Dessätinen Land (Wiesen, Felder, Weingärten), einige Pferde und 10—15 Kühe und Ochsen. Die Giebelhäuser machen aufsen und innen einen sauberen appetitlichen Eindruck. Die Strafsen sind von kräftigen Bäumen beschattet; fast am Ende der Kolonie liegt auf freiem Platz die hübsche Kirche, nahe dabei Pfarrhaus und Schule. Helenendorf ist der Sitz des Oberpastors der Kolonien, M., eines sehr liebenswürdigen und energischen Mannes.

Das Dorf ist fast auf allen Seiten von Gärten umgeben, besonders gegen die Ganschaschlucht hin. Nie werde ich den Abend vergessen, den wir mit unseren braven Wirten in einem dieser Gärten unter einem herrlichen Nufsbaum zugebracht. An Speise und Trank fehlte es natürlich nicht, auch nicht an netten Damen. Manches schöne deutsche Lied wurde da gesungen, manches ernste und frohe Wort gesprochen. Der Abend aber erreichte seinen Höhepunkt, als die jungen Leute des Dorfs mit ihrer Blechmusik anmarschiert kamen. Wenn auch da und dort ein Ton daneben ging, so spielte das junge strebsame Orchester doch ganz nett zusammen. Es macht dieser Jugend alle Ehre, dafs sie ihre freie Zeit in so nützlicher Weise anwendet, denn „Frau Musika schützt vor vielen schlechten Dingen“ sagt ja schon Vater Luther. Die Kolonisten sind überhaupt fast durchaus recht biedere brave Leute und ziemlich gut

geschult, haben aber in manchen Dingen, wie die Schwaben, ihren eigenen Kopf. Russisch verstehen sie herzlich wenig und wollten es lange nicht begreifen, dafs es ihnen nur von Vorteil sein kann, wenn sie als russische Unterthanen auch der Sprache des Landes mächtig sind. Es kostete einen schweren Kampf, bis die russische Sprache sich in der Schule neben der deutschen einbürgern konnte und nur der Energie und Beredsamkeit einiger vernünftig denkender Kolonisten ist es zu verdanken, dafs die Kolonisten das von der Behörde vorgeschriebene Programm annahmen, sonst wäre die Schule geschlossen worden. Dabei bleibt der deutschen Sprache in der Schule, in der Kirche und im Hause noch genug Raum. Wir verbrachten in der Kolonie einige frohe Tage und genossen die Gastfreundschaft der Bewohner in hohem Grade.

Einige Tage verwendeten wir zu einem Ausflug hinauf nach Adschikent und zum Gök-Gel = „Grüner See“ resp. Kjapĕs. Adschikent ist der Sommeraufenthalt der Behörden von Elisabethpol. Mitten im Walde in beträchtlicher Höhe, wohl über 4000′ über dem Meer auf einer Randkette des Kleinen Kaukasus gelegen macht der Ort mit seinen schöngebauten Villen einen sehr freundlichen Eindruck. Auch hier haben sich reiche Leute aus Baku angebaut und verbringen hier den Sommer. Diese herrliche Waldgegend bildet einen schroffen Gegensatz zu der völlig ausgebrannten gelbgrauen Ebene, von welcher sich da und dort die von Weingärten und Obstgärten umgebenen Dörfer wie Oasen im Wüstensande abheben. Doch herrscht auch in Adschikent, wie in Kodschori und Manglis, bedeutender Mangel an Wasser, das übrigens gewifs bei näherer Untersuchung der waldreichen Umgebung in reichlicher Menge zu finden und zu fassen wäre. Die obengenannten Fohrers haben

hier ein sehr gutes Gasthaus, das immer gut besetzt ist, so dafs man Gefahr laufen kann, auf der Strafse zu bleiben, wenn man nicht gute Bekannte hat.

Etwa 30 Werst von Adschikent liegt am Fufse des Kjäpes einer der reizendsten Seen des kleinen Kaukasus, der Gök-Gel. Der gröfste Teil des Wegs dahin kann zu Wagen zurückgelegt werden. Nachdem wir längere Zeit über eine felderreiche, fruchtbare Hochebene gefahren, gelangen wir auf steilem Abstieg zu dem grofsen armenischen Dorfe Tschai-Kent und erreichen im lieblichen Thal eines rauschenden Forellenbachs langsam ansteigend den Ak-Ssu d. h. „Weifses Wasser". Zuerst begleiten uns rechts wohlbestellte Gärten, von links her sendet der sich höher und höher aufbauende Wald wohlthuenden Schatten. Da, wo der über blendend weifses Kalkgestein hinrieselnde krystallklare Bach Ak-Ssu sich in die Umarmung des Tschai-Kent-Baches stürzt, umfängt uns von allen Seiten der herrliche Laubwald, in dessen geheimnisvollem Dunkel ein Fufsweg aufwärts führt, über welchen an vielen Stellen klare Bächlein hinfliefsen. Nach etwa einstündigem Aufstieg werden wir für unsre Mühe reichlich belohnt durch den Anblick, der sich uns beim Austritt aus dem Walde bietet. Gerade uns gegenüber türmen sich die steilen zerklüfteten Felsenwände des 10000′ hohen Kjäpes auf, in den blauen Fluten des zu seinen Füfsen liegenden, mehrere Kilometer im Umfang messenden Sees spiegelt sich der dunkelblaue Himmel. Der See ist zwischen steilen, bewaldeten Ufern lieblich eingebettet. Seine kühlen klaren Fluten laden zum erfrischenden Bade ein. Die scheue Forelle, welche wohl selten Europäer mit sich das Wasser teilen sieht, läfst sich nirgends blicken. Das Merkwürdige an dem See ist der Umstand, dafs er erst vor gar nicht langer Zeit entstanden. Es hat

damit folgende Bewandtnis. Die ältesten Leute von Tschai-Kent haben es noch aus dem Mund ihrer Eltern vernommen, der Kjäpes sei früher viel höher gewesen, so hoch, dafs er durch eine Seitenschlucht seine Schatten bis ins Thal des Tschai-Kent-Flusses geworfen. Dann ereignete sich eines Tages eine schreckliche Katastrophe. Ein grofser Teil des Berges stürzte unter donnerähnlichem Getöse bei starker Erschütterung des Erdbodens herab; über eine Strecke von mehreren Werst hin fielen die gewaltigen Felsbrocken und schlossen das Thal am Fufse des Berges ganz und gar ab, es weithin mit Bergtrümmern ausfüllend. Der so aufgestaute Bach verwandelte sich in einen schönen See, auf den Felsentrümmern aber wuchs bald ein schöner Fichtenwald heran, während die Langseiten des Sees mit Laubwald bestanden sind. Der Ak-Ssu-Bach, welcher etliche Werst weiter unten plötzlich in beträchtlicher Stärke unter gewaltigen Steinen hervorquillt, ist der Abfluſs des Sees. Hier haben wir das seltene Beispiel, wie ohne vulkanische Einflüſse, sich sozusagen vor den Augen der Menschen eine ganze Landschaft plötzlich verändert hat, wie die Coulissen im Theater. Dem Kjäpes ist auch jetzt noch nicht zu trauen, seine schrecklich zerklüfteten Felsenwände, an deren Zerstörung Eis und Regen beständig weiter arbeiten, wobei ihnen heftige Winde zu Hülfe kommen, drohen mit einer Wiederholung einer ähnlichen Katastrophe und können unter Umständen den See noch schneller wieder verschwinden lassen, als sie ihn einst ins Dasein gerufen. Einstweilen bleibt dieser Gök-Gel und seine Umgebung einer der herrlichsten Winkel des kleinen Kaukasus, ein aufserordentlich ansprechendes Süjet für den Pinsel eines Landschaftsmalers. Leider kommen Touristen selten an den Ort. Auch keine menschliche Wohnung ist in dieser schönen Natur zu finden; eine elende

Fischerhütte nur erinnert daran, daſs hier zuweilen Menschen herkommen, und nur das heisere Gebell der Tatarenhunde, welche die vorüberziehenden Herden begleiten, stört zuweilen den Frieden und die Stille der reizenden Landschaft.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von DUNCKER & HUMBLOT in Leipzig.

Aus dem Kaukasus.

Reisen und Studien.

Beiträge zur Kenntnis des Landes.

Von

C. Hahn.

1892. Preis 6 M.

Die Haustiere

und

ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen.

Eine geographische Studie

von

Eduard Hahn.

1895. Preis 11 M.

Sibirische Briefe.

Von

O. O.

Eingeführt von P. v. Kügelgen.

1894. Preis 5 M. 60 Pf.

Streifzüge

im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei.

Von

M. Freiherrn von Thielmann.

1875. Mit Illustrationen. Preis 11 M. 20 Pf.

Aus Transkaukasien und Armenien.

Reisebriefe

von

Wilhelm Petersen.

1885. Preis 3 M.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

3 2044 050 660 158